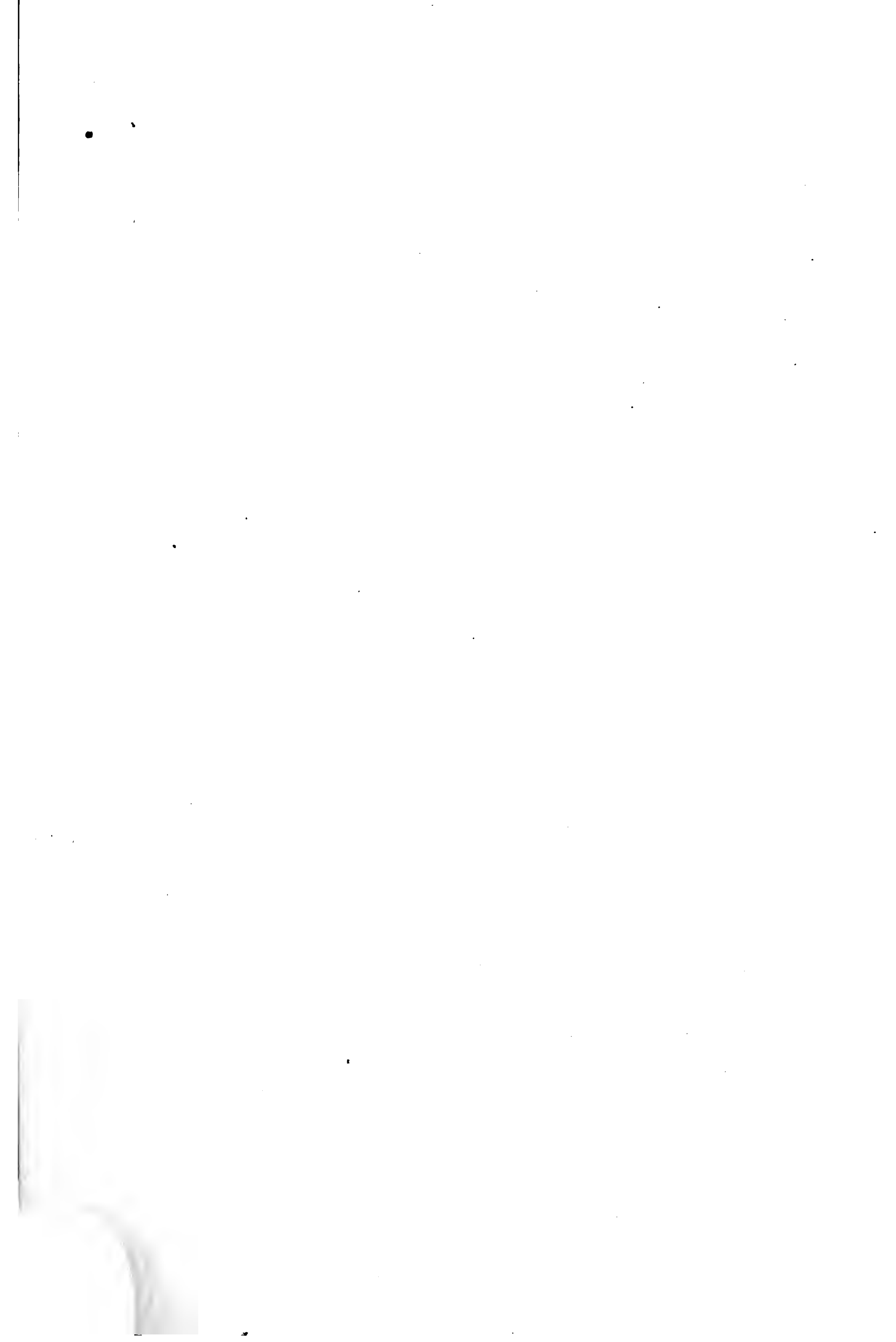
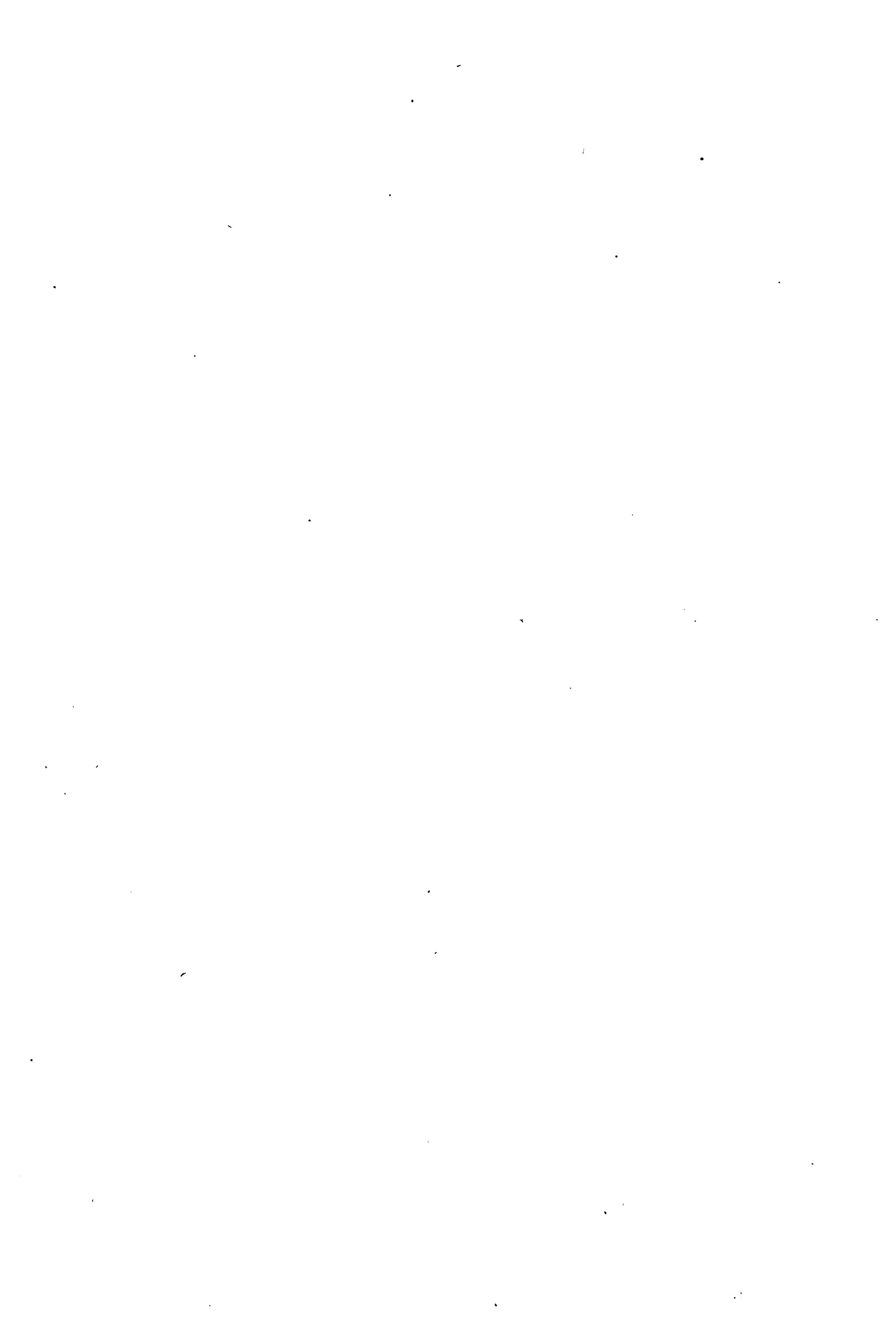
Stromeyer starb am 15ten Juni 1876 an einem Schlaganfall — Hannover.



Erinnerungen eines deutschen Arztes.



Erinnerungen eines deutschen Arztes

von

Dr. Georg Friedrich Louis Stromeyer,
früherem Professor und Generalstabsarzt.

Motto:
Wenn das Leben köstlich war,
so ist es Mühe und Arbeit gewesen.
Psalm 90, V. 10.

Erster Band.

Leben und Lernen.

Hannover.
Carl Rümpler.
1875.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Vorrede.

Meine verstorbene Tochter, Frau Anna Esmarch, hatte 1868 zuerst den Gedanken, daß ich Erinnerungen niederschreiben und herausgeben sollte. Ich ging darauf um so leichter ein, weil ich von meinem Vater erzählen konnte, dessen Andenken wie ein rother Faden durch mein Leben geht. Es knüpfen sich daran viele ehrliche und nützliche Gedanken, mit denen man Anderen helfen kann und mitunter Dank erwirbt.

Wer von 1804 bis 1874 gelebt hat, dem fehlt es wohl nicht an Stoff für seine Biographie, auch ohne die Geschichte seiner Zeit zu schildern. Die großen Begebenheiten des Jahrhunderts haben ihn berührt, sie gaben seinen Ideen und seinem Schicksale ihre Richtung. Ob sich das meinige dazu eignete, beschrieben zu werden, ob ich dies verstanden habe, darüber bin ich sehr im Zweifel. Ich fand es schwerer, als über Chirurgie zu schreiben, wobei man genau weiß, welche Capitel man vorzunehmen hat. Nach einigen Versuchen, planmäßig vorzugehen, mußte ich meiner Feder ihren Lauf lassen. Sie hielt

die Chronologie der Begebenheiten wohl in Ordnung, aber nicht die der Ideen, welche sich daran knüpften.

Eine Selbstbiographie soll die Epikrise, das Endurtheil unseres Lebens sein, man kann sie nur datiren von dem zuletzt eingenommenen Standpunkte, aber es steht uns frei, in die Ideen früherer Zeiten zurückzugreifen. Darin besteht der Reiz einer solchen Arbeit für den Autor. Es war mir dabei zu Muthe, als sei die Zeit nicht mehr vorhanden, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft waren mit einander verschmolzen. Man hat den Druck des Augenblicks vergessen und läßt die Vergangenheit in Bildern, die Zukunft in Ahnungen an sich vorüberziehen. Was ist die Freude an einem glücklichen Gedanken anderes, als die Ahnung seiner segensreichen Folgen? Ob man diese hundertmal, einmal, oder gar nicht gesehen hat, kommt wenig in Betracht. Sobald man von der Richtigkeit seines Ideenganges überzeugt ist, kümmert man sich nicht um die handgreiflichen Erfolge. Die Idee bleibt unberührt vom Schicksale, sagte Uhland (Leben, pag. 34).

Aber in dieser Beziehung sind die Menschen verschieden; nicht jeder findet Geschmack an intellectuellen Siegen, sondern verlangt die Trophäen vor Augen zu haben. Dies hat sein Gutes. Die Freunde des Factums müssen die Vertreter der Idee zuweilen aus ihrem Traume wecken. Man könnte sich am Schlusse des Lebens allenfalls die Frage vorlegen, ob man mehr geträumt, oder mehr gewacht habe? Das unbefangene Urtheil darüber

würde sich kein vernünftiger Mann zutrauen; die Zeit muß darüber entscheiden.

Die Heilkunst ist wohl danach angethan, Irrthümer aufzuklären, man kann sich über ihre Erfolge nicht täuschen. Für den, welcher bedächtig fortschreitet, ist die Gefahr, sich lange in Täuschungen zu wiegen, nicht groß, weil sie Anderen verderblich werden. Man freut sich dessen, was wirklich nützt; wer sein Glück darin findet, wird nicht müde, neue Wahrheiten zu suchen, und nicht begierig, das fallen zu lassen, was sich als gut bewährt hat.

Warum geschieht es doch? Weil die idealen Güter oft weniger geschätzt werden, als die realen. Man achtet die Stimme des Gewissens etwas weniger, um etwas mehr Aufsehen zu machen und um besser fortzukommen. Es giebt sogar Leute, die das Gewissen für etwas ganz Conventionelles halten, welches wir im Wesentlichen nur den Strafgesetzen zu danken hätten. Da diese um die Wissenschaften sich nicht bekümmern, so sind in ihrem Reiche die gewissenlosen Leute sicher sehr gefährlich.

Es scheint mir, als hätte ich in meinen Erinnerungen die idealen Güter der Welt höher geschätzt, als mancher Andere.

Sollte dies der Fall sein, so liegt darin wenigstens nichts Erkünsteltes. Ich wüßte in der That nicht, wie ich es anfangen sollte, Dinge zu vertreten, für die ich nichts fühle, es fehlen mir auch die Gedanken. Das angeerbte, von Selbstsucht nicht befangene Gewissen ist unser Leitstern im Fühlen und im Denken.

Wir, die wir uns einbilden, nicht von Affen, sondern von Gott abzustammen, nennen dies unsere Mission, der wir treu bleiben müssen bis in den Tod.

Wer im Voraus weiß, daß er mit seinen Anschauungen Vielen im Wege ist, rechnet mit einem Buche nicht auf allgemeinen Beifall, und ist damit zufrieden, Einigen zu gefallen, deren Lebensweg er zu erhellen versucht hat.

Hannover, im September 1874.

Dr. Stromeyer.

Leben und Lernen.

Meines Vaters Familie.

Mein Urgroßvater Barthold Julius Stromeyer,
geboren 1659, gestorben 1727.

Unter den von meinem Vater nachgelassenen Papieren fand sich eine ganz vergilbte Schrift, in welcher ich, bei genauerer Untersuchung, das Testament meines Urgroßvaters entdeckte. Mein Vater, der den seinigen schon im zwölften Lebensjahre verloren und selbst spät geheirathet hatte, sprach nicht von seinen Vorfahren, ich erfuhr deshalb zuerst aus diesem Testamente, wer der Stammvater der beiden Linien unserer Familie gewesen sei. Er hieß Barthold Julius Stromeyer und war Kaufmann und Stadthauptmann (Vorstand der Stadtmiliz) in Göttingen. Das Datum seines Testaments ist vom 13. August 1727. Nach Ausweis des Kirchenbuchs von St. Jacobi wurde der Testator am 17. August 1727, seines Alters 68 Jahre 6 Monate und 3 Wochen, bei volkreicher Versammlung, beerdigt. Er hatte die Errichtung des Testaments also nur kurze Zeit überlebt. Der Notar Basse bezeugt unter demselben, daß der Testator, obgleich derselbe, bei seiner paralytischen Schwachheit, so wenig viel reden, noch schreiben konnte (weshalb statt seiner ein achter Zeuge, der Conrector Andreas Conrad Waehner, das Testament an dessen Schluß wie am Ende jeder Seite unterzeichnete), doch bei gutem Verstande, Sinnen und

Vernunft gewesen sei, daß ihm das früher verfaßte Testament, Satz für Satz, vorgelesen und von ihm genehmigt sei. Es enthält siebenundzwanzig ganz vollgeschriebene Seiten, ist schon für einen Gesunden angreifend zu lesen und konnte die schwachen Kräfte eines Kranken leicht erschöpfen. Es ist offenbar besser, sein Testament zu machen, so lange man noch bei guten Kräften ist, namentlich wenn man so viel auf dem Herzen hat, wie unser Stammvater, dessen Lebensgeschichte man so ziemlich aus seinem letzten Willen kennen lernt.

Er sagt zunächst, daß er sich dem zeitlichen Tode nahe fühle, seine Seele dem barmherzigen Gotte, seinen Leib aber den hinterbleibenden Angehörigen zu christgewöhnlicher Beerdigung empfehle. Ganz besonders am Herzen liegt ihm, bei Abfassung seines Testamentes, „die Vermeydung alles Streites, Zankens und Haders unter den Seinigen, welchen vornähmlich seine älteste Tochter Euphrosyne, verehelichte G., schon bei seinen Lebzeiten, vielfältig damit gedraeuet.“

Der Stadthauptmann ist zweimal verheirathet gewesen, aus seiner ersten Ehe stammten zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter. Der Sohn, Johann Julius, welcher, dem Stande seines Vaters folgend, sich als Kaufmann etablirt hatte, starb frühzeitig. Er hatte keine gute Geschäfte gemacht und seinem Vater viel Geld gekostet. Die Tochter erster Ehe, Euphrosyne, hatte einen Kaufmann geheirathet. Auch ihr war es nicht sonderlich ergangen, sie ist, dem Testamente nach, offenbar schon früh unter die Drachen gegangen. Ihr Vater sucht ihr auseinander zu setzen, daß sie sich gewaltig irre, wenn sie glaube, noch Ansprüche auf das Erbtheil ihrer Mutter und Großmutter machen zu können. Die ganze Mitgift ihrer Mutter habe in funfzig Thalern und die Erbschaft der Großmutter in einigen Mobilien bestanden. Er rechnet ihr vor, was er Alles für sie gethan und daß ihre Aussteuer 200 Thaler

gekostet habe. Um sie jedoch zufrieden zu stellen, vermacht er ihr noch 50 Thaler, wenn sie sich verpflichtet, das Testament nicht anzufechten. Dieser Zweck, eine böse Sieben mit 50 Thalern zum Schweigen zu bringen, wurde aber nicht erreicht, sie erscheint 1771 noch einmal in der Geschichte, wo sie als vereinsamte, verarmte Wittwe von der Familie für 70 Thaler in eine Versorgungsanstalt, zum heiligen Kreuz in Göttingen, eingekauft wird. Sie hat also Zeit gehabt, noch 44 Jahre weiter zu dräuen.

Seiner zweiten Frau, geborenen Molthan, ertheilt der Testator das größte Lob; ihrem unermüdeten Fleiße habe er, nächst Gott, sein bischen Wohlstand zu danken; er macht sie zu seiner Universalerbin. Sie hat ihm drei Kinder geboren, zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn Ernst, mein Großvater, hatte bereits Jura studirt, seine Studien werden ihm mit 250 Thalern berechnet, er geht in dem Testamente leer aus. Er habe nun das seinige gelernt, könne sich selbst forthelfen und möge seiner Mutter nicht mehr lange zur Last fallen. Der zweite Sohn, Friedrich Wilhelm, der Stammvater der Göttinger Linie, war noch auf dem Gymnasium, für seine demnächstigen Studien werden ihm 250 Thaler vermacht.

Die Tochter Sophie Juliane soll, nach dem Tode ihrer Mutter, das derselben vermachte Haus erhalten. Es ist für 500 Thaler gekauft und soll ihr zu 700 Thaler angerechnet werden.

So weit reicht das Testament, bei dessen Lecture es einen betrübten Eindruck macht, wie das Gemüth eines Sterbenden sich um ein unfreundliches Kind vergebens abhärmt. Vielleicht zeigte ihm ein gütiger Genius, noch im Traume, die lange Schaar gut gearteter Nachkommen, welche seinen beiden Söhnen zweiter Ehe beschieden waren.

Die Tochter Sophie Juliane heirathete den Hauptmann und Regiments-Quartiermeister Roddow in Göttingen, welchen

sie überlebte. Sie starb kinderlos am 6. Juni 1770, und so ging ihr Vermögen auf ihre beiden Brüder über. Ihr von der Mutter ererbtes Haus an der Weender Straße, Ecke der Kupferstraße, wurde für 2000 Thaler an den Traiteur Sachse verkauft. Ihr übriger Nachlaß bestand außer dem Mobiliar in einem Garten und einigen kleinen Grundstücken.

Der jüngere Bruder Friedrich Wilhelm war am 18. März 1712 in Göttingen geboren, studirte von 1732 bis 1734 in Jena Theologie, dann, nach Stiftung der Georgia Augusta, in Göttingen, wo er bei deren Einweihung, im Jahre 1737, Magister wurde. Als Privatdocent las er über Philosophie, über griechische und hebräische Sprache, wurde aber durch seine Ernennung zum Pfarrer an der Nicolai- und der Kreuzkirche, so wie zum Superintendenten der Harstischen Inspection, von der academischen Laufbahn abgezogen. Sein Tod erfolgte zu Göttingen im März 1773. Sein letzter Brief an seinen Bruder, meinen Großvater, ist vom 20. Februar 1773 aus Göttingen, wo er schon krank war.

Seine drei Kinder waren der berühmte Arzt und Professor der Medicin, Leibmedicus und Hofrath Johann Friedrich Stromeyer, geboren zu Göttingen am 4. Juni 1750 und gestorben ebendaselbst am 27. Juni 1830; der in Celle im hohen Alter verstorbene Oberappellationsrath Stromeyer und die Professorin Erxleben, deren Tochter mit meinem Gevatter, dem Rector und nachherigem Superintendenten Krause in Göttingen, dem Vater des berühmten Anatomen Carl Krause, verheirathet war.

Die Erfolge dieser beiden Männer und ihres Vaters in der gelehrten Laufbahn sind es wohl gewesen, welche die Familie dem Kaufmannsstande entfremdet haben, mit welchem der Stammvater, in seinen beiden Kindern erster Ehe, unangenehme Erfahrungen gemacht hatte. Die Errichtung der Göttinger Universität mußte ohnehin dazu beitragen, den Sinn für die Studien zu

wecken. Unter den 22, mir bekannten Nachkommen des Stadthauptmanns befindet sich nur ein Droguriehändler, ein Oekonom und ein junger Krieger, der Fähnrich Gustav. Stromeyer aus Hamburg, der als Freiwilliger der schleswig-holsteinschen Armee in der Schlacht bei Idstedt gefallen ist. Unter den übrigen 19 befanden sich ein Geistlicher (Superintendent), fünf Juristen (ein Kanzleidirector, ein Oberappellationsrath, ein Oberamtmann, ein Obergerichtsrath, ein Amtsassessor), acht Aerzte (ein Hofrath und Professor der Medicin, ein Leibchirurgus, ein Generalstabsarzt und Professor der Chirurgie, drei Oberärzte, davon einer der englisch-deutschen Legion, zwei k. hannov. Oberärzte und zwei k. hannov. Physici), drei Chemiker (ein Hofrath und Professor der Chemie, ein Bergcommissair und Mitglied des Obermedicinalcollegii, ein Dirigent eines Chromwerks), ein Archivar und ein Bibliothekar. Davon gehörten also dem Stande der Professoren zwei Aerzte und ein Chemiker an.

Mein Großvater Ernst Stromeyer,

geboren 1706, gestorben 1773.

In Göttingen 1706 geboren, wurde er, 67 Jahre alt, am 13. April 1773, auf dem Hofkirchhofe in Hannover beerdigt. Ueber seine Schicksale vom 13. August 1727, wo sein Vater ihm, in seinem Testamente, den Rath gab, nun für sich selber zu sorgen, bis zu seiner Anstellung als Archivsecretair in Hannover, welche im April 1754 stattfand, schweigt die Geschichte. Es liegt nur eine Schuldverschreibung von ihm vor, de dato Hannover, 5. Juni 1744, über 100 Thaler, welche ihm sein Schwager Roddow, zur Abführung dringender Schulden, geliehen hat. In einer Nachschrift erklärt seine Mutter, daß sie die genannte Summe wieder bezahlen wolle. Es war ihm also, nach 17 Jahren, noch nicht gelungen, dem Testamente des Vaters entsprechend, für sich selber zu sorgen

und seiner Mutter nicht beschwerlich zu fallen. Sein Gehalt als Archivsecretair betrug bei der Anstellung nur 200 Thlr., wurde aber später auf 600 Thlr. erhöht. Erst im Jahre 1758, wo er also schon 52 Jahre alt war, verheirathete er sich mit der Wittwe eines Tischlers Frommann, Anna Sabina Catharina, geborenen Buchholz. Diese starb, 70 Jahre alt, am 15. Juni 1792, hatte ihren zweiten Mann 19 Jahre überlebt und war 36 Jahre alt, als sie ihn heirathete. Als einzige Mitgift hatte sie meinem Großvater eine Tochter erster Ehe gebracht. Von den drei Kindern ihrer zweiten Ehe blieb nur mein Vater am Leben. Die Vormundschaftsacten meines Vaters enthalten eine Menge Briefe des Großvaters an seinen Bruder, den Superintendenten, in Betreff der Roddow'schen Erbschaft, worin die Brüder sich gegenseitig „Ihr" nennen. Der Bruder starb einige Wochen vor meinem Großvater. Der letzte Brief meines Großvaters, in diesen Erbschaftssachen, ist an seinen Neffen, den zweiten Sohn des Superintendenten, nachherigen Oberappellationsrath, gerichtet und am 28. März 1773 geschrieben. Er sagt darin am Schlusse: Seit 14 Tagen bin ich sehr krank, bitte deshalb mit meinem Schreiben Nachsicht zu haben, mein Sohn ist jetzt 12 Jahre alt, verlangt sehr nach Göttingen, ist Dero seligem Vater ähnlicher, als mir. Diesen Satz hat er, mit einer ganz leserlichen, aber schon sehr entstellten Hand als Postscript noch einmal wiederholt.

Aus dem Inventario seines Nachlasses, welches erst 1778 aufgenommen wurde, ergiebt sich, daß er eine, für seine Verhältnisse bedeutende Bibliothek von mehr als 300 Werken besaß, welche nur dem Formate nach aufgeführt sind, darunter viele Folianten und Quartanten. Mein Vater ließ durch seinen Vormund die darin enthaltenen Bücher philosophischen, historischen und belletristischen Inhalts für sich in der Auction erstehen. Aus den von ihm namhaft gemachten Büchern ergiebt sich, daß mein

Großvater ein vielseitig gebildeter Mann gewesen sein müsse und als solcher erscheint er auch in den Briefen an seinen Bruder.

Mein Vater Christian Friedrich Stromeyer,

geboren den 26. März 1761, gestorben den 26. October 1824.

Es ist nicht gut, wenn die Männer spät heirathen; sie sterben dann zu bald, um ihre Söhne zu erziehen, haben ihre eigene Jugendgeschichte vergessen und wissen nicht mehr recht, wie es Kindern zu Muthe ist. Mein Großvater starb, als sein einziger Sohn 12 Jahre alt war. Die frühe Jugend meines Vaters lag schon ein halbes Jahrhundert hinter ihm, als ich so weit herangewachsen war, um mich seiner Gespräche erinnern zu können. Ohne die Vormundschaftsacten meines Vaters, welche glücklicher Weise erhalten wurden, wüßte ich nur wenig über seine Jugend zu berichten. Er tritt darin, als 17jähriger Jüngling, schon mit der Energie auf, welche ihn im übrigen Leben ausgezeichnet hat. Beim Ableben seines Vaters hatte seine Mutter die Vormundschaft erhalten. Unter dem 13. October 1778 wandte sich mein Vater an die Königlich Großbritannische, Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgische Justizcanzlei, seine obervormundschaftliche Behörde, mit der Bitte, ihm den Schatzsecretair Hansing zum Vormunde zu bestellen, weil seine Mutter, welche nie etwas anschreibt, nicht im Stande sein werde, sein kleines väterliches Vermögen, von dem seine ganze Zukunft abhängt, zusammenzuhalten. Er setzt dies in einem vortrefflich abgefaßten Schreiben, mit aller möglichen Schonung für seine Mutter, sehr deutlich auseinander und bittet, daß diese von seiner Eingabe nicht in Kenntniß gesetzt werde. Dieser Schritt hatte, noch in demselben Monate, den gewünschten Erfolg, der Schatzsecretair Hansing, welcher an dem offenherzigen, ehrlichen Wesen, dem lebhaften Geiste und dem musikalischen Talente meines Vaters Geschmack fand, nahm sich

der Angelegenheiten seines Mündels mit großem Eifer und in ganz uneigennütziger Weise an. Er machte sogleich die Entdeckung, daß die gute Großmama sehr genial gewirthschaftet hatte. Es waren ihr, gleich nach dem Tode ihres Mannes, an Gage für ein Noth- und Gnaden-Quartal, 300 Thaler und aus der Roddow'schen Erbschaft 855 Thaler zugefallen. Das für ihre Verhältnisse beträchtliche Capital von 1155 Thalern hatte sie nicht belegt, sondern theils zur Aussteuer ihrer Tochter erster Ehe, theils zur Anschaffung von 310 Stiegen (5400 Ellen) Leinen verwandt. Dieses Leinen hatte sie allmählich wieder verkauft und von dem Erlöse gelebt; angeschrieben hatte sie nichts, von dem angeschafften Leinen waren noch 100 Stiegen vorhanden. Der neue Vormund ließ ein Inventarium aufstellen und alle überflüssigen Sachen verkaufen. Die Auction brachte 500 Thaler ein, davon 372 Thaler für Leinen und Drell, 29 Thaler für die Bibliothek.

Am meisten Mühe machte die Regulirung der Roddow'schen Erbschaft, die sich sehr in die Länge zog. Die Vormundschaftsrechnung vom December 1784 schließt mit dem Nachweise eines Vermögens von 900 Thaler Gold, nach Abzug der Ausgaben für den Unterhalt der Mutter und für die ersten Studien ihres Sohnes.

Mein Vater hatte, schon ehe er seinen Vormund erhielt, den Entschluß gefaßt, nach Beendigung seiner Gymnasialstudien, zunächst die Chirurgie zu erlernen. Seine Mutter hatte mit dem Prosector an der chirurgischen Schule zu Braunschweig einen Contract abgeschlossen, wonach dieser sich anheischig macht, den angehenden Chirurgen, gegen eine Vergütung von 75 Thalern jährlich, in Kost und Logis zu nehmen. Dieser muß seinem Prinzipale in der Praxis behülflich sein, kann aber dessen Vorlesungen unentgeltlich besuchen. Ein weitläufiger Vetter in Braunschweig, Namens Plautener, war zu Rathe gezogen worden.

Dieser schreibt an meinen Vater, er finde die Bedingungen des Herrn Prosectors ganz angemessen, nur müsse er ja nicht vergessen, eine Matrikel zu lösen, dann dürfe er zum Rasiren nicht verwendet werden und könne einen Degen und einen Stock tragen. Der Aufenthalt meines Vaters in Braunschweig dauerte vom November 1778 bis Ostern 1781. In den Briefen an seinen Vormund spricht er mit vieler Achtung von seinen Lehrern; Professor Rollin lehrte Anatomie, Professor Pott Geburtshülfe und Botanik, Professor Sommer Chirurgie; er klagt aber, daß die Vorlesungen nicht regelmäßig gehalten werden. Der Herr Prosector hält gar keine, leitet nur die Präparirübungen, welche drei Thaler im Semester kosten und von meinem Vater in allen drei Wintersemestern fleißig benutzt werden. Die Correspondenz mit dem Vormunde war in Braunschweig sehr lebhaft. Mein Vater fragt ihn über Alles um Rath, über jede kleine Ausgabe für seine Toilette, für seine Bibliothek, die er stets zu vergrößern bemüht ist. Sie war in der That erstaunlich groß für einen Studenten der Chirurgie von 17 Jahren, alle Zweige der Wissenschaft sind vertreten in dem Verzeichnisse, welches er seinem Vormunde von seinen sämmtlichen Sachen einsendet, Classiker, neue Sprachen, Philosophie, Geschichte, Naturgeschichte, Chemie, Botanik, Medicin, Chirurgie, Geburtshülfe; auch die schöne Literatur ist nicht ausgeschlossen. Er besitzt schon den Don Quixote, Gellert's Werke, Haller's, Gleim's, Gesner's und Werlhof's Gedichte. Bei jeder in Hannover stattfindenden Auction hat er Aufträge für den stets geduldigen und gütigen Vormund. In der Chirurgie genügen ihm die alten Autoren nicht, er will die neuesten Lehren kennen und unternimmt es, ein Heft von A. G. Richter über Chirurgie zweimal abzuschreiben, einmal für sich und das andere Mal für den, welcher ihm das Heft unter dieser Bedingung verschafft hat.

Da der Vormund immer nur kleine Summen schickt,

so endigt oder beginnt fast jeder Brief meines Vaters mit der Bitte um Geld. Es passirt ihm dabei, daß er dem Vormunde zum Neujahre 1780 einen kalligraphisch musterhaften Brief schreibt, in welchem er sagt, er könne seinen, jetzt verstorbenen Vater nicht mehr verehren, wie den Vormund, seinen zweiten Vater. In einem Postscript heißt es dann: Schicken Sie mir doch bald das Geld für den Schneider, der Mann mahnt mich alle Tage.

Man erkennt aus seinen Briefen, daß der Aufenthalt in Braunschweig ihn für die Heilkunst begeistert, aber er hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um seinen Wissensdrang zu befriedigen, sie liegen in den häuslichen Verhältnissen. Des Morgens hat er seinem Principal zu helfen, Nachmittags sind die Vorlesungen und Präparirübungen, der Abend sollte dem Repetiren und Studiren gewidmet sein. Aber in dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer schnurren die Spinnräder, es wird fortwährend geschwatzt, gelacht, gezankt und geflucht. So bald es dunkel wird, fangen die Leiden erst recht an. Der eifrige Studiosus soll mit der Magd von derselben Lampe sein Licht haben, sie rennt aber jeden Augenblick damit in die Küche; nach dem Abendessen, wo sie noch aufwaschen muß, läßt sie ihn 3/4 Stunden im Dunkeln sitzen. Von dem Lichte der Prinzipalin kann er nicht profitiren, das würde gegen den Respect sein, wie er schreibt. Er möchte gern bis Mitternacht arbeiten, aber um 10 Uhr heißt es: Zu Bette! — Er klagt dies seinem Vormunde immer dringender und bittet ihn, kein Opfer zu scheuen, um ein eigenes Zimmer, wenigstens ein eigenes Licht für ihn zu erwirken.

Der stets zur Sparsamkeit mahnende Vormund zögert, seines Mündels Wünsche zu erfüllen, bis es fast zu spät ist. Eine gereizte Stimmung hat sich eingeschlichen, deren Quelle die Frau Prinzipalin zu sein scheint. Sie ist mit ihrem Manne

nicht sehr zufrieden, weil er ihr nicht Geld genug giebt. Er ist ein gutmüthiger, einfältiger, etwas jähzorniger Mann. Aus diesen Elementen, der Küchenmagd, der Frau Prinzipalin, dem Herrn Prosector und meinem hitzköpfigen 18jährigen Erzeuger baut sich eine Scene auf, deren Katastrophe glücklicher Weise dem Lustspiele angehört. Der Herr Prinzipal, dessen bessre Hälfte vermuthlich Geld nöthig hat, will meinem Vater allerlei alte Sachen verkaufen, verschiedene Instrumente und einen gesprengten Schädel. Mein Vater findet die Instrumente weder gut, noch preiswürdig, den gesprengten Schädel zusammengelesen aus verschiedenen Köpfen, er weigert sich den Handel einzugehen. Der Prinzipal ist thöricht genug, ihn bei seinem Vormunde zu verklagen. Dieser kluge Mann giebt ihm vollkommen Recht, ohne ihm zu verschweigen, daß man die zu verkaufenden Instrumente in Hannover neu zu demselben Preise haben könne. Der Prosector setzt die Instrumente im Preise herab, aber mein Vater beharrt bei seiner Weigerung, sie zu kaufen. Seine Gegner machen ihrer üblen Laune dadurch Luft, daß sie einen Brief des Vormunds acht Tage zurückhalten. Mein Vater beschwert sich darüber auch gegen den Vormund, der ihn zu beschwichtigen sucht und ihm schreibt, er hätte die Instrumente doch kaufen sollen, mit schuldiger Rücksicht auf den Prinzipal und auf den lieben Frieden; wären sie nicht brauchbar, so hätte man sie später durch andere ersetzen können. Diese diplomatischen guten Lehren kamen zu spät, die Explosion war nicht mehr zu vermeiden, sie wurde vom Zaune gebrochen, ohne casus belli. Abends bei Tisch, in Abwesenheit ihres Mannes, fängt die Frau Prinzipalin Streit an, sie macht meinem Vater Vorwürfe darüber, daß er von ihrem Manne schon wieder Geld erhalten habe, für sie habe er nie Geld und nennt ihn dabei Er! Darob ergrimmt Er und redet die Frau Prinzipalin mit Sie an, aber im Singularis, mit dem kleinen s, indem er ihr

sagt: Das Geld, welches ich von ihrem Manne erhalte, hat dieser von meinem Vormunde, darum hat sie sich gar nicht zu bekümmern! Die Replik der Prinzipalin bestand in einem Bunde Schlüssel, welches dazu bestimmt war, meinem Vater an den Kopf zu fliegen, aber sein Ziel verfehlte. Indeß zog er es vor, das Feld zu räumen. Diese haarsträubende Geschichte wird von beiden streitenden Parteien dem guten Vormunde mitgetheilt, welcher das Ehepaar zu beschwichtigen sucht, meinem Vater aber schriftlich so lebhafte Vorwürfe macht, als hätte er Mord und Todtschlag verübt. Da dieser aber seinen Vormund liebt und ehrt, so machen die, wenn auch übertriebenen Vorwürfe Eindruck und er verspricht für die Folge größere Mäßigung. Bald nach dieser, im November 1779 vorgefallenen Scene erhielt mein Vater, durch Vermittlung des Vormunds ein eigenes Zimmer und damit ein eigenes Licht. So war der Hauptgrund seiner Unzufriedenheit hinweggeräumt; ein Klavier für 10 Thlr. wurde für ihn angeschafft und auf diese Weise eine ganz harmonische Stimmung herbeigeführt, welche bis zum Ende anhielt. Der Prinzipal läßt jetzt, in seinen Briefen, den Talenten, den Kenntnissen, ja sogar dem Aeußern meines Vaters, Gerechtigkeit widerfahren und als dieser, im Februar 1781, seine Studien beendigt hat, erwirkt er sich von seinem Vormunde die Erlaubniß, der Frau Prinzipalin ein Paar silberne Schuhschnallen für 4 Thlr. als Andenken zu verehren. Der Vormund fand dies eigentlich überflüssig, weil ohnehin die Observanz besteht, daß der Lehrling ein mitgebrachtes silbernes Besteck als don gratuit zurücklasse. Der diplomatische Vormund schreibt aber dem Prinzipal: wenn das Geschenk an seine Frau in richtigem Verhältnisse zur Dankbarkeit ihres Zöglings stehen sollte, so müßte es viel bedeutender sein. Ungeachtet der entente cordiale zwischen den Eheleuten und meinem Vater, bleibt dieser, seinem Vormunde gegenüber, noch der Ansicht, der Cha-

rakter der Frau Prinzipalin lasse viel zu wünschen übrig, oder wie er sich weniger diplomatisch ausdrückt, sie sei eigentlich doch eine recht boshafte Creatur. — Im Februar 1781 kehrte er nach Hannover zurück, wo er bei seiner Mutter wohnte. Sein Vormund ließ ihn von dem Leibchirurgus Lampe prüfen; dieser war mit seinen Kenntnissen sehr zufrieden und rieth, ihn die Universität besuchen zu lassen. Der Vormund bemühte sich auch, ihm dazu Stipendien oder Familienunterstützungen zu verschaffen, aber vergebens! Aus finanziellen Gründen mußte die Universität einstweilen aufgegeben und eine Anstellung in der Armee gesucht werden. Der Leibchirurgus Lampe hatte die Vorschläge zu machen und so dankte es mein Vater dessen Empfehlungen, daß er schon im Jahre 1781 als Escadron-Chirurg bei den leichten Dragonern in Isernhagen angestellt wurde. Im März 1782 wurde er zum 7. Infanterie-Regiment nach Hameln versetzt und im folgenden Jahre zur Artillerie in Hannover. Die monatliche Gage eines Escadron- oder Compagnie-Chirurgen betrug 6 Thlr., bei den Dragonern hatte er eine grüne, bei der Infanterie eine rothe und bei der Artillerie eine blaue Uniform anzuschaffen. Von Hameln lauten die letzten Briefe an den Vormund, dem er, unter anderem, mittheilt, daß er den, in den ersten beiden Monaten genossenen Mittagstisch für $2^1/_2$ Thlr. monatlich aufgegeben habe und bei einem Traiteur für 18 Pfennige täglich esse, bei warmem Wetter lebe er von Milch und Brod, den Kaffee habe er ganz abgeschafft. Es sei ihm ganz gleichgültig, ob er gut esse oder nicht, wenn er nur in seinem Fache etwas Tüchtiges leisten werde. Daß dies nicht blos leere Worte sind, geht daraus hervor, daß er zugleich den Vormund bittet, ihm einige neuere Werke zu kaufen, die er zu Rathe ziehen müsse, weil er wichtige Kranke habe, über deren Behandlung ihm in Braunschweig nichts mitgetheilt sei. Das daselbst angekaufte Klavier scheint dort wie-

der verkauft zu sein, denn für Hameln wird ein zweites, wieder für 10 Thlr., angeschafft.

In Hannover erfreute er sich des Wohlwollens seines Chefs, des Generals von Trew und seines unmittelbaren Vorgesetzten, des Regimentsarztes Cortnumme, eines einsichtsvollen Mannes. Aus Erzählungen meines Vaters weiß ich, daß er sich in Hannover zuerst einigen Ruf als geschickter Chirurg durch Ausführung schwieriger Zahnoperationen verschafft habe. Aus dieser Zeit rühren noch eine Menge, zum Theil sehr eleganter Zahninstrumente, welche ich aufbewahrt habe, als Andenken an die erste Quelle väterlichen Wohlstandes und zur Erinnerung an seine Worte: daß kein Theil der Chirurgie so geringfügig sei, um in geschickten Händen nicht nützlich und lohnend zu werden. Glücklicher Weise lebte in ihm ein höheres Streben als das des Gelderwerbes, welches ihm vorläufig nur dazu dienen mußte, die Mittel zu erlangen, um die Universität beziehen zu können. Im März 1786, wo er mündig war, konnte ihm das schon 1784 vorhandene Capital von 900 Thlr. Gold unvermindert ausbezahlt werden. Von dem guten Vormunde ist nun nicht mehr die Rede, er starb als Landsyndicus und Hofsecretair in demselben Jahre wie sein früherer Mündel, an dessen glücklichen Erfolgen er nie aufhörte, Antheil zu nehmen. Erst im Spätherbst 1789 ging mein Vater, schon 27 Jahre alt, mit Beihülfe eines ihm vom Kriegsministerio verliehenen Stipendii, nach Göttingen, wo er fünf Semester studirte, in den beiden letzten als erster Assistent A. G. Richter's. Dieser große Mann scheint sich für ihn in ähnlicher Weise interessirt zu haben, wie der gute Vormund, mein Vater sprach von Richter nur in den Ausdrücken großer Verehrung und hatte seine Werke sehr genau studirt, wie die Anmerkungen beweisen, welche er dazu schrieb, theils am Rande, theils in Nachträgen. Ohne Zweifel aus Sparsamkeit hat er den Doctorhut nicht erworben, aber auch

keine Veranlassung gehabt, dessen Abwesenheit zu beklagen. Von seinem kleinen Vermögen waren am Schlusse seiner Studien noch 500 Thlr. vorhanden.

Mit seinen Lehrern in Göttingen, A. G. Richter, J. F. Stromeyer, Wrisberg und Fischer, ist er in Correspondenz geblieben, wie dies ein in London geführtes Tagebuch nachweist.

Als Zeugen des Fleißes, mit welchem er die Vorlesungen in Göttingen benutzte, befinden sich in meinen Händen die dort geschriebenen Hefte. Nur eins derselben ist blos im Colleg nachgeschrieben worden, alle anderen sind äußerst saubere, correcte Copien, in eleganter fließender Handschrift. Es sind die folgenden:

Stromeyer, Acute Krankheiten. Sommer 1790. 1727 Seiten.

Stromeyer, Chronische Krankheiten. Winter 1790 bis 1791. 1185 Seiten.

Murray, Materia medica. Winter 1790—1791. 90 Seiten.

Richter, Augenkrankheiten. Winter 1790 — 1791. 176 Seiten.

Richter, Knochenkrankheiten. 244 Seiten.

Richter, Operative Chirurgie. 280 Seiten.

Richter, Chronische innere Krankheiten. Sommer 1791. 528 Seiten.

Wrisberg, Anatomie, Physiologie und Pathologie der Lymphgefäße. Sommer 1791. 101 Seiten.

Wrisberg, Pathologische Anatomie. 98 Seiten.

Fischer, Weiberkrankheiten. Sommer 1791. 254 Seiten.

Wenn man den Inhalt dieser Hefte vergleicht mit dem neuerer Collegienhefte, so fällt es auf, daß dieselben mit größerer Büchergelehrsamkeit ausgestattet sind; jedes Capitel enthält Citate aus der Geschichte und Literatur des Gegenstandes, mit denen

sich in unserer Zeit die mündlichen Vorträge nicht mehr befassen. Die neuere Darstellungsweise ist mehr objectiv, die ältere mehr subjectiv, die pathologische Anatomie spielt darin eine untergeordnete Rolle. Da sich jedoch aus der Schilderung der Krankheit, mit pathologisch-anatomischer Basis, eine Heilmethode nicht mit Nothwendigkeit ergiebt, so muß die subjective Ansicht des Docenten zu Hülfe kommen, um das anzustrebende Ziel zu bezeichnen. Die Andeutungen über Therapie sind in der neueren Lehre oft sehr mangelhaft, ja fast mit absichtlicher Geringschätzung gegeben, die älteren Docenten legen auf ihre therapeutischen Grundsätze den größten Werth und verfehlen nie, die abweichenden Ansichten Anderer zu beleuchten. Einen etwas niederschlagenden Eindruck macht es, daß bei allen Fortschritten der neueren Wissenschaft die Therapie sich noch in denselben Extremen bewegt, wie vor beinahe 100 Jahren. Der als Praktiker berühmte J. F. Stromeyer spricht sich, wie alle glücklichen Aerzte, meistens für eine milde, temporisirende Behandlung aus. Noch während seiner Studien in Göttingen, im November 1791, wandte sich mein Vater an das Kriegsministerium mit der Bitte, ihm für ein Paar Jahre ein Stipendium zum Besuche auswärtiger Akademien und großer Heilanstalten zu verleihen. Sein Gesuch war begleitet von äußerst vortheilhaften Zeugnissen der größten Koryphäen der Medicin und Chirurgie ihrer Zeit, Zimmermann in Hannover und A. G. Richter in Göttingen. Der Erfolg dieser Eingabe war, daß ihm zu einer Reise nach London 50 Pfund Sterling bewilligt wurden.

Am 6. Juli 1792, Nachts 11 Uhr, wurde diese Reise in Gesellschaft des sogenannten Quartal-Couriers, welcher alle drei Monate die Commissionen des Hofes zu besorgen hatte, angetreten; zwei andere Herren und eine Dame hatten sich angeschlossen. Sie kamen, über Osnabrück, erst am 11. Juli, 3 Uhr

Nachmittags, in Helvotsluys an, Abends 9 Uhr gingen sie zu Schiffe und erreichten Harwich am 13., Morgens 5 Uhr. Sie verließen Harwich um 12 Uhr und kamen in der darauf folgenden Nacht $2^1/_2$ Uhr in London an. Die Reise von Hannover nach London dauerte damals also noch 6 Tage 3 Stunden. Schon hinter Nienburg verlor mein Vater seinen alten Pelzüberrock, Yorick's Reisen und König's englischen Wegweiser. An Seekrankheit hatte er nicht zu leiden. Bei ihrer Ankunft in London fand die Reisegesellschaft in keinem Gasthause Aufnahme. In einem Wirthshause war man noch wach, gab aber aus dem Fenster den Bescheid, daß es zu spät sei. In anderen Wirthshäusern war alles Klopfen vergebens. Sie fanden endlich Unterkunft in einem Theehause, wo sie den Morgen erwarteten.

Ein Journal, welches mein Vater in London geschrieben hat, reicht vom 6. Juli 1792 bis zum 25. Februar 1793. Er hat darin seine täglichen Erlebnisse, seine Ausgaben, empfangene und abgesendete Briefe notirt, aber leider keine medicinisch-chirurgische Bemerkungen niedergelegt. Für diese waren die Briefe an seine Correspondenten A. G. Richter, J. F. Stromeyer, Leibmedicus Wichmann, Leibchirurgus Lampe und an seinen Freund Dr. Ballhorn in Hannover. Seine erste Sorge in London war natürlich die für ein passendes Unterkommen. Ein deutscher Chemiker, Namens H., nimmt ihn für 10 Shillinge wöchentlich in die Kost, er muß aber mit ihm in einem Bette schlafen. Da die englischen Betten sehr groß sind, so ging dies Anfangs gut, als das Wetter aber kälter wird, findet es sich, daß sein Bettgenosse ihm Nachts die Decke wegzieht und daß er selbst sich dabei erkältet. Ohnehin bekommt ihm Klima und Lebensweise in London nicht sonderlich, er leidet an Katarrhen und Abdominalbeschwerden, so daß er viel medicinirt. Im October 1792 leidet er an Entzündung der rechten Stirnhöhle,

welche erst nach 14 Tagen, unter Abfluß von Blut und Eiter aus dem rechten Nasloche, wieder aufhört. Sein Wirth läßt ihm dann ein eigenes Bett machen. Ehe diese hygienische Maßregel sich als unvermeidlich herausstellte, wurde schon ein Instrument, aber diesmal ein Fortepiano angeschafft, welches gut gewählt sein mußte, denn schon lange vor der Abreise von London findet sich ein Käufer dazu.

Da er im Anfange seines Aufenthalts in London noch nicht fertig englisch spricht, sind seine ersten Bekannten mehr Deutsche.

Der Chef der deutschen Canzlei in London, Geheimrath von Alvensleben, empfing ihn sehr freundlich und zeigte sich ihm gegenüber stets als perfect gentleman. Weniger liebenswürdig war der zweite Beamte, Hofrath NN. Er titulirte und tractirte meinen Vater als Compagnie-Feldscheer, ließ ihn nicht vor, während er andere gleichzeitig Erschienene annahm, bestellte ihn nach zwei Stunden wieder und war dann ausgeritten. Wie der Herr, so der Knecht, der Bediente des Herrn Hofrath kann sich an Unverschämtheit mit dem besten Flunkey unserer Zeit messen. Er sagt meinem Vater, er könne seinen Herrn nicht sprechen, er ließe sich gerade frisiren, als mein Vater fortgeht, begegnet ihm derselbe vor der Hausthür. Mein Vater hatte von dem Leibchirurgus Lampe den Auftrag erhalten, chirurgische Instrumente für das Feldlazareth zu kaufen. Er findet die besten bei dem berühmten Instrumentenmacher Savigny, der außerdem, bei gleich baarer Bezahlung, 10 Procent Rabatt geben will. Er kauft für 30 Pfund Sterling und bezahlt sie. Als er sich wegen dieser Auslage an den Hofrath wendet, macht dieser die größten Schwierigkeiten und überhäuft meinen Vater mit Vorwürfen, daß er die Zahlung nicht dem gewöhnlichen Commissionair der Regierung überlassen habe. Dieser hätte natürlich den Rabatt in die Tasche gesteckt und

mein Vater ist mit seiner Ehrlichkeit in ein Wespennest gerathen. Die angeschafften Instrumente müssen in Hannover aber sehr preiswürdig gefunden sein, denn es kommen nachher noch ähnliche Aufträge.

In der Art, wie mein Vater seine Erlebnisse mit dem hochmüthigen Bureaukraten erzählt, macht sich schon das Gefühl geltend: es wird nicht lange dauern, so werden Grafen und Barone hülfesuchend in meiner Antichambre zu finden sein und dann werde ich keinen Unterschied machen zwischen ihnen und den ärmsten Leuten. Viele Freundlichkeit erwies ihm Herr Goltermann, der geheime Canzlist der deutschen Canzlei, welcher zugleich den Banquier spielte und schließlich sehr reich wurde, ebenso Dr. Brande, der königliche Hofapotheker, ein vielfach gebildeter und in seinem Fache ausgezeichneter Mann.

In der ersten Zeit verging kein Tag, ohne eine der Merkwürdigkeiten Londons und der Umgegend zu sehen. In Windsor sah er die königliche Familie aus der Kirche kommen. Die Löwen im Tower, sowie die übrigen dort befindlichen schönen Exemplare wilder Thiere interessirten ihn sehr; im Bedlam-Hospital sah er fünf Menschen mit Händen und Füßen angekettet, einer saß in einem Käfige. No restraint, kein Zwang, war damals noch nicht die Losung der Irrenärzte. Er besuchte die Dispensarys und ärgert sich darüber, wie dort über 100 Kranke in einer Stunde abgefertigt werden. Jetzt geht es noch schneller! — Am meisten interessiren ihn die Sammlungen des British Museum, W. Hunter's Museum, in welchem Cruikshank Vorlesungen hält, und J. Hunter's Museum, in welchem er den unsterblichen Mann selbst reden hört. Er gab eine Uebersicht der ganzen animalischen Schöpfung, vom niedrigsten Thiere bis zum Menschen. Adam, sagte J. Hunter, muß ein Schwarzer gewesen sein, denn es kommt vor, daß von schwarzen Eltern ein weißes Kind geboren wird,

der umgekehrte Fall aber niemals. (Das wird wohl mit sehr natürlichen Dingen zugehen, würde Capitain Shandy dazu gesagt haben.) Dem Menschen zunächst stehen die Affen, um dies zu demonstriren, war das Skelett eines Affen neben einem menschlichen Skelette aufgehängt. Mein Vater will von dieser Affenverwandtschaft nichts wissen. Was ihn selbst anbetrifft, so findet er keine Familienähnlichkeit, auch Anderen werde nichts an den überseeischen Vettern gelegen sein, weil sie kein Geld hätten. In unseren Zeiten scheint auch Carl Vogt eingesehen zu haben, daß bei dieser Sippschaft nichts herauskommt.

Um die Sprache schneller zu lernen ging mein Vater oft in das Theater, kaufte und studirte vorher das Textbuch. Ich verstand diese Bücher in seiner Bibliothek früher zu finden, als medicinische Schriften und habe, auf diese Art, manches ältere Lustspiel kennen gelernt. Das glänzendste Dreigestirn der Bühne waren damals die Geschwister Kemble, John, Charles und Mrs. Siddons, von deren Auftreten in Shakespeare'schen Rollen mein Vater noch in seinen alten Tagen mit Entzücken zu sprechen pflegte. Man sagt wohl, die Nachwelt flicht den Mimen keine Kränze, aber das ist doch nicht so, im Gegentheil! der Eindruck eines großen Schauspielers ist in der Erinnerung oft bedeutender, als der eines wirklichen Helden. Sehr wenig Dank wußte mein Vater seinen neuen Bekannten in London dafür, daß sie ihn, schon in den ersten Tagen, zu einem Trauerspiele aus dem wirklichen Leben führten, um fünf Menschen hängen zu sehen. Einer derselben hatte falsche Wechsel gemacht, nachdem er sein Vermögen von 16,000 Pfund durchgebracht. Der Henker löste nach der Hinrichtung die Hand eines der Gehängten, um damit die Wange eines an Epilepsie leidenden Mädchens zu berühren.

Bald nach seiner Ankunft in London machte der Vater die Entdeckung, daß er sich in einem der Hospitäler als Pupil

einkaufen mußte, um dauernden Zutritt zu den Operationen zu erlangen; die 18 Pfund Sterling, welche dies kostete, drohten eine bedenkliche Lücke in seiner Casse zu machen. Herr von Alvensleben sagte, der König selbst könne den Aerzten nicht befehlen, ihn zuzulassen, da dieselben keinen Gehalt erhielten, jedoch stellte er ein weiteres Stipendium von 50 Pfund in Aussicht. Am 7. September meldete sich mein Vater zum Pupil, auf sechs Monate, in St. Thomas' Hospital, bei Mr. Birch, und erhielt für den Abend eine Einladung zum Souper mit allen übrigen Pupils. Vermuthlich war auch Astley Cooper unter den Gästen, da er, zu dieser Zeit 24 Jahre alt, schon als Prosector an diesem Hospitale angestellt war, wo sein Onkel, Henry Cline, der erste Wundarzt und der berühmteste Lehrer war, dessen Vorlesungen mein Vater besuchte. Als Pupil eines Hospitals waren ihm auch die übrigen geöffnet; er bemerkt in seinem Journale, immer mit Bedauern, wenn er einmal durch Krankheit verhindert war, den täglichen Visiten und Operationen beizuwohnen.

Sein Urtheil über die englische Chirurgie hat er einige Jahre später in einem Aufsatze niedergelegt, in welchem er die Frage bespricht und verneint, ob es nöthig sei, den Feld-Hospitälern Aerzte beizugeben, welche nicht Chirurgen sind.

Der Medicus purus kann wohl chirurgische Kenntnisse entbehren, aber nicht umgekehrt, der Chirurg ärztliche Kenntnisse. Der Vorwurf, welchen man den Chirurgen macht, daß sie aus Operationslust, oder, um sich zu üben, operirten, ist ein Weiberschnack und rührt von Leuten her, die keine rechten Chirurgen kennen gelernt haben. In London sind jetzt die ersten Wundärzte der Welt. Während meines, fast ein-jährigen, Aufenthaltes daselbst, habe ich täglich eine oder mehrere große Operationen gesehen und doch sind mir nur zwei Fälle vorgekommen, in denen, nach meiner Ansicht, die

Operation vielleicht hätte verschoben oder ganz umgangen werden können. Ich scheue mich vor keiner großen Operation und habe mit Erfolg operirt, aber ich kann versichern, daß ich auch nicht die kleinste Operation, ohne dringende Nothwendigkeit, vorgenommen habe.

Auch mir, der ich 34 Jahre später in London studirte, erschien die Gewissenhaftigkeit der englischen Chirurgen ihr höchster Schmuck zu sein, und ich würde jedem rathen, diesen Maßstab an seine eigenen Thaten und an die Operationen derer zu legen, welche man sich zum Vorbilde wählen möchte. Wenn es in dieser Beziehung in England besser ist, als in anderen Ländern, so rührt dies theils von der freien Presse, theils von dem Wesen der Hospitäler als Wohlthätigkeits-Anstalten, vorzüglich aber von dem soliden Charakter der ganzen Nation her.

Im October kam Dr. Heine, der spätere Schwiegervater von Carl Krause, nach London, welcher mit meinem Vater in Göttingen studirt, dann aber ein Jahr in Edinburg Medicin und Geburtshülfe getrieben hatte. Sie blieben bis an ihr Ende getreue Freunde. Bei der Lebhaftigkeit ihrer Charaktere stritten sie oft miteinander, konnten aber doch nicht ohne einander leben.

Am 1. Januar 1793 kam ein Schreiben des Generals von Trew, vom 17. December 1792, des Inhalts: Da der Compagnie-Chirurgus Stromeyer bei einem ins Feld gehenden Artillerie-Detachement als Chirurgus angesetzt worden ist, so hat derselbe hiermit Ordre, nach Empfang dieses, so bald als thunlich, und ohne weitere Einwendungen, nach Deutschland zurückzukehren und sich nach Hannover zu verfügen.

Nach allen Anstrengungen, die er für seine weitere Ausbildung gemacht hatte, als Compagnie-Chirurgus ins Feld geschickt zu werden, das war ihm doch zu stark. Er schrieb sogleich nach Hannover, daß er bereit sei, weiter zu dienen

unter Bedingungen, welche seinen jetzigen Verhältnissen angemessen wären, aber nicht als Compagnie-Chirurgus; sollte man darauf beharren, so bäte er um seinen Abschied, er wollte dann die ihm verliehenen Stipendien zurückbezahlen. Fortuna audaces juvat; die churhannoverschen Perrücken besannen sich; schon am 2. Februar erhielt er seinen Abschied von der Artillerie, aber gleichzeitig seine Ernennung zum Regiments-Chirurgus und zum ersten Hospital-Chirurgen bei den in die Niederlande zu sendenden Truppen. Ehe sein Schicksal diese günstige Wendung nahm, war er so niedergeschlagen und verdrießlich, daß er nicht einmal Lust hatte, die Hospitäler zu besuchen. Er äußerte gegen seine Freunde, der Rest seines Vermögens werde hinreichen, die Stipendien zurückzubezahlen, er werde dann aber Dienste in der englischen Marine nehmen und sein Vaterland vielleicht nie wieder sehen.

Ohne nach Hannover zurückzukehren, stieß er zu seinen Landsleuten in den Niederlanden. Die ersten dort von ihm verfaßten Krankengeschichten sind vom 18. Juni 1793 und betreffen Leute, welche in den Trancheen von Valenciennes verwundet wurden; sie zeigen eine entschieden conservative Richtung. Aus späteren Aufzeichnungen ergiebt es sich, daß er zwei Jahre sechs Monate mit den hannoverschen Truppen im Felde stand und, gegen Ende des Jahres 1794, von einem schweren, fauligen Fleckfieber befallen wurde, wobei die zur Anwendung gekommenen Reizmittel sehr übel wirkten. Noch in der Reconvalescenz wurde er mit China gequält und erholte sich erst dann, als er sich selbst wieder leicht ausleerende Mittel verordnete. Diese hatte er sich auch zu Anfang der Krankheit verschrieben, so lange er noch bei Besinnung war, er schreibt es denselben zu, daß ihm die später erhaltenen Reizmittel nicht das Leben gekostet haben. Der Medicus purus, der ihm dieselben beigebracht hatte, wurde bald nachher

vom Fleckfieber befallen. Die Reizmittel, welche er sich selbst verordnet hatte, bekamen ihm so übel, daß er sich ganz der Behandlung meines Vaters überließ und hinterher ein begeisterter Anhänger der exspectativen Methode wurde, sowohl bei acuten, als auch bei chronischen Krankheiten, was dann meinem Vater wieder nicht recht war, der darüber bemerkt: Alles zu seiner Zeit!

Gegen Ende des Jahres 1795 kehrte er nach Hannover zurück und wurde, nach dem Erlöschen seiner Functionen, als Hospital-Dirigent, zum Hof-Chirurgus ernannt mit 400 Thaler Gage.

Jetzt wäre die Zeit für ihn gewesen, von dem im Felde erworbenen Rufe eines kühnen und zuverlässigen Wundarztes, von seinen in Göttingen und London erworbenen Kenntnissen Nutzen zu ziehen; aber seine Gesundheit war zerrüttet! Er war entsetzlich abgemagert, hustete viel und warf Blut aus. Er hielt sich für verloren! Ein glücklicher Gedanke und ein rascher Entschluß retteten dies theure Leben! Er leitete sein Uebel vorzüglich von den Hospital-Miasmen her, denen er $2^1/_2$ Jahre ausgesetzt war, und so beschloß er, die Landluft zu versuchen.

Das anmuthige Dorf Isernhagen, eine Stunde nördlich von Hannover gelegen, wo er zuerst als Escadron-Chirurg gestanden hatte, fiel ihm wieder ein. Dort brachte er ein ganzes Jahr damit zu, seine Gesundheit wieder herzustellen und lebte, wie ich ihn öfter sagen hörte, fast ausschließlich von Milch und Buchweizengrütze. Gegen Ende des Jahres 1796 konnte er seine Praxis in Hannover beginnen, wo er bald nachher auch zum Badearzt für Limmer mit einer Besoldung von 250 Thlr. ernannt wurde, eine Stelle, die er bis an sein Ende beibehielt. Von den ersten Jahren seiner Praxis ist nur soviel bekannt, daß er bald genug zu thun fand, um Assistenten

halten zu müssen. Nach Sitte der damaligen Zeit engagirte er talentvolle junge Leute, gegen ein zu zahlendes Honorar von 100 Thlr., auf einige Jahre. Da er sich mit seinen Schülern viel beschäftigte und ihnen später theils eine Anstellung in der Armee verschaffen, theils sonst im Leben forthelfen konnte, so waren die Stellen bei ihm sehr gesucht und er war stets in der Lage, gute Köpfe auszuwählen. Unter den mir bekannten Eleven meines Vaters haben viele im weiteren Leben eine hervorragende Stellung eingenommen. Ich könnte darunter zwei Geheimräthe, einen Hofrath, zwei Professoren, einen Hof-Medicus, einen Oberstabsarzt und vier Oberärzte aufzählen. Einige kamen dadurch schnell in Praxis, daß sie sich herbeiließen, Hausärzte zu werden, unter der Bedingung, für den vorliegenden Fall das geeignete unter den Recepten meines Vaters auszuwählen. Drei seiner Assistenten wurden dem ärztlichen Stande untreu und gingen auf das Theater. Die Veranlassung dazu mochte darin liegen, daß mein Vater auch Theaterarzt war und als solcher zwei Freiplätze hatte, von denen seine Assistenten Gebrauch machten, wenn er nicht anwesend war. Einer dieser Abtrünnigen, Namens Wüstenberg, war ein sehr guter Komiker, den ich in Cassel öfter als Student auftreten sah, ein zweiter, Namens Gerber, starb als Theater-Director in Bremen und den dritten, Vespermann, sah ich als Gatten der berühmten Sängerin gleichen Namens und als geachteten Schauspieler in ernsten Rollen, als ich Professor in München war. Er erinnerte sich meines Vaters mit den freundlichsten Gesinnungen.

Einführung der Kuhpocken in Deutschland.

Mit der Einimpfung der Blattern hatte mein Vater viel Glück gehabt, weil er frühzeitig die Entdeckung machte, daß ein kühles Verhalten die Gefahren dabei wesentlich verminderee.

Ich erinnere mich noch, daß er mir eines Tages den Garten zeigte, welcher zu dem früheren Commandantenhause gehörte und dabei sagte, hier habe ich an meiner Hand die Kinder des Generals v. H. spazieren geführt, als sie mit Blattern bedeckt waren. Ich habe diese Mittheilung immer im Sinne behalten und wurde so darauf geleitet, den guten Einfluß einer reinen, kühlen Luft bei fieberhaften Krankheiten weiter zu verfolgen.

Im Juni 1798 erschien Dr. Jenner's berühmtes Werk Kuhpockenimpfung (An inquiry into the causes and effects of the cowpox, or variolae vaccinae), welches dazu bestimmt war, der Humanität größere Dienste zu leisten, als alle medicinischen Schriften zusammengenommen. Auf Anrathen und mit Beihülfe meines Vaters unternahm sein Freund, Dr. Ballhorn, eine deutsche Uebersetzung, welche 1799 in Hannover erschien. Im Mai 1799 machte mein Vater in Hannover die ersten Versuche mit der Kuhpockenimpfung. Die ersten Impfungen mißlangen, weil die Lanzetten rostig geworden waren, auf denen ihm Jenner die Lymphe geschickt hatte. Erst die dritte Sendung von Lanzetten hatte Erfolg. Ueber diese Impfungen berichtet das Hannoversche Magazin von 1800 Nr. XV. und XVI. in einem, Ballhorn und Stromeyer unterzeichneten Aufsatze vom 6. Februar 1800, welcher offenbar dazu bestimmt war, das hannoversche Publikum auf neue, umfassendere Impfungen vorzubereiten, welche mit dem Frühlinge 1800 ins Leben traten. Zu den ersten Impfungen von 1800 diente noch Lymphe von Jenner und Pearson, später wurde nur hannoversche Lymphe benutzt und das Vorurtheil beseitigt, als ob die englische Lymphe Vorzüge darböte. Die Impfung von Arm zu Arm, mit der Lanzette, wurde als das zweckmäßigste Verfahren erkannt und eingeführt.

Ein zweiter, sehr umfassender Aufsatz von Ballhorn und Stromeyer, d. d. 30. August 1800, berichtet schon über 700

Impfungen (Hannoversches Magazin Nr. LXVIII. bis LXXI., Jahrgang 1800) und ermahnt zu noch größeren Anstrengungen, weil damals fast jedes fünfte Kind in Hannover an den Blattern starb. Die beiden Freunde halten es für ihre Pflicht, zu versichern, daß in Hannover noch kein Kind an den Kuhpocken gestorben und keines, welches mit Erfolg geimpft wurde, von den Blattern befallen sei.

Dieser Aufsatz machte großen Eindruck, er gab die erste Nachricht über so zahlreiche Impfungen in Deutschland, daß daraus allein schon hervorging, wie groß das Zutrauen sein müßte, welches die Kuhpocken sich erworben hatten. Noch am 18. Juni 1800 warnte der Hofrath Faust in Bückeburg, der Erfinder der Beinschwebe (Hannoversches Magazin von 1800, Nr. LIX.), vor der Kuhpockenimpfung, einer englischen Mode, welche vermuthlich bald wieder vergessen sein werde und ermahnte zum Beharren bei der Blatternimpfung. Faust wurde bald nachher einer der eifrigsten Vertreter der Kuhpockenimpfung. Ihm zum Andenken wird noch jetzt, am 14. Mai, dem Tage, an welchem Jenner 1796 zuerst Kuhpocken impfte, das von ihm gestiftete Kinderfest in Bückeburg gefeiert.

Im Jahre 1801 gaben die beiden Freunde, Ballhorn und Stromeyer, ihr Werk heraus, Traité de l'inoculation vaccine. Leipzig, Guillaume Rein. (In demselben Verlage und Jahre deutsch unter dem Titel: Deutschlands erste Versuche mit der Inoculation der Kuhpocken zu Hannover und in der umliegenden Gegend.) In der Vorrede heißt es, daß der Abbé Lescaillet, welcher noch mein erster Lehrer in der französischen Sprache war, das Manuscript par rapport aux germanismes durchgesehen habe. Dies Buch berichtet summarisch über die bis zum 1. November 1800 gemachten 1000 Impfungen, die darin enthaltenen 26 genaueren Krankengeschichten betreffen

interessante Fälle, die zur Erläuterung eines oder des andern wichtigen Lehrsatzes dienen. Die Aufzeichnungen meines Vaters, welche dem Buche zu Grunde liegen, sind noch in meinen Händen. Dr. Ballhorn besorgte die Redaction. Das Buch ist mit großer Lebhaftigkeit geschrieben, ohne alle Pedanterie; es beschäftigt sich nicht mehr mit Fragen, welche von Jenner bereits erledigt waren, sondern mit anderen, welche noch Zweifel darbieten. Die große Schutzkraft der Vaccine wurde dadurch besonders klar, daß im Jahre 1800 die Blattern sehr um sich gegriffen hatten, die Gelegenheit also fortwährend vorhanden war, sie auf die Probe zu stellen. Meine Tante Dorette, welche in ihrem siebenten Jahre mit den Kuhpocken geimpft wurde, legte mein Vater auf die Arme eines an den Blattern leidenden Frauenzimmers, eine Procedur, welche die gute Tante nicht vergessen hatte. Er impfte auch mehrere Kinder mit Blattern, nachdem die Kuhpocken ihren regelmäßigen Verlauf gemacht hatten.

Eine schöne Zugabe des Traité bilden die beiden Kupfertafeln, von denen die erste nach dem Originale des berühmten Malers Ramberg gestochen und colorirt ist. Sie stellt die Kuhpocken dar, welche Ramberg an seinen eigenen Kindern beobachtet hatte. Das Resultat aller dieser Bemühungen war, daß die Kuhpockenimpfung sich von Hannover aus über einen großen Theil von Deutschland verbreitete. Mein Vater beklagt sich in seiner Schrift über die geringe Aufmerksamkeit seiner Correspondenten, die sich nicht einmal die Mühe gäben, ihm den Empfang der von ihm verlangten Lymphe anzuzeigen, noch viel weniger aber daran dächten, ihm den Erfolg ihrer Impfungen zu melden.*)

*) „Hunderte von silbernen Impfnadeln und Glasplatten haben wir ausgesendet, ohne auch nur die Vergütung unserer Auslagen zu verlangen, aber nur eine sehr kleine Anzahl unter denen, welche dieselben erhielten,

Ganz zu derselben Zeit wie mein Vater in Hannover, im Mai 1799, fing auch Dr. de Carro in Wien an, Kuhpocken zu impfen. Sein Werk: Observations et experiences sur l'inoculation de la vaccine, Vienne 1801, deutsch von Portenschlag, Wien 1802, war gleichzeitig unter der Presse mit dem Traité von Ballhorn und Stromeyer.

Dr. de Carro's Werk giebt zunächst einen Auszug aus Jenner's Schriften und berichtet dann über 200 Impfungen, in eben so vielen Geschichten, von denen eine ganz dasselbe sagt, wie die andere, welche aber dadurch ohne Zweifel einen besonderen Reiz darbieten, weil sie zum großen Theile an den Kindern vornehmer Familien gemacht wurden, welche mehr Beweiskraft beanspruchten, als die bei Kindern geringerer Leute gemachten Beobachtungen. Mein Vater scheint es absichtlich vermieden zu haben, aristokratische Namen anzuführen; man darf daraus nicht den Schluß ziehen, daß der österreichische Adel empfänglicher für die neue segensreiche Entdeckung gewesen sei, als der hannoversche. Ich könnte aus meines Vaters Papieren noch jetzt das Gegentheil beweisen. Dr. de Carro war 1770 in Genf geboren und hatte seine medicinischen Studien von 1790 bis 1793 in Edinburg gemacht. Es ist wohl nicht außer Acht zu lassen, daß die beiden Apostel Jenner's, mein Vater und de Carro, durch ihren Aufenthalt im Inselreiche das Zutrauen zu den von dort ausgehenden Lehren genommen hatten, welches aus Büchern allein nicht eingesogen wird. Medicinische Reisen, mit einem längeren

---

würdigten uns einer Antwort." vd. pag. XIX. und pag. XX.: „Es ist kaum zu glauben, daß auswärtige Aerzte, welche von uns Lymphe erhalten und damit zahlreiche Impfungen gemacht hatten, sich weigern konnten, ihren Collegen davon mitzutheilen, so daß diese sich erst an uns wenden mußten. Wir wollen uns nicht darauf einlassen, die Motive einer solchen Handlungsweise näher zu untersuchen!"

Aufenthalte unter gebildeten Völkern haben deshalb ihren entschiedenen Nutzen, man lernt die soliden Leute von den Windbeuteln besser unterscheiden. Ein Sprichwort wie bei uns, er lügt wie gedruckt, ist in England ganz unbekannt. Bei dem großen Interesse, welches mein Vater für England hegte, war es für ihn ein beständiger Gegenstand des Verdrusses, daß die Kuhpockenimpfung dort so wenig durchgreifend zur Anwendung kam und daß alljährlich noch viele Tausende an den Blattern sterben mußten, während in Deutschland in dieser Beziehung schon geordnete Zustände herrschten und sich der allgemeinen Zustimmung erfreuten. Diese auch im britischen Reiche herbeizuführen, war erst das Werk eines edlen deutschen Fürsten, des Prinzen Albert, Gemahls der Königin Victoria. Seinen einsichtsvollen Bemühungen gelang es, die Arbeiten ins Leben zu rufen, welche das General board of health in seinen Papers relating to the history and practice of vaccination, London 1857, veröffentlicht hat. Sie enthalten gewissermaßen das Urtheil der ganzen gebildeten Welt über den Werth der Kuhpockenimpfung und haben John Bull endlich bewogen, etwas von seiner persönlichen Freiheit aufzuopfern, um der Tyrannei der Blattern zu entgehen.

Als Anerkennung seiner Verdienste um die Kuhpocken-impfung wurde mein Vater, 1805, von der Royal medico-chirurgical Society in London zu ihrem auswärtigen Ehren-Mitgliede erwählt. Es hat ihm gewiß Freude gemacht, denn zu dieser Gesellschaft gehörten auch die Männer, welche er für die größten Wundärzte der Welt hielt; sein Lehrer Henry Cline war der erste, welcher in London, auf Jenner's Wunsch, die Schutzkraft der Vaccine durch die Gegenprobe der Blattern-impfung erwiesen hatte. Als auch mir, im Jahre 1856, die-selbe Ehre zu Theil wurde, freute ich mich derselben als einer geistigen Wiedervereinigung mit dem theuren Vater.

Meines Vaters Heirath.

Das für ihn so thatenreiche Jahr 1800 war auch dazu bestimmt, sein häusliches Glück zu begründen. Ehen werden im Himmel geschlossen, aber auf Erden kommen sie in sehr einfacher Weise zu Stande. Es war im Jahre 1799, oder, um es poetischer auszudrücken, im Frühling war's, wenn die Natur einhergeht auf der Liebe Spur, als ein niedliches dreijähriges Mädchen, welches die Vorsehung dazu bestimmt hatte, meine Tante zu werden, im Garten spielte und dabei zuschaute, wie Spargel gestochen wurden. Sie wollte ein in der Erde steckendes Messer ausziehen, täuschte sich über die dabei nöthige Kraftanstrengung und brachte sich eine große Wunde in der Nähe des linken Auges bei. Mein Vater wurde gerufen und heilte sie so glücklich, daß kaum eine sichtbare Narbe zurückblieb. Das kleine Mädchen, Ernestine genannt, war die Tochter eines angesehenen Kaufmanns und Lotteriedirectors, Georg Friedrich Louis, in dessen Familie mein Vater auf diese Art Eingang fand. Er muß dort sehr gefallen haben, denn schon im Winter desselben Jahrs verlobte er sich mit der ältesten Tochter des Hauses, Louise Louis (geboren den 12. Januar 1781, gestorben den 30. August 1832), der es an Freiern nicht gefehlt haben kann, denn sie war fein gebildet, hatte ein angenehmes Aeußere und ein liebenswürdiges, freundliches Wesen. Ihre eheliche Verbindung wurde geschlossen am 29. October 1800, wie ein noch vorhandenes Hochzeitscarmen besagt, an welchem dieses Datum das Beste ist. Der angebliche Schulmeister, welcher es verfaßt hat, bittet darin meinen Vater um Hülfe, falls seine Muse einmal das Bein brechen sollte. Da mein Vater zwanzig Jahre älter war als seine Frau, so hätte man besorgen müssen, daß dies Verhältniß störend auf das eheliche Glück wirken müsse, aber meine Mutter war so durchdrungen von

Liebe und Verehrung für ihren Gatten, daß sie ihm gern die Opfer brachte, welche bei einem jüngeren Manne unnöthig gewesen wären. Sie führten zusammen ein stilles häusliches Leben und suchten ihre Freuden nur in ihrem eigenen Kreise.

Die Familie Louis stammte aus dem südlichen Frankreich und gehörte zu den Hugenotten, welche unter Heinrich II., zwischen 1547 und 1559, das Vaterland ihren religiösen Ueberzeugungen zum Opfer brachten. Das Haupt der Familie, Johannes Louis, war Besitzer der Herrschaft Lascour, in der Nähe von Nismes und ließ sich zu Mümpelgardt im Elsaß nieder, welches damals noch zu Deutschland gehörte. Der theologische Geist, welcher den Stammvater trieb, das schöne Frankreich zu verlassen, erhielt sich in der Familie noch durch fünf Generationen, repräsentirt durch fünf geistliche Herren, vier davon in der Grafschaft Mümpelgardt, der fünfte am rechten Rheinufer, in der Markgrafschaft Baden-Durlach. Es folgten, Sohn auf Vater, dem Hugenotten, Johannes Louis, Herrn von Lascour:

Petrus Louis, Pfarrer zu Desandan,
Samuel Louis, Pfarrer zu St. Maurice,
Daniel Louis, Pfarrer zu Roche,
Nicolaus Louis, zuerst Pfarrer in Desandan, dann zu Etappes, wo er 1704 gestorben ist.

Nicolaus Louis, wie sein Vater genannt, das letzte theologische Mitglied der Familie, war geboren zu Desandan am 1. November 1671 und starb am 28. Juni 1748 in Emmendingen, als markgräflich Baden-Durlachscher Kirchenrath, Superintendent der Markgrafschaft Hochberg und Pfarrer zu Emmendingen. Er hat seinen Namen auf die Nachwelt gebracht. In La France protestante, ou vie des protestants français, qui se sont faits un nom dans l'histoire par Eug. et Em. Haag, Paris 1857, Tom. VII. p. 137, befindet sich seine Biographie, aus der man erfährt, daß er in Tübingeu studirt

habe und der Verfasser verschiedener dogmatischer Schriften in deutscher Sprache sei. Er war nicht blos als Geistlicher sehr geachtet, sondern wurde zur Zeit, als die Truppen Ludwig XIV. in Deutschland einfielen, öfter zu diplomatischen Missionen an die französischen Generale verwendet. Diese biographischen Nachrichten sind ohne Zweifel entlehnt aus einer von dem Diaconus Sander am 30. Juni 1748 dem Kirchenrath Louis gehaltenen Leichenrede, welche mir gedruckt vorliegt. Der Diaconus Sander war ein Enkel des Kirchenraths, welcher kurz vor seinem Tode den Leichen-Text 2 Corinth. 12, V. 9: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig, für sich selbst ausgewählt hatte. Die biographischen Nachrichten dieser Leichenrede beruhten, wie ihr Verfasser sagt, auf schriftlichen Mittheilungen des Verstorbenen. Wie weit verbreitet sein Ruf schon in frühen Jahren gewesen sein müsse, geht daraus hervor, daß er Vocationen nach Frankreich, Basel, Frankfurt am Main und nach der Mark Brandenburg erhielt, die er sämmtlich ablehnte, weil er in der Nähe seines Vaters zu bleiben wünschte. Mit diesem trefflichen Manne hatte sich der theologische Geist der Familie erschöpft, sie brachte, mit Ausnahme von zwei Aerzten, des Landchirurgus Johann Abraham Louis, und seines 1772 in Gießen zum Doctor medicinae promovirten Sohnes, Johannes Christian Louis, welche beide zu Lahr im Breisgau practicirten, jetzt nur noch Kaufleute hervor. Mit diesen kam die Wanderlust, welche die Familie auch in Hannover ansässig machte, wo, nach drei verschiedenen Einwanderungen, der Mannesstamm der Louis schließlich ganz ausgestorben ist, vermuthlich nicht ohne Mitwirkung einer zweimal vorgekommenen Heirath unter Blutsverwandten. Es hatte damit folgende Bewandtniß.

Nicolaus Louis der ältere hatte, außer dem Kirchenrathe, noch zwei Söhne, von denen der ältere, Johann Georg Louis,

geboren den 8. August 1667, sich als Kaufmann in Hannover niederließ, wo er am 15. Juli 1750, also 83 Jahre alt, starb. Seine Frau, geborene Passau, schenkte ihm sechs Töchter, welche sich bis auf eine sämmtlich verheiratheten. Einer der Schwiegersöhne war der Kaufmann Dammann.

Der jüngste Sohn von Nicolaus Louis dem älteren war:

Petrus Louis, geboren den 14. September 1673, Kaufmann zu Mümpelgardt. Dieser hatte außer drei Töchtern, welche ledig blieben und früh starben, zwei Söhne von seiner Frau, geborenen Luth aus dem Haag in Holland. Der ältere der beiden Söhne, Johann Abraham Louis, geboren den 16. October 1716, Landchirurg in Lahr, hatte drei Töchter und zwei Söhne, deren einer Johannes Christian in seiner Disputation de opisthotono, 1772, erzählt, daß sein Vater, der Chirurgus provincialis, schon lange todt sei. Von den verheiratheten Töchtern leben jetzt noch in Lahr zahlreiche Nachkommen der Familien Trampler und Völker. Der jüngere der beiden Söhne war Georg Friedrich Louis, geboren den 11. Januar 1719. Dieser folgte seinem Onkel Johann Georg nach Hannover und heirathete dessen Enkelin Anna Dorothea Dammann, geboren den 10. Febeuar 1736. Von den fünf Kindern dieser Ehe, zwei Söhnen und drei Töchtern, erwuchsen nur zwei Töchter, die jüngere derselben, Dorothea Elisabeth Eleonore, geboren den 1. Juli 1766, heirathete den Hofrath Wöltge, die ältere, Sophie Catharina Dorothea, geboren den 2. Juni 1756, heirathete am 18. Februar 1779 ihren leiblichen Vetter, meinen Großvater mütterlicher Seite, Georg Friedrich Louis, den am 24. October 1746 in Lahr geborenen Sohn von Johann Abraham Louis.

Der ältere Georg Friedrich Louis, hatte also die Enkelin, der jüngere die Tochter des Onkels geheirathet. Von diesen beiden Herren und ihren Ehefrauen existiren noch sehr schöne

Portraits, Kniestücke, welche offenbar gleichzeitig von demselben sehr geschickten Maler ausgeführt wurden. Meine Großmutter ist darin als ganz junge Frau dargestellt, die Bilder müssen deshalb aus dem Jahre 1779 oder 1780 sein. Die beiden Herren sehen recht wie Kaufleute aus, der jüngere, mein Großvater, hat noch viel von dem französischen Typus und einen heiteren, jovialen Ausdruck. Von den beiden Damen sieht die ältere, meine Urgroßmutter, meiner eigenen Mutter frappant ähnlich und erscheint sehr gemüthlich, behaglich und gesund, sie wurde 67 Jahre alt; ihre Tochter, meine Großmutter, dagegen ist sehr zart gebaut, hat einen ganz durchsichtigen Teint, sie wurde nur 53 Jahre alt. Beide Damen haben blaue Augen, die Farbe des Haars ist vom Puder versteckt.

Meine Großeltern mütterlicher Seite hatten sieben Kinder, von denen meine Mutter das älteste war, drei Söhne und vier Töchter. Von ihren glücklichen Familienverhältnissen zeugen die noch vorhandenen Briefe der Söhne aus der Fremde, die sorgfältige Erziehung der Kinder und die ungestörte Einigkeit, welche unter diesen bis zu ihrem Lebensende fortdauerte.

Der Wohlstand der Familie Louis in Hannover war mit jeder Generation gestiegen. Johann Georg Louis, Besitzer des Hauses Nr. 9 am Holzmarkte, war noch Kleinhändler, Georg Friedrich Louis senior erwarb als Großhändler das schöne Haus Nr. 33 an der Leinstraße mit den dahinter liegenden Speichern, welche einem alten Kloster angehörten und eine kleine Capelle enthielten. Mein Großvater Georg Friedrich Louis junior erwarb dazu auch das gräflich Schulenburg'sche Palais, Nr. 5 der Köbelingerstraße, welches jetzt Bürgerschule ist. Er war ein allgemein beliebter und angesehener Mann. Seine Stelle als Lotteriedirector würde allein hingereicht haben, ihn wohlhabend zu machen, sein Nachfolger wenigstens hat Hunderttausende hinterlassen. Er war aber zugleich ein sehr unter-

nehmender Kaufmann; der Hauptverkehr seines Handels war mit Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz und mit Amerika. Die französische Revolution hatte dem Handel mit Frankreich und den Niederlanden einen gewaltigen Stoß gegeben. Der im October 1801 zwischen England und Frankreich abgeschlossene Frieden von Luneville belebte die Hoffnungen des Handelsstandes und führte zu neuen Unternehmungen, deren Erfolge durch den im Mai 1803 wieder ausbrechenden Krieg vereitelt wurden. Der General Mortier besetzte das Churfürstenthum Hannover, welches ihm durch die am 4. Juni 1803 abgeschlossene Convention von Sulingen ohne Schwertstreich überliefert wurde. Durch eine damals eintretende Handelskrisis und durch den Verlust eines sehr beträchtlichen Waarenlagers zu St. Thomas, welches bei dem dortigen großen Brande mit eingeäschert wurde, erlitt mein Großvater so bedeutende Verluste, daß er sich gegen Ende des Jahres 1805 am Rande eines Abgrundes befand. Am 4. November 1805, 6 Uhr Morgens, machte ein plötzlicher Tod seinem Leben in Bennemühlen ein Ende. Der mit einer Enkelin von Johann Georg Louis, geborenen Dammann, verheirathete Kaufmann Georg Braun wurde zum Vormunde der Louis'schen Kinder ernannt. Dieser fand, daß die Activa in 82,000 Thlr., die Passiva in 220,000 Thlr. Gold bestanden. Das von ihm den Gläubigern vorgeschlagene Arrangement wurde von diesen bereitwillig angenommen, meine Großmutter opferte den vierten Theil ihres eingebrachten Vermögens, um dasselbe zu Stande zu bringen. Sie übernahm das Haus an der Leinstraße für 13,000 Thlr. Gold, denselben Preis, für welchen es in besseren Zeiten fast neu angekauft war. Es wurde 1816 von den Erben für 19,000 Thlr. Gold an den jetzigen Besitzer verkauft, ist jetzt aber mehr als 50,000 Thlr. werth. Die in Bennemühlen angelegte Bleiche wurde für 6000 Thlr. Gold übernommen, sie hat

64 Jahre später auch nur diesen Preis eingetragen. Die beiden ältesten Söhne übernahmen den Leinen- und Garnhandel des Vaters, sowie die Bleiche. Meine Großmutter überlebte den Tod ihres Gatten nur kurze Zeit, sie starb in Hannover am 26. April 1809.

Kindersegen.

In den ersten Jahren nach ihrer Verheirathnng wohnten meine Eltern in dem großväterlichen Hause an der Leinstraße. Hier war es, wo ihnen am 2. November 1802 das erste Kind, meine Schwester Sophie geboren wurde. In demselben Jahre starb der Leibchirurgus Lampe und mein Vater wurde mit 800 Thlr. Besoldung zu dessen Nachfolger ernannt. Als solcher hatte er die höchste Stufe seiner Carriere erreicht, durch Einführung der Kuhpocken Ruhm erworben, sein Vorzimmer war gefüllt mit den vornehmsten und reichsten Leuten und seine Einnahmen überstiegen bei weitem seine Ausgaben. Es fehlte nichts mehr zu seinem Glücke als ein Sohn; auch dieser ließ nicht lange auf sich warten. Es ist doch tröstlich zu wissen, daß man seinem Vater einmal wenigstens im Leben eine große Freude gemacht hat, wie ich an meinem Geburtstage, den 6. März 1804. Kaum hatte die Hebamme meine erste Toilette besorgt, als mein Vater mich in einen, meiner Mutter gehörenden großen Muff steckte, um mich seinen, mit ihm unter einem Dache wohnenden Schwiegereltern als ersten Enkel zu präsentiren. Ich habe diesen Muff, der mein erster Ehrenpelz war, noch recht gut gekannt. Er war von Zobel, inwendig mit weißer Seide gefüttert und groß genug, den ganzen Unterleib warm zu halten, eine Pflicht, welche die Damen jetzt oft versäumen. Man muß sie deshalb daran erinnern und macht sie leichter fügsam, wenn man nicht von dünnen oder dicken Gedärmen und anderen plebegischen Organen, sondern vom Sonnen-

geflechte spricht, welches dieselben mit Nerven versorgt. Nach dieser Staatsvisite bei den Großeltern wanderte ich in eine von den sehr eleganten, aber unpraktischen hölzernen Wiegen, wie sie der Großvater den ersten Enkelkindern zu schenken pflegt, die nachher gewöhnlich einer Korbwiege Platz machen. Mein Vater aber begab sich sofort auf die Reise, um eine Amme für mich zu suchen, denn meine Mutter hatte schon bei ihrem ersten Sprößlinge eingesehen, daß sie auf das glückliche Gefühl verzichten müsse, ihre Kinder selbst zu nähren. Durch seine Kuhpockenimpfungen war mein Vater mit allen Geistlichen der Umgegend in Berührung gekommen. Diese Herren kennen die Familien, in denen der kleine Gott sich unnütz gemacht hat, von dem in ihrem Katechismus nichts vorkommt. Die erste Entdeckungsreise meines Vaters in Nahrungsangelegenheiten meiner ältesten Schwester war so gut ausgefallen, daß die Amme zum Factotum der Familie emporstieg. Von der meinigen weiß ich nur zu berichten, daß sie Lene hieß und aus der Geschichte verschwindet, nachdem sie ihre Schuldigkeit gethan.

In damaliger Zeit verstand es sich von selbst, daß eine Amme genommen wurde, wenn die Mutter nicht nähren konnte. Jetzt ist es anders, man macht Experimente, und da sie oft zu gelingen scheinen, so sind die Ansichten der Aerzte getheilt, der eine empfiehlt eine Amme, der andere nicht. Sie kosten Geld, deshalb lieben die Väter sie nicht, die Mütter sind eifersüchtig auf die Zuneigung des Kindes zu seiner Amme und die ledigen Tanten rümpfen die Nase über die unmoralische Person. Von Gelehrten muß man die Einwendung hören, die alten Germanen hätten auch keine Ammen gehabt (sua quemque mater uberibus alit. Tacit.), worauf man freilich erwiedern kann, die Mütter hätten ihre Kinder wohl besser nähren können, weil die Väter nicht nöthig hatten, auf Heirathscautionen Rücksicht zu nehmen (dotem non uxor marito, sed uxori maritus

offert. Tacit.). Man kann sich zuweilen darauf berufen, daß auch Goethe eine Amme gehabt habe, deren Biographie leider noch nicht geschrieben sei, sonst würde man wissen, was er dieser Alles zu verdanken habe. Es ist wirklich ein Verdienst von Berthold Auerbach, daß er in seinem Roman „Auf der Höhe“ mit so viel Liebe und Verständniß das höhere Ammenwesen geschildert hat, dessen Vortheile und Nachtheile er gleich unparteiisch schildert. Die gute Walburga wird eine wohlhabende Frau, aber auch habsüchtig und klatschhaft. Es liegt darin die Aufforderung, sich der Erziehung der Amme etwas anzunehmen, wie dies von wohlgesinnten Leuten geschieht. Schlecht behandelt wird eine Amme fast nie, weil das Kind darunter leiden würde, sie wird aber oft verzogen und faul. Ich kenne eine Familie, in welcher die Hausfrau sich nicht entschließen konnte, die Ammen wieder fortzuschicken, weil die Kinder sich so sehr daran gewöhnt hätten, bis der Ehemann bei der vierten erklärte, er würde sie alle mit Rattengift vertilgen.

Bei meiner am 28. März 1804 stattfindenden Taufe waren die Gevattern der Kaufmann Braun, ein Verwandter meiner Mutter, der Rector Krause, der Vater von Carl Krause, ein Verwandter meines Vaters, und mein Großvater, von welchen ich die Namen Georg Friedrich Louis erhielt. Ich wurde immer Louis genannt und habe Anstand genommen, mich Ludwig zu schreiben, weil es sich um einen Familiennamen handelt, den man nicht zu übersetzen pflegt. Bei meiner Anstellung in Bayern wurde ich zum Ludwig gemacht, aber ohne nachhaltige Wirkung. In meinen ersten Lebensjahren soll meine Gesundheit sehr schwankend gewesen sein, meine Tante Dorette sagte, es sei meines Vaters Meisterstück gewesen, mich groß gezogen zu haben. Diese Periode liegt außerhalb meines Erinnerungs-Vermögens, wo dieses anfängt, bin ich ein fröhliches Kind gewesen.

Von 1802, wo meine älteste Schwester geboren wurde, bis 1815, wo mein jüngster Bruder den Beschluß machte, hatte meine Mutter neun Kinder, vier Söhne und fünf Töchter, von denen zwei, Louise und Amalie, in der Zahnperiode an Krämpfen starben. Meine Mutter hörte nie auf, diesen Verlust zu beklagen, und hatte die Büsten der beiden Kinder auf ihrem Schreibtische stehen.

In der damaligen Zeit holte der Storch die kleinen Kinder aus dem großen Fischkasten bei der Pionnier-Caserne. Bei der Geburt meines jüngsten Bruders kam es mir zuerst so vor, als ob der Storch ein loser Vogel sei. Er hatte sich früher schon sehr rücksichtslos benommen und meine Mutter mit meinem ältesten Bruder überrascht, als sie für einige Zeit nach Limmer gezogen war, wo sie sehr eng logirte. Mein Vater ließ damals in die Zeitung setzen, seine Frau sei, ganz unerwartet, mit einem kräftigen Knaben niedergekommen worüber er dann viele Scherze zu hören bekam.

Meine frühesten Erinnerungen

reichen bis in mein fünftes Jahr, denn ich weiß, daß ich meine Großmutter gekannt habe, welche am 26. April 1809 gestorben ist. Ich sehe sie noch, in ihrem Lehnstuhle sitzend, in dem großen Parterrezimmer des Hauses an der Leinstraße, mit ihrem feinen blassen Gesichte und einer Haube mit lila Bändern. Auch erinnere ich mich einer Weihnachtsbescheerung bei ihr, in demselben Zimmer, mit einer fußhohen Festung von Torf, welche mit beweglichen Soldaten und Kanonen reich versehen war. Kunstwerke dieser Art waren früher stets die Zierde des hannoverschen Weihnachts-Marktes, Ritter und Bauern, Weiber und Kinder von Torf waren da zu kaufen und blickten mit Verachtung auf ihre Nachbarn, die Rosinen-

männer, deren Rumpf von Zwetschgen, das Gesicht von einer halben Mandel fabricirt war.

Dann finde ich mich wieder in dem Hofe des Hauses Nr. 6 an der Burgstraße, bei hellem Sonnenschein an einem Fasse stehend, mit dessen Inhalt ich mein weißes Sonntagskleid jämmerlich besudelt hatte, in Erwartung eines Donnerwetters über meine Missethaten. Nach dem Tode des Großvaters, 1805, hatten meine Eltern dort ihre Wohnung bezogen, welche sie bis 1812 beibehielten.

An dieses Haus, mit zwei Höfen und weitläuftigen Hintergebäuden, knüpfen sich mannigfaltige Erinnerungen, medicinische, astronomische und patriotische. Es gehörte der Wittwe des Goldarbeiters Wilhelmi, die mit Hülfe ihrer beiden Schwäger ein großes Geschäft fortsetzte. Diese schon bejahrten Männer waren meine guten Freunde. Onkel Conrad, der ältere, sah so aus wie Leibnitz' Monument, er war sehr geschickt im Wachsbossiren und in getriebener Silberarbeit, er hatte zu pomologischen Zwecken eine Sammlung der schönsten Früchte in Wachs dargestellt. Onkel Heinrich, der jüngere, sah so aus wie Blücher, er ging gern auf die Jagd, trug ein Jägercostüm und verstand sich vortrefflich darauf, Vögel auszustopfen. Sie waren sehr fleißige Leute, nur selten drang ich in ihre Arbeitszimmer, welche nach dem Hofe zu lagen, aber sehr oft warfen sie mir kleine Geschenke zu, wenn ich auf dem Hofe spielte. Von den Frauen im Hause habe ich keine so angenehme Erinnerungen, es waren alte Jungfern darunter, vor denen ich mich fürchtete. Außer den beiden Höfen mit Speichern und Pferdeställen gefiel mir in dem Hause besonders die Treppe, welche so eingerichtet war, daß man auf dem Geländer bequem herunterrutschen konnte; das war der Standpunkt, von dem ich damals die Architectur beurtheilte. Er hat auch jetzt noch seine Geltung, denn er setzt eine sehr bequeme Treppe voraus, die

heutzutage immer seltener wird. In diesem Hause war es, wo ich eines Abends in den Armen meines Vaters erwachte, in dessen Zimmer ich schlafend gewandert war. Es war davon die Rede, man wolle vor mein Bett ein Gefäß mit Wasser stellen oder nasse Tücher legen, um mich zu erwecken, wenn ich wieder nachtwandeln sollte. Dazu kam es aber nicht und so muß das Nachtwandeln wohl sehr vorübergehend gewesen sein. An einem Weihnachtsabend verbrannte ich mich ganz leicht mit Siegellack und war davon scheinbar so angegriffen, daß ich an der Bescheerung gar keine Freude hatte. Am Tage darauf brachen die Masern bei mir aus und erklärten meine weinerliche Stimmung. Auch die übrigen Geschwister wurden befallen. Scharlach haben wir nicht gehabt. Im Jahre 1817 war mein Vater in der größten Sorge, als der Parterre wohnende Hausbesitzer unserer damaligen Wohnung an der Marktstraße in einer Woche seine drei Kinder am Scharlach verlor.

Von meinen Beobachtungen des großen Kometen von 1811 habe ich noch die deutlichsten Erinnerungen, jeden Abend gingen wir auf die Burgstraße hinunter, wenn der Komet sichtbar war. Im Kometenjahre wurde Hannover von der Ruhr heimgesucht, meine älteste Schwester wurde davon ergriffen und nur mit Mühe gerettet. Dr. Heine wurde zu Rathe gezogen, dies geschah auch, als meine zweite Schwester von einer Entzündung am rechten Vorderarm ergriffen wurde. Mein Vater öffnete eine fluctuirende Stelle, gegen eine nachbleibende Verhärtung wurde Phosphorsalbe eingerieben, deren Leuchten im Dunkeln mich sehr interessirte, ich selbst habe sie aber doch nie verschrieben. Eine meiner Schwestern litt in ihren ersten drei Lebensjahren an dem sogenannten Kopp'schen Asthma, wir übrigen Kinder mußten sehr vorsichtig mit ihr umgehen, weil sie bei jeder heftigen Aufregung leicht ohnmächtig wurde, sie hat aber nicht die mindesten üblen Folgen davon zurückbehalten, nur an Mi=

graine hat sie oft gelitten, scheint also zu Neurosen disponirt zu sein.

Das furchtbarste Ereigniß in der Familie begab sich Anfangs 1811 an einem Sonntag-Nachmittage. Meine älteste Schwester und ich waren zu einem Kinderballe eingeladen. Sie war schon in ihrem Ballstaate von leichtem Tüll, als sie sich aus der Ofenröhre einen gebratenen Apfel holen wollte. Die aus dem Ofen züngelnde Flamme hatte ihr Kleid ergriffen und im Nu stand sie da wie eine Feuersäule. Glücklicherweise war die Mutter anwesend und rettete ihre Erstgeborene dadurch, daß sie dieselbe in den leinenen Ueberzug eines Sophas einhüllte, mit dem sie sich gerade beschäftigt hatte. Sie erstickte die Flamme, verbrannte sich aber ihre eigenen Hände auf das empfindlichste. Die verbrannte Schwester lag viele Monate lang an ihren Brandwunden, Arme und Hals waren jämmerlich verletzt, sogar der Thorax, obgleich das Corsett von sogenanntem englischen Leder nicht gebrannt hatte. Diese Schwester, welcher die Mutter zweimal das Leben gegeben hatte, blieb immer ihr Liebling; diese Gefühle waren gegenseitig, obgleich die Schwester mit schwärmerischer Verehrung an dem Vater hing, dem sie sehr ähnlich sah. An jenem schrecklichen Tage war natürlich vom Kinderball nicht mehr die Rede, von späteren Festen erinnere ich mich, daß wir beiden ältesten gleichzeitig in einer Portechaise hingetragen wurden, in welcher Zimmermann sich zu seinen Patienten hatte tragen lassen; sie war äußerlich mit Goldleisten verziert und inwendig mit rothem Plüsch ausgeschlagen.

In das Jahr 1811 fällt eine andere chirurgische Wahrnehmung, welche mir erst nach vielen Jahren bedeutungsvoll geworden ist. Mein Vater zeigte mir einen Bäckergesellen aus dem benachbarten Bäckerhause, den er von einer schweren Schädelverletzung ohne Trepanation glücklich geheilt hatte. Ein Scheit Holz, 70 Pfund schwer, war dem Menschen drei Stock-

werk hoch herunter quer auf den Kopf gefallen und hatte ihm einen tiefen Eindruck über beide Seitenwandbeine gemacht; mein Vater ließ mich den Finger in die ausgeheilte Rinne legen, um den Knocheneindruck zu fühlen.

Bald nach 1811 ertrank beim Baden in dem Ricklinger Bache vor meinen Augen ein schöner hoffnungsvoller Knabe, der Bruder vom Professor Heinrich Spitta, welcher letztere Eleve meines Vaters war. Ich sehe noch seine marmorblassen Glieder auf dem Rasen am Bache ausgestreckt, von Knaben umgeben, die sich nicht zu helfen wußten. Dieser Vorfall machte auf mich um so mehr Eindruck, weil ich kurz vorher an derselben Stelle in Lebensgefahr gewesen war, der Strom hatte mich aber schnell an eine Stelle geführt, wo ich wieder Grund fand. Ich lernte nun sehr eifrig das Schwimmen, der berühmte Bademeister Schrader war mein Lehrer. Dieser hat über 500 Ertrinkenden das Leben gerettet, die dankbare Bürgerschaft hat ihm ein Monument gesetzt auf dem Wege zum Badeplatze. Ich habe mir oft gedacht, ach wärst du doch lieber Bademeister geworden als Arzt!

Von der französischen Occupation erinnere ich zunächst, daß 1810 ein Fest zu Ehren des Königs von Westfalen, Hieronymus, im Ballhofsaale stattfand. Der Eingang zu diesem Saale ging durch den Thorweg des Wilhelmi'schen Hauses, meines Vaters Wohnzimmer lag gerade darüber. Ich habe es nicht vergessen, wie er bei dieser Gelegenheit seinem patriotischen Herzen Luft machte.

Unter den vornehmen Leuten, deren Arzt er war, befanden sich zwei Schwestern von großer Schönheit, beide verheirathet mit den angesehensten Männern. Eine derselben hatte sich an den Hof König Jerome's nach Cassel locken lassen, zum großen Kummer meines Vaters, der den Augenblick nicht erwarten konnte, bis sie ihren Irrthum einsehen und Cassel wieder ver-

lassen würde. Es geschah bald, aber die schönen Schwestern waren doch dazu ausersehen, ihn zu betrüben, denn sie sind beide jung gestorben.

Von den französischen Soldaten erinnere ich mich nur der hohen Bärenmützen der Grenadiere und ihres Tambour-Majors, dessen Hauptkunst darin bestand, seinen langen Stab mit silbernem Knopfe hoch in die Luft zu schleudern und dann wieder zu fangen, ohne seiner gravitätischen Haltung das mindeste zu vergeben.

Im Jahre 1812, wo meine Eltern wieder an der Leinstraße wohnten, kamen lange Züge kranker Soldaten auf Bauerwagen durch Hannover, sie pflegten am Holzmarkte Halt zu machen, mein Vater schickte mich dann an der Hand des Bedienten auf die Straße, um Wein oder Lebensmittel an die Leidenden zu vertheilen.

Im Jahre 1813, nach der Schlacht von Leipzig, kam der Kronprinz von Schweden, Bernadotte, mit 10,000 Schweden nach Hannover; bei dieser Gelegenheit hatten meine Eltern drei höhere schwedische Officiere im Quartier, deren romantische Namen, wie Cederskiold, Adlerswärd, mir lange so erinnerlich gewesen sind, wie ihre blauen Augen und ihr ritterlicher Anstand. In diesem Jahre gingen aus dem Thierbach'schen Institute, dessen Zögling ich war, drei junge Leute der ersten Classe in die deutsche Legion. Sie zeigten sich vor ihrer Abreise zur Armee in Uniform ihren früheren Mitschülern. Seitdem behielt ich viele Jahre das Gefühl, wie traurig es für mich sei, nicht einige Jahre früher geboren zu sein, dann hätte ich auch Theil haben können an den großen Ereignissen des Jahrhunderts. Ich habe mich später darüber getröstet, es hat doch seinen großen Nutzen, in einer glorreichen Zeit gelebt zu haben, man faßt die Weltbegebenheiten anders auf und verzweifelt nicht gleich, wenn die Welt aus ihren Fugen zu gehen scheint.

Im Jahre 1815 hatte mein Vater die Invaliden der

Schlacht von Waterloo zu untersuchen, Tag für Tag war sein Vorzimmer mit diesen Leuten gefüllt; er rief mich zuweilen, um einzelne merkwürdige Fälle zu sehen. In diesem Jahre kam auch die Victoria des Brandenburger Thors zu Berlin durch Hannover, von den siegreichen Preußen aus Paris zurückgeführt. Die riesigen Wagen wurden auch von der Schuljugend mit Jubel begrüßt. Von dem Bilde der Siegesgöttin konnten wir natürlich nichts sehen, wir sollten sie 51 Jahre später persönlich kennen lernen. In meiner Eltern Hause ging es damals sehr lebhaft zu, es war der Mittelpunkt der aus dem Felde heimkehrenden Aerzte. Einer davon ist mir unvergeßlich, ein schöner, eleganter, blonder junger Mann, sehr lustig und ein gewandter Tänzer. Man erzählte von ihm, er habe das Unglück gehabt, seinen Gegner im Duelle zu tödten, mache sich darüber die bittersten Vorwürfe, raufe sich mitunter die Haare aus und wälze sich auf dem Fußboden. Diesen Mann traf ich 33 Jahre später unter ganz veränderten Umständen wieder als Physicus einer bedeutenden Stadt. Seine schlanke Figur war ganz zusammengesunken, sein freundliches Gesicht hatte einen diabolischen Ausdruck bekommen und seine Thaten waren diesem ganz entsprechend. Er war die Plage Aller, die das Unglück hatten, mit ihm in Berührung zu kommen. Ich hatte unter anderem die Aufgabe, vor seinen amtlichen Verfolgungen ein junges schuldloses Mädchen zu retten, deren ganze Zukunft davon bedroht war. Ich weiß nicht, was ihn dergestalt moralisch zu Grunde gerichtet hat, oder ob er, trotz seinem freundlichen Aussehen, schon in der Jugend nichts getaugt hat.

Meine letzte Erinnerung aus dem großelterlichen Hause an der Leinstraße war das Friedensfest von 1815. Zur Feier des Tages gab mein Vater ein großes Diner, wo beim Nachtisch auch die Kinder erscheinen durften. Abends gab der Herzog von Cambridge einen Ball, zu dem auch meine Eltern

eingeladen waren. Meine Mutter war schon im Ballcostüm, als es ihr einfiel, noch einmal die Häupter ihrer Lieben zu zählen und sieh, es fehlte ein theures Haupt, das meinige! Mein Vater mußte allein zu Balle fahren, die Mutter ließ mich vergebens überall suchen und war in Verzweiflung. Endlich um Mitternacht fand mich der Bediente unter einem Sopha im Speisezimmer. Ich hatte zu viel Wein bekommen, war auf dem Sopha eingeschlafen und dann, durch den boshaften Kobold Weingeist unter dasselbe gerathen. Ich kam erst recht zum Bewußtsein, als ich mich mit dem Bedienten auf der Esplanade befand, wohin mich die Mutter noch schickte, um die glänzende Illumination zu sehen, aber die Lichter waren schon im Erlöschen, man sah mehr die Latten, als die daran befestigten Lampen.

Im Jahre 1816 wurde das großelterliche Haus verkauft und meine Eltern zogen in das schöne Haus Nr. 54 an der Marktstraße, welches durch seinen Garten für meinen Vater gewiß die größte Anziehungskraft besaß. Bis dahin hatten meine Eltern einen Garten vor dem Cleverthore gemiethet, wo im Sommer die Familie den Nachmittag zubrachte. Die Mutter wünschte immer, der Vater möge ein Haus kaufen, er konnte sich aber nicht dazu entschließen; er wollte nicht entfernt wohnen und doch einen Garten haben, auch fürchtete er sich vor dem Hausbesitze. In der Franzosenzeit waren durch Einquartierung die Hauslasten so groß, daß einer der Patienten meines Vaters diesem ein Haus zum Geschenk anbot, welches nach dem Frieden für 12,000 Thlr. verkauft wurde.

Meine Schulzeit
von 1810 bis 1821.

Ich muß ungefähr fünf Jahre alt gewesen sein, als ich zuerst in eine Classe für kleine Knaben in der Mädchenschule

an der Köbelingerstraße Nr. 50 geschickt werden sollte. Dies verletzte meine heiligsten Gefühle, ich setzte mich zur Wehre, aber der Bediente brachte mich hin. Noch auf der Treppe stemmte ich mich gegen die Stufen; vergebens; die Gewalt siegte! Einmal in der Classe angelangt, besann ich mich eines besseren und als nach beendigtem Unterrichte das Spielen auf Tischen und Bänken anfing, fand ich sogar Geschmack an der Schule. Die Freude dauerte aber nicht lange! Wenn es der Zweck der Schule sein soll, einen offenen Kopf zu bekommen, so wurde dies nur allzuschnell erreicht. Eines schönen Tages wurde ich meinem Vater mit einer großen Wunde heimgebracht, die ich mir durch einen Fall beim Voltigiren über Tisch und Bänke zugezogen; sie hatte meine rechte Augenbraue ganz auseinander gerissen, die sich seitdem immer in der Mitte etwas aufgebäumt hat. Mit der Mädchenschule war ich nun fertig und finde mich, nicht lange nachher, in dem neu entstandenen Thierbach'schen Institute wieder; ich erinnere mich, dort 1810 auf mein Schreibbuch geschrieben zu haben, und einer der ersten Schüler gewesen zu sein. Es kam schnell in Aufnahme und setzte den Inspector Thierbach schon nach wenigen Jahren in den Stand, ein großes Haus mit einem herrlichen Garten zu erwerben. Das Haus ist 1871 abgerissen, der Garten ist verschwunden und zu Bauplätzen verwendet worden. Die meisten Besucher dieses Instituts wohnten bei ihren Eltern, die Pensionäre waren meistens Engländer. Der Inspector Thierbach verstand es, gute Lehrer zu engagiren, seine eigene Lehrgabe war nicht bedeutend und seine Kenntnisse waren mangelhaft. Religion und Mathematik waren die Fächer, welche er selbst vortrug. Seine Religion war jedenfalls nicht die Religion der Liebe, er selbst erschien uns wie ein strenger und zorniger Gott, der uns einmal in der Woche wenigstens fürchterlich abkanzelte, vermuthlich aus Prinzip oder übler Angewohnheit, denn im Grunde genommen

war er nicht so böse. Er sorgte für unsere Vergnügungen, beaufsichtigte unsere Spiele im Garten und gab jedem von uns neun Quadratfuß Land, wo wir uns einen Garten anlegen konnten, bei dessen Bearbeitung er uns behülflich war. Im Garten liebten wir den Inspector, in der Classe fürchteten wir ihn. Seine habituellen Strafpredigten machten übrigens wenig Eindruck, man härtete sich bald dagegen ab. Eine wohlangebrachte Bemerkung von ihm machte dagegen bleibenden Eindruck. Zwei meiner Kameraden waren einander in die Haare gerathen und wurden dafür ausgescholten, dabei sagte der Inspector: Macht es doch wie Stromeyer, bei dem verpufft sich die angeborene Heftigkeit im Eifer für seine Studien. Ich muß damals noch recht klein gewesen sein, denn meine Heftigkeit war besonders dadurch zur Sprache gekommen, daß ich einem Schotten, Namens Spence, der noch einmal so groß war wie ich, an den Kopf geflogen war, als er mich neckte; durch einen Schlag an die Nase hatte ich ihm etwas Rothwein gezapft, wie die Engländer sagen. Goliath lachte mich aus und wir waren nachher sehr gute Freunde.

Die Mathematik konnte der Inspector selbst nur bis zur Lehre von den Kreisen, wenn wir so weit im Häseler gekommen waren, wurde ein Examen veranstaltet, dessen Schluß eine fürchterliche Strafpredigt war und dann fingen wir wieder von vorne an. In der Arithmetik war es ungefähr eben so, ich blieb darin sehr zurück, und habe die Buchstabenrechnung eigentlich nie recht begriffen.

Geographie wurde gut vorgetragen und schon Karten gezeichnet, die Geschichte sehr mangelhaft. Sehr gut war der Unterricht in alten und neuen Sprachen, so daß ich die dankbarsten Erinnerungen an meine Lehrer habe, besonders an den Inspector Oeltzen, welcher Griechisch und Lateinisch lehrte, an Herrn Lacabane, den Lehrer der englischen und den Abbé Les-

caillet, den der französischen Sprache. Diese drei Herren waren allgemein beliebt, nicht minder auch Carl Reinecke, der jetzige Feldprobst, welcher schon vor seinen theologischen Studien für die unteren Classen engagirt war. Er hat jetzt, in seinem 72. Jahre, noch ein so jugendlich frisches Herz, daß man begreift, wie er vor einem halben Jahrhundert den Kindern hat gefallen müssen. Bei Herrn Oeltzen lernten wir die alten Sprachen nicht blos grammatikalisch, wir lernten auch die Classiker lesen und darin liegt wohl der Grund, daß ich diesen Studien nur ihre guten Seiten abgewonnen habe und die Klagen sehr lächerlich finde, die man jetzt oft darüber hören muß, besonders von Leuten, die sich einbilden, daß man durch Naturgeschichte alle classischen Studien entbehrlich machen könne. Ich würde es für ein großes Unglück halten, wenn diese Idee jemals maßgebend werden sollte. Das bischen Naturgeschichte, was unsere jungen Leute jetzt lernen, hat sie schon so übermüthig gemacht, wie würden sie erst werden, wenn sie nichts mehr davon erführen, daß es schon in alten Zeiten Männer gegeben hat, welche der Jugend als unerreichbare Muster der Tugend, des Genius und der Thatkraft hingestellt werden können. Was würde aus Shakespeare, Goethe oder Schiller geworden sein, selbst wenn sie gelernt hätten, den Kosmos von Humboldt zu erklären, wenn nicht der ganze Himmel des classischen Alterthums sich über ihnen gewölbt hätte? Es sind die idealen Güter des Menschen, welche in dem Studium der Classiker zur Geltung kommen, diese gipfeln freilich in der Religion, aber die Lehren derselben müssen dem jugendlichen Gemüthe durch Beispiele verständlich gemacht werden. Die religiösen Ansichten der Alten dienen außerdem dazu, die Schönheit des christlichen Glaubens in ein helleres Licht zu stellen und zur Toleranz zu führen; schon das Kind lernt einzusehen, daß Tugend und Geistesgröße auch mit verschiedenen religiösen Bekenntnissen

vereinbar sind. In meiner Jugend dachte man noch nicht daran, Naturgeschichte in den Schulen zu lehren, dieser Fortschritt gehört einer späteren Zeit an; für den Sohn eines Arztes war dies weniger zu beklagen, als für andere; mein Vater suchte seine Kinder stets darüber zu belehren; er examinirte uns bei unseren Ausflügen über die Pflanzen des Feldes, die Thiere des Waldes, führte uns in Menagerien und ließ uns Naturalien sammeln. Ich mußte sogar lernen Vögel auszustopfen bei einem großen Meister in diesem Fache, dem k. Küchenschreiber Hegewisch, der damals in Linden wohnte. Ich erinnere mich noch meines größten Werkes auf diesem Gebiete, eines Storchs. Ein Glaskasten sollte für das große Thier nicht angeschafft werden, ich stellte den Vogel deshalb auf einen Schrank im Treppenhause, wo meine Mutter ihn aber nicht dulden wollte und verschwinden ließ.

Für meine Studien in der englischen Sprache war es ein Glück, daß Herr Lacabane, mein erster und einziger Lehrer darin, ein so vortrefflicher Mann war, daß ihm gegenüber auch die wildesten Buben zahm wurden, ohne daß er jemals die evangelische Milde seines Wesens zu verläugnen nöthig gehabt hätte. Er war so dick wie Falstaff, hatte aber einen schönen Kopf und ein zugleich sonores und weiches Organ. Seine Schicksale waren, seinem Charakter entsprechend, etwas sentimentaler Art. Er war katholischer Priester gewesen, die Liebe hatte ihn seinem Stande entfremdet und nach Deutschland geführt. Seine Frau war früh gestorben und hatte ihm ein einziges Töchterchen hinterlassen, deren Zukunft sein ganzes übriges Leben gewidmet blieb. Der alte französische Abbé hatte nichts Sentimentales an sich, aber eine gute Aussprache und Lehrmethode. Er hatte mit Stundengeben viel Geld verdient und war geizig geworden. Er ließ sich nur am Sonntag rasiren und sah gegen Ende der Woche wie ein Stachelschwein aus. Er ging mit

kurzen Hosen, schwarzen wollenen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen und trug dabei einen rhabarberfarbenen Ueberrock von historischer Wichtigkeit für uns Schüler. Eines schönen Tages hatte er sich beim Trödler einen Rock von dieser Farbe gekauft, dessen Aermel, bei Lichte betrachtet, zu schadhaft waren, um sich damit sehen zu lassen. Der Schneider mußte ihm ein Paar neue Aermeln dazu machen, die aber so abstechend ausfielen, daß schließlich nichts anderes übrig blieb, als zu den neuen Aermeln einen neuen Rock machen zu lassen.

Sehr übel bestellt war es mit dem Zeichnen. Von freiem Handzeichnen war gar keine Rede, der Lehrer gab uns Kupferstiche als Vorlagen, die Contouren wurden am Fenster durchgezeichnet, dann wurde die Copie mit schwarzer Tusche ausgepinselt. Damit dieselbe recht sauber bliebe, beklebte man sie mit einem Papier, von dem immer nur ein paar Quadratzoll weggeschnitten wurden, an denen man gerade arbeitete. Mit diesen elenden Künsten habe ich neun Jahre hingebracht; ich glaubte nicht das mindeste Talent zu haben und doch kam dies gleich zum Vorschein, als ich später einen andern Lehrer erhielt.

Musik wurde in dem Thierbach'schen Institute nicht getrieben, aber dafür sorgte mein Vater, er ließ mich schon in meinem achten Jahre Clavierstunde nehmen und ich mußte Abends mit meiner ältesten Schwester kleine Duette singen, zu denen er die Begleitung spielte. Da wir des Vaters Freiplätze benutzen durften, so kamen wir auch schon früh in das Theater, besonders wenn Opern gegeben wurden, die Zauberflöte, Lilla oder Schönheit und Tugend, Joseph in Aegypten, das unterbrochene Opferfest, Doctor und Apotheker, gehören zu meinen frühesten Jugenderinnerungen. Von Lustspielen erinnere ich mich nur der Vorstellungen des Komikers Wurm und von Schauspielen Otto von Wittelsbach, weil darin der Schauspiel-

director Städeler, welcher den Otto spielte, vom Schlage gerührt wurde. Die Oper wurde damals unter dem musikliebenden Herzog von Cambridge sehr bevorzugt, erst später hob sich auch das Schauspiel unter der Regie des Herrn von Holbein, der Hannover die Madame Renaer zuführte, eine der seelenvollsten Schauspielerinnen, die ich je gesehen habe.

Für meine musikalische Ausbildung war es besonders förderlich, daß meine Eltern mich seit meinem zwölften Jahre die großen Winterconcerte besuchen ließen, wo ich niemals fehlte. So lernte ich schon früh die Symphonien von Haydn, Mozart und Beethoven kennen und lieben. Kiesewetter, einer der größten Geiger aller Zeiten, spielte wenigstens einmal an jedem Concertabend. Er machte auf mich den tiefsten Eindruck, ich würde ihn für Apollo selbst gehalten haben, den Raphael mit der Violine darstellt, aber er hatte sehr dunkle, große Augen und rabenschwarzes Haar, wie es für den Sonnengott nicht geeignet erscheint. Er besaß vor vielen anderen Geigern den Vorzug, daß er selbst gar nicht componirte.

Meine Confirmation 1818.

Obgleich unsere Eltern die Kirche nicht häufig besuchten, so waren sie doch gottesfürchtige, christlich-gesinnte Leute und wünschten ihre Kinder in demselben Geiste zu erziehen. Mein seliger Vater überwarf sich in London, wie er in dem dort geführten Journale bemerkt, mit seinem besten Freunde, weil dieser an der Unsterblichkeit der Seele zweifelte und gesagt hatte, es müsse erst bewiesen werden, daß der Mensch überhaupt eine Seele habe. In seinem Ausgabenbuche stehen, außer den Gebühren für Kindtaufen, auch die für Communion bemerkt. Durch seine Kuhpockenimpfungen mit Schullehrern und Landgeistlichen in vielfacher Berührung, lebte er mit den Gottesgelehrten auf gutem Fuße. Es wurde beschlossen, daß ich, als ein wilder

Bursche, den Confirmationsunterricht zweimal besuchen sollte, meine ältere Schwester hatte denselben nur einmal genossen. Dies fiel insofern gut aus, daß ich zuerst bei dem Oberconsistorialrath Sextro, einem würdigen Manne, der in hohem Alter allgemein geehrt gestorben ist, den Saal besuchte. Man hat ihm zum Andenken seinen Namen auf eine Straße übertragen, der es jedoch noch sehr an Häusern fehlt. Seine Hauptlehre, die ich mir gut gemerkt habe, war, daß das Thun die Hauptsache sei. Er brachte diesen Satz auch in seinen Predigten öfter an; eine schwerhörige alte Dame fragte einmal, was ist denn das für ein Huhn, von dem der Herr Oberconsistorialrath so oft spricht. Der große Nachdruck, welchen der treffliche Mann auf das werkthätige Christenthum legte, machte es mir begreiflich, daß die Anforderungen in Betreff des Glaubens nicht so streng zu nehmen wären. Der zweite Prediger, bei dem ich schließlich confirmirt wurde, war ein sehr beliebter Kanzelredner, der die ecclesiastische Trommel sehr gut zu rühren verstand, das Instrument, welches einen Schwall von Worten mit dem Curse von Gedanken hervorbringt, wie die Trommel Geräusche mit dem Werthe von Tönen. Dieser war mehr für die Rechtfertigung durch den Glauben, deren er selbst sehr bedürftig war, denn seine Thaten ließen viel zu wünschen übrig. Er legte sich auf den Trunk, wurde in eine Provinzialstadt versetzt, wo er früh gestorben ist.

Das ganze Jahr vor meiner Confirmation mußte ich Sonntags regelmäßig die Kirche besuchen und die nachgeschriebene Predigt dem Pfarrer einreichen. Diese Aufgabe setzte mich in große Verlegenheit, das erste Mal half mir meine älteste Schwester aus der Noth und ich konnte mit ihrer Hülfe einen wirklich geistreichen Auszug der Predigt liefern, in welchem alle Blumen der Rhetorik abgestreift waren, so daß nur die klaren Gedanken in einfachen Worten erschienen. In der nächsten

Stunde wurde diese Arbeit vorgelesen und als Muster empfohlen. Ich gab mir Anfangs Mühe, es meiner Schwester gleich zu thun, aber vergebens; die Predigten schrumpften jämmerlich zusammen, schier bis auf Text und Eintheilung. Ich konnte es nicht dahin bringen wie Goethe, zunächst nur nachzuschreiben, ohne mich um den Sinn zu bekümmern; ich wollte gleich verstehen, was ich hörte und das gelang mir nicht. Goethe hat es freilich auch bald aufgegeben. Nach der Confirmation durfte ich die Kirche besuchen, so oft ich wollte, ohne diese Erlaubniß zu mißbrauchen. In Göttingen hörte ich den vortrefflichen Superintendenten Ruperti, in Berlin Schleiermacher predigen. Im Uebrigen sah ich die geistlichen Herren in katholischen Ländern oft am Krankenbette, wo sie sich menschenfreundlich und hülfreich erwiesen und mir sogar bei Operationen halfen, in protestantischen Ländern bei Hochzeiten und Kindtaufen, wo sie mir nicht immer gefielen, weil sie die heiligen Handlungen zu geschäftsmäßig betrieben oder auf die Gefühle ihrer Zuhörer zu wenig Rücksicht nahmen. Bei einer Trauung in Hannover sagte der Pastor zu der ganz mittellosen Braut: nicht ihres Reichthums, nicht ihres Geistes, nicht ihrer Schönheit wegen sei sie erkoren! Da fing die Braut an zu weinen und hörte kaum den begütigenden Nachsatz, der ihren Charakter hervorhob. Ich dachte mir dabei, welchen Stachel kann dies in der Seele der jungen Frau zurückgelassen haben! Vor Leichenreden habe ich mich immer gehütet, der Arzt spielt dabei eine zweifelhafte Rolle, man denkt leicht an Ursache und Wirkung und läuft in neueren Zeiten Gefahr, allerlei Sottisen ruhig anhören zu müssen, wie bei der Beerdigung einer edlen, vielgeliebten Tante, welche ihr ganzes Leben dem Wohlthun gewidmet hatte, aber eines lahmen Fußes wegen die Kirche selten besuchte.

Die rührendste kirchliche Feier, der ich beigewohnt habe, war die Confirmation der beiden königlich hannoverschen Prin-

zessinnen Friederike und Mary. In meiner Erinnerung leben ihre Gestalten noch, wie sie nach der feierlichen Handlung von einem feenhaften Wagen schnell hinweggeführt wurden.

Es wird den Aerzten oft zum Vorwurfe gemacht, daß ihre Studien sie zu Atheisten und zu schlechten Christen machten. Wenn das Christenthum in dem Wunderglauben bestände, so könnte man Recht haben, denn ein ehrlicher Arzt glaubt nicht an Wunder. Er sucht sich mit den Gesetzen bekannt zu machen, nach denen die Welt regiert wird, mit deren Hülfe sich Alles natürlich erklärt, auch die Mittel finden lassen, Uebel zu verhüten und Leiden zu heilen oder zu vermindern. Man kann auch nicht zugeben, daß in früheren Zeiten Wunder geschehen sind. Ein Wunder ist nur das, was die Aufhebung der Naturgesetze voraussetzt, um zu geschehen. Die Welt besteht durch diese Gesetze, sie müßte also untergehen, um ein Wunder möglich zu machen. Wer dahin gelangt ist, anzuerkennen, daß die Welt nach ewigen Gesetzen regiert werde, kann kein Gottesläugner sein, denn nach menschlichen Begriffen muß ein Gesetzgeber da sein, wo Gesetze bestehen und wirksam sind; daß man sich von dem Gesetzgeber der ganzen Welt keine deutliche Vorstellung machen kann, braucht nicht dahin zu führen, dessen Dasein zu läugnen. Am wenigsten aber scheint es mir nöthig, den lieben Gott abzuschaffen, um sich der Pfaffenherrschaft zu erwehren. Was die Charlatans sind für die Heilkunst, das sind die Pfaffen für die Religion. Man schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus, sondern reinigt die Tempel von dem Gesindel. Der Tempel Aesculaps so gut wie alle übrigen bedürfen mitunter des Besens.

Kein Stand ist so wie der ärztliche berufen, die Schönheit und Nothwendigkeit einer Religion der Liebe, wie Christus sie lehrte, durch Thaten kund zu thun. Christus selbst war Arzt, seine Heilungen wurden von den Zeitgenossen für Wunder ge-

halten, man kann jetzt noch alle Tage ähnliche verrichten, wenn man seine Leute darnach wählt. Glücklicher Weise ist die Bildung jetzt schon so weit fortgeschritten, daß man diejenigen nicht mehr Aerzte nennt, welche Wunder zu verrichten vorgeben, auch nicht Wunderthäter, sondern Charlatans! Selbstverläugnung und Anerkennung der Naturgesetze bezeichnen den wahren Arzt, Selbstvergötterung und Verläugnung der ewigen Gesetze den Charlatan. Je mehr das Studium der Naturwissenschaften in alle Classen dringt, desto mehr sinkt das Ansehen der Charlatans auf allen Gebieten. Das wissen die Finsterlinge sehr gut, daher ihre innige Verbrüderung, wenn ihre Gegner sich bemühen, den Naturgesetzen nachzuspüren.

Große Geister suchen diese Gesetze zunächst nur ihrer selbst wegen, um die Lücken menschlichen Wissens auszufüllen und Gott, von dem man sich sonst kein Bild machen kann, in seinen Werken kennen zu lernen. Erst in zweiter Linie steht der Nutzen, welchen die ewigen Wahrheiten dem Menschen bringen, aber es dauert gewöhnlich nicht lange, bis dieser deutlich hervortritt. Man erkennt es jetzt schon, wie der electrische Telegraph die Geschicke des Menschengeschlechts umgestalten müsse, nachdem Dampfschiffe und Eisenbahnen vorangegangen. So folgenreiche Entdeckungen ändern freilich nichts an den Gesetzen der Weltordnung, deren Kenntniß sie entspringen, aber sie zeigen die Gottähnlichkeit des menschlichen Geistes, der zugleich erschafft und zu regieren befähigt ist. Das ist freilich nur Wenigen vorbehalten, aber auch im einfachsten Naturzustande ist der Mensch darauf hingewiesen, die ewigen Gesetze kennen zu lernen. Der Trieb der Selbsterhaltung zwingt ihn dazu, das gebrannte Kind scheut das Feuer, das Wasser hat keine Balken!

Die Naturgesetze beschränken den freien Willen des Menschen, dessen erste Pflichten darin bestehen, sich ihnen zu unter-

werfen, aber sie heben ihn nicht auf. Daß der Mensch kein willenloses Werkzeug der Naturgesetze sei, lehrt die Erfahrung. Soll oder soll ich nicht? Sein oder Nichtsein? Das sind oft inhaltsschwere Fragen, deren Beantwortung uns Stunden, Tage, Monate, Jahre lang quälen kann. Oft klärt sich inzwischen die Lage weiter auf, zuweilen bleibt uns nichts übrig, als der Eingebung des Augenblicks zu folgen, oder unsern Entschluß an den Knöpfen abzuzählen.

Die freie Selbstbestimmung der geistesgesunden Menschen gehört zu den nothwendigen Bedingungen der menschlichen Gesellschaft. So lange es Staaten gegeben hat, unterschied man zwischen Recht und Unrecht, wie zwischen Tag und Nacht. Auch lehrt die Erfahrung, daß die menschliche Gesellschaft um so besser gedeiht, je mehr man Werth legt auf den freien Willen des Menschen, indem man ihn der Freiheit würdig und theilhaftig macht. Das Gegentheil führt durch Sclaverei schließlich zum Untergange; die moralischen Stützen der Gesellschaft brechen zusammen, die physischen folgen nach, an die Stelle wohlgeordneter Verhältnisse tritt wieder das Chaos, aus dem sich Alles von neuem entwickeln muß. Der Stärkere macht zuerst sein Recht geltend, der Despotismus herrscht, dann kommt die Klugheit und führt den Starken am Gängelbande, der Rechtsstaat bildet sich, zuletzt erst erscheint die Religion und in ihrem Gefolge Poesie und Kunst. Diese himmlischen Mächte verschönern nicht blos das irdische Dasein, sie erfüllen das Gemüth des Menschen mit glanzvollen Bildern eines besseren Jenseits.

Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist dem feinfühlenden Menschen ebenso nothwendig wie Speise und Trank. Gesegnet sei, wer diesen Gedanken zuerst ausgesprochen, er ist jedenfalls einer der größten Wohlthäter des Menschengeschlechts. Ohne diesen Glauben würde uns das Leben unerträglich sein und eine Religion der Liebe wäre nicht zu begreifen. Wir

könnten die ewige Trennung von geliebten Freunden und Angehörigen nicht ertragen und die Opfer nicht bringen, welche die Nächstenliebe auferlegt.

Positive Beweise für die Unsterblichkeit der Seele lassen sich nicht bringen, der electrische Telegraph ist noch nicht erfunden, der die Seelen der Abgeschiedenen mit denen der Lebenden verbindet, aber wenn das Studium der Naturwissenschaften lehrt, daß im Weltall nichts verloren geht, daß auch die Materie ewig ist, daß die zerfallenden Körper stets zu neuen Schöpfungen verwendet werden, so gewinnt dadurch die Idee um so größere Wahrscheinlichkeit, daß die Kraft, welche den menschlichen Geist darstellt und zu den edelsten Erzeugnissen im Erdenleben, den Werken des Genius befähigt, eben sowohl unvergänglich sein müsse und in erneuerter Gestalt auferstehen werde.

Es ist ungefähr ebenso bestellt mit allen ideellen Gütern des Menschen. Die ewige Wahrheit und Schönheit einer Religion der Liebe, der Poesie, der Kunst, läßt sich nicht beweisen, man kann sie nur fühlen und an ihren Wirkungen ermessen. Sie beglücken und veredlen uns, deshalb sind sie für feinfühlende Gemüther theurer als alle Schätze der Welt. Auch der Glaube an Unsterblichkeit beglückt und veredelt uns, er ist um so höher zu schätzen, weil, früher oder später, ein jeder desselben bedarf. Wer den Apoll vom Belvedere zerstört, ein Bild von Raphael, das Manuscript eines großen Dichters oder Tonkünstlers vernichtet, versündigt sich an Vielen, wer die Unsterblichkeit der Seele anzweifelt, an Allen! —

Der Arzt ist öfter als andere in der Lage, zu beobachten, daß in einem schwachen, kränklichen Körper eine große Seele wohnt, daß der Körper allmählich durch Krankheit zerstört wird, der Geist aber noch in seiner früheren Klarheit leuchtet. Dem Erlöschen des Lebens gehen oft noch rührende, originelle oder geistvolle Aeußerungen vorher, welche jedenfalls nicht dazu dienen können,

materialistische Ansichten zu begünstigen, vielmehr darauf hinweisen, daß ein kräftiger Geist sich theilweise unabhängig macht vom Einfluß der Materie. „Mehr Licht!" rief Goethe im Sterben; „Mehr Suppe!" ein alter Baron Bonvivant in Freiburg; „Liebt Euch!" war das letzte Wort eines hier 1869 verstorbenen, 75jährigen Arztes an seine um ihn versammelten Kinder. „Wir werden uns zuerst wiedersehen, Papa!" sagte im Sterben meine älteste Tochter, Frau Anna Esmarch, am 31. Mai 1870. Ich habe öfter beobachtet, wie der Tod eines unheilbar Kranken verzögert wurde durch sehnliche Wünsche eines liebenden Herzens. Der durch den Telegraphen gerufene Sohn kommt an und bald darauf erfolgt ein sanftes Ende. Die alte Geschichte von dem Holländer, der nicht sterben konnte, ehe er seinem Sohne gesagt hatte, er möge seine Pfeife immer ordentlich anstecken, ist keine leere Erfindung und hat nicht blos einen scherzhaften Sinn, man soll eben Alles im Leben herzhaft anfassen.

Für mich liegt der beste Beweis für die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes darin, daß derselbe fähig ist, ewige Wahrheiten zu fassen und zu finden. Die Kraft, welche dies vermag, ist vermuthlich ebenso unvergänglich, wie ihre Aeußerungen. Die ewigen Gedanken sind nicht blos mathematischer und physikalischer Natur, sie sind zerstreut über das ganze Gebiet menschlichen Erkenntnißvermögens, wenn sie gleich, oft für eine Zeit lang verdunkelt, dem Gedächtnisse der Menschen entschwinden.

In der Fähigkeit, ewige Gedanken zu begreifen und zu finden, liegt der Hauptunterschied des Menschen von dem Thiere, eine Kluft, die Nichts auszufüllen im Stande sein wird.

Mit solchen Ideen seit jungen Jahren vertraut, habe ich dieselben für mich behalten und selbst mit vertrauten Freunden nicht davon gesprochen. Man weiß nie, welchen Anstoß man geben kann, oder wie man ein frommes Gemüth kränken oder

stören kann. In Glaubenssachen eignet sich Jeder an, was ihm von Eltern, Lehrern oder Freunden mitgetheilt, seinem Begriffsvermögen entsprechend, klar oder theuer geworden ist. Es kam mir sehr sonderbar vor, als ich 1828 im Bade zu Leuk, wo ich die Ehre hatte, mit Casimir Perrier in demselben großen Bassin zu baden, angeschlagen fand: „Wer etwas Unanständiges sagt, hat einen Franc Strafe zu zahlen, wer das Gespräch auf religiöse Gegenstände bringt, zehn Francs." Jetzt scheint es mir, daß das gegebene Aergerniß damit richtig taxirt sei. Ich habe es mir deshalb zur besondern Pflicht gemacht, das religiöse Bewußtsein und die religiösen Gebräuche Anderer zu respectiren und bin so mit Protestanten, Katholiken, Quäkern und Juden gleich gut fertig geworden. In jeder Religion liegt doch ein Keim der Liebe, den man nur zu suchen braucht, um damit sympathisiren zu können. Namentlich muß ich den Juden das Zeugniß geben, daß sie in Betreff der Nächstenliebe gegen die Ihrigen nichts zu wünschen übrig lassen. Man sollte von dem Arzte doch nicht mehr verlangen und nicht erwarten, daß er in einem Kopfe voll Wahrheiten, wie sie den Naturgesetzen entspringen, noch eine Rumpelkammer für obsolete Glaubenssätze bewahre. Dergleichen Kammern duldet man nicht in einem wohlgeordneten Hause, man verkauft oder verschenkt lieber die alten Sachen, verspottet aber Niemand, der sich genöthigt sieht, sie noch zu verwenden. Eine ähnliche Vorsicht im Umgange mit Menschen ist auch in Betreff von Kunst und Poesie anzurathen. Man haßt oder verachtet leicht die Leute, welche in ihrem Urtheile auf einer anderen Stufe stehen, wie wir. Ich erinnere mich, daß ich einen Collegen nicht mehr leiden mochte, nachdem ich ihn hatte sagen hören, Schiller sei doch ein viel größerer Dichter als Shakespeare, weil er zugleich ein gebildeter Mann war! Ich hätte diese unbedachte Aeußerung gern vergessen, der College, von welchem sie herrührte, war Hofrath und Professor, obendrein

sehr freundlich gegen mich gesinnt, aber sie fiel mir immer wieder ein, so oft ich ihn sah.

Im Lyceum.

Das Thierbach'sche Institut war so eingerichtet, daß die Schüler aus demselben in Prima des Lyceums übergehen konnten, wie dies mit mir Ostern 1819 geschah. Leider traf ich es dort nicht glücklich. Der Director war ein gelehrter, freundlicher Mann, aber im Alter bequem geworden, er präparirte sich nicht und die Primaner merkten es. Es hatte sich die Observanz gebildet, daß, wenn sich eine solche Gelegenheit darbot und der Director den Rücken wendete, auf ein gegebenes Zeichen die ganze Classe unisono rief: „Präparir' er sich!" Es war wie der Chor in der griechischen Tragödie. Zu schwach, sich Hülfe zu schaffen, ließ der arme alte Mann sich diese Abscheulichkeit zuletzt ruhig gefallen und vermied dadurch wenigstens den zweiten Act mit dem Refrain: „Raisonnir' er nicht!" Diese Unordnungen verleideten mir den ganzen Aufenthalt in Prima, besonders im ersten Jahre, im zweiten ging es besser, die Haupträdelsführer waren fort und ich selbst war zum Primus in Prima avancirt; das Vertrauen zu der ganzen Schule war aber erschüttert. Der alte Director starb, 61 Jahre alt, in den Weihnachtsferien am 2. Januar 1821, ich hatte immer besorgt, er möchte einmal in der Classe vom Schlage gerührt werden. Der zweite Lehrer, Rector Kirchhoff, wurde von den Primanern besser behandelt, er war ein eben so gütiger als aufmerksamer Lehrer. Im Allgemeinen war aber der Unterricht im Thierbach'schen Institute besser als im Lyceum, ganz abgesehen davon, daß dort zwischen Lehrern und Schülern ein freundliches, zutrauliches Verhältniß stattfand, während hier die größte Rohheit sich Luft machte. In beiden Schulen wurde das Studium der deutschen Sprache und Literatur ganz ver-

nachlässigt. Ich kann mir das Zeugniß geben, daß ich auf Schulen nie einen ordentlichen deutschen Aufsatz geschrieben habe, man gab uns kein Thema und so excerpirten wir unsere Aufsätze aus irgend einem beliebigen Buche.

Die einzigen angenehmen Erinnerungen aus dem Lyceum haben mir die Singstunden bei dem Cantor Crusius hinterlassen, in denen ich zuerst Oratorien kennen lernte. Der Cantor war ein zarter schüchterner Mann, der aber mit seiner Liebe für die Musik die Schüler zu begeistern wußte und, wie Orpheus, die wilden Elemente zu bändigen verstand.

Da im Lyceum kein Zeichnenunterricht stattfand, so kam ich als Primaner zu dem Maler Winkelmann, dem ersten wirklichen Künstler, mit welchem ich in Berührung gekommen bin. Er war ein sehr gesuchter Portraitmaler, aber durch langjährige Studien in Dresden mit allen Zweigen seiner Kunst vertraut geworden. Compositionstalent hatte er gar nicht, machte auch keinen Anspruch darauf, aber er zeichnete vortrefflich, hatte eine gute Methode und war ein liebenswürdiger, aufmerksamer Lehrer, dessen kleine Sonderbarkeiten nur dazu beitrugen, den Eindruck seiner Lehren zu erhöhen. Er ließ mich ein ganzes Jahr nur nach Gyps zeichnen und dann Raphaelische Köpfe in Sepia copiren. Die Sepia war überhaupt sein liebstes Material, mit dem er auch in der Landschaft reizende Effecte hervorzubringen wußte. Seine Portraits in Oel waren von sprechender Aehnlichkeit, aber flüchtig gemalt, freilich gut genug für seine geringen Preise. Meine Studien im Zeichnen erhielten dadurch einen etwas ernsthafteren Charakter, daß meine jüngste Tante Ernestine Louis mit großem Talent und eben so großem Fleiße die Portraitmalerei in Gouache und Oel betrieb. Sie war eine Schülerin von Ramberg und hatte bei Winkelmann zuerst in Oel gemalt. Auch meine Mutter hatte in ihrer Jugend sehr hübsch gezeichnet, wie die von ihr noch vorhandenen Köpfe in

Rothstift beweisen. Diese Art zu zeichnen ist jetzt ganz aus der Mode gekommen, sie hat vor der schwarzen Kreide nur den Vorzug, daß sie eine noch größere Sauberkeit erfordert, weil man nichts wegwischen kann. Bei der Tante Ernestine fand ich für meine Zeichnungen die Aufmunterung, mit der meine Eltern sehr zurückhaltend waren, weil mein Vater eigentlich die Musik bevorzugte und zu besorgen schien, daß ich mich in die Malerei zu sehr vertiefe. Doch durfte ich den Unterricht bei Winkelmann bis zu meinem Abgange auf die Universität fortsetzen. Ich versuchte mich bald auch im Portrait und habe eine Menge Bilder in Silberstift auf Pergament, in Sepia oder Gouache gemacht und verschenkt, von denen mir jetzt noch zuweilen eins unter die Augen kommt. Für die Landschaft interessirte ich mich nur in so weit, daß ich mich darauf vorbereitete, bei künftigen Reisen skizziren zu können. Das menschliche Antlitz und die menschliche Figur interessirten mich mehr als Himmel und Erde. Ich glaube, daß dies für meinen künftigen Beruf sehr gut gewesen ist, es schärfte meine Beobachtungsgabe; wenn man das Schöne sucht, erkennt man um so leichter das Unschöne oder Krankhafte.

Der nächste Erfolg meiner künstlerischen Bemühungen war, daß sie mich auf eine angenehme Art beschäftigten, wo ich sonst müßig gewesen wäre und vermuthlich dumme Streiche gemacht haben würde und daß sie meinen Schönheitssinn auf überraschende Weise entwickelten. Erst jetzt bemerkte ich, daß die Wohnung meiner Eltern mit den schönsten Kupferstichen geziert war, an denen mein Auge früher ganz abgeglitten sein mußte. Erst der Umgang mit der Antike und den Raphaelischen Köpfen hatte mir diese neue Welt geöffnet.

Häusliche Erziehung.

Während meiner Schulzeit habe ich von dem Vater nicht viel gesehen, er war so beschäftigt, daß er nur Sonntags mit

uns zu essen pflegte, doch regierte er unsichtbar das ganze Hauswesen. Für die Erziehung seiner Kinder hatte er das Wichtigste dadurch gethan, daß er eine demoiselle bien née, ein wohlerzogenes Mädchen heirathete, der er die Kinder getrost überlassen konnte. Er sorgte für eine gesunde Wohnung mit großen, luftigen Schlafzimmern, für gute Lehrer, für warme Kleider und für kräftige, einfache Nahrung. Bis zur Confirmation wurde nur Milch, kein Kaffee verabreicht, Mittags täglich eine kräftige Rindfleischsuppe, Gemüse und ein gutes Stück Braten, Abends eine Suppe, in regelmäßiger Folge. Obst bekamen wir viel zu essen, ich erinnere mich, daß meine Mutter 60 Himpten Aepfel für den Winter zu kaufen pflegte. Bei aller Einfachheit unserer gewöhnlichen Kost hatten wir doch Gelegenheit, Delicatessen kennen zu lernen, die mein Vater von seinen Patienten besonders aus den Hansestädten geschenkt erhielt, zur willkommenen Bereicherung unserer naturwissenschaftlichen Kenntnisse.

Der Vater lebte eben so einfach, wie seine Kinder, er konnte es nicht leiden, daß etwas Besonderes für ihn gekocht wurde, was auf den Tisch kam, mußte von Allen genossen werden, er verlangte übrigens, daß Alles sehr gut zubereitet und von der besten Qualität sei. In culinarischer Beziehung habe ich Vieles von ihm gelernt und bin oft erstaunt darüber, wie wenig das Publikum und auch die Aerzte von Dingen wissen, die mir über ein halbes Jahrhundert bekannt sind. Die Wenigsten kennen nur die bei uns wachsenden Gemüse, die für Reconvalescenten geeigneten Suppen und Fleischspeisen. Es wäre gut, wenn einmal ein geistreicher, erfahrener Arzt ein medecinisches Kochbuch schriebe, die Aerzte würden es freilich nicht lesen, aber das Publikum. Rumohr's Geist der Kochkunst könnte dabei zum Vorbilde dienen, es müßte sehr kurz sein, aber Recepte dürften nicht fehlen.

Meine Mutter war von Haus aus eigentlich ein schöner Geist, ein heiteres, lebenslustiges Wesen, zu allem Scherz und Muthwillen aufgelegt, aber sie war in eine ernste Lebensschule gekommen, theils durch das Schicksal ihrer Familie, theils durch ihre zahlreiche Nachkommenschaft. So wurde sie eine außerordentlich fleißige Hausfrau, sie war nie unbeschäftigt und immer freundlich und hülfreich. Das industrielle Genie ihrer Vorfahren schien auf sie übergegangen zu sein. Sie ließ Bier brauen, Lichte gießen, Seife kochen, Schweine schlachten, Kapaunen und Gänse mästen, Sauerkohl, Bohnen, Gurken, Pickles einmachen und vortreffliche Soja aus Champignons kochen. Zur Zeit der Continentalsperre wurde Birnensyrup bereitet, um als Zucker zu dienen. Es war immer etwas im Hause los, wofür wir uns interessirten. Während der schönen Jahreszeit sahen wir den Vater Nachmittags im Garten, wo wir ihm helfen mußten, Blumen zu pflanzen, zu begießen und an Stöcke zu binden, Erde zu sieben für die Hyacinthen, Tazetten, Jonquillen, Tulpen, Amaryllis und Crocus, die er im Winter zu treiben pflegte. Sie standen in seinem Vorzimmer, auf terrassirten Bänken, oft 40 blühende Pflanzen zu gleicher Zeit; die schönsten pflegte er seinen Freunden zum Geschenk zu machen. Diese unschuldigen Beschäftigungen und der Aufenthalt in freier Luft haben gewiß viel dazu beigetragen, unsere Gesundheit zu befestigen, es war selten einer von uns krank, gegen kleine Unpäßlichkeiten half die Hafergrütze, als einzige Nahrung für kleine Simulanten, die nicht gern in die Schule gehen wollen, ebenso wirksam wie für große, die nicht exerciren mögen. Uebrigens habe ich doch die Beschäftigung mit den Blumen in der Jugend etwas satt bekommen, ich freute mich ebenso sehr an ihnen, wie mein Vater, aber ich hatte nie Lust, auch nur eine einzige zu pflanzen oder zu pflegen.

Die Gartenarbeit war nur ein Theil des väterlichen

Systems der Pädagogik. Er wollte uns weder träge noch eitel, oder hochmüthig werden lassen. Unsere Kleider waren von gutem Stoffe, aber in der Wahl der Farben wurde unser Geschmack nicht zu Rathe gezogen, zu jedem kleinen Dienste mußten wir bereit sein und hatten immer Commissionen auszurichten, obgleich es an Dienstboten nicht fehlte. Auf mich hatte er in dieser Beziehung vorzüglich sein Augenmerk gerichtet, theils weil ich der Aelteste war, der den anderen zum Beispiele dienen sollte, theils weil ich von Natur etwas schüchtern war. Er schickte mich vorzugsweise gern zu vornehmen Leuten, sogar zu dem Herzog von Cambridge, um mich von aller Blödigkeit im Verkehr mit Menschen zu befreien. Aeußerlich ist ihm dies auch ganz gut gelungen, die Umgangsformen machte ich mir leicht zu eigen, die Großen der Erde machten mir nicht bange, aber je älter ich wurde, desto mehr machte sich die Neigung geltend, nur auf Berufswegen mit der Welt zu verkehren und mich übrigens in vertraute Freundeskreise und auf mich selbst zurückzuziehen.

Lord Byron erzählte von sich selber, auch in Gesellschaft der Dame, die seinem Herzen am theuersten war, habe er oft gewünscht, allein zu sein. So schlimm ist es mit mir nicht geworden, ich kenne Leute, in deren Gesellschaft auch die Ewigkeit mir nicht zu lang scheinen würde, aber im Allgemeinen war ich nie im Zweifel darüber, was ich vorziehen sollte, in Gesellschaft gehen oder zu Hause bleiben, denn ich war nie à mon aise in größeren Kreisen.

Eins hatte mein Vater sehr vollständig erreicht, ich habe mich nie für zu gut gehalten, um irgend wem einen Dienst zu leisten, den ich zu leisten im Stande war und es hat mir oft Spaß gemacht, wenn ich Andere damit verblüffen konnte. Ich wurde eines schönen Tages zu einer Excellenz gerufen, welche, in der Ausführung eines wichtigen Auftrages unter-

wegs, in einem einsamen Dorfe durch einen Kolikanfall aufgehalten wurde. Schon unpäßlich abgereist hatte Patient einen Arzt mitgenommen. Es handelte sich um die Operation, welche der Ibis an sich selbst verrichtet, das Instrument war vorhanden, aber der begleitende Arzt hielt es unter seiner Würde, davon Gebrauch zu machen. Ich sagte ihm, daß ich wohl einsähe, wie sein Ansehen darunter leiden könnte, aber ich wollte es einmal riskiren. Ibis half und Excellenz erhielten für die rechtzeitige Ausführung des allerhöchsten Auftrages einen schönen Orden. Eigentlich hätten Sie den Orden verdient, sagte mir der Herr später. Vielleicht, Excellenz, aber mit Chamillen, erwiederte ich ihm.

So lange wir Kinder klein waren, führten meine Eltern ein ganz eingezogenes Leben. Später fand es sich, daß meine älteste Schwester großes Talent zum Vorlesen dramatischer Dichtungen besaß. Verstand, Gefühl und ein schönes Organ befähigten sie zu den vorzüglichsten Leistungen dieser Art. Sie wurde nun der Mittelpunkt der Gesellschaften, welche meine Mutter um sich versammelte. Die industrielle Hausfrau trat ganz in den Hintergrund und der schöne Geist lebte wieder auf. Die vorzüglichsten Theaterstücke wurden in unserm Hause, mit vertheilten Rollen, gelesen, ich selbst habe niemals viel darin geleistet, aber diese ästhetischen Abende trugen doch sehr dazu bei, mich mit der schönen Literatur näher bekannt zu machen. Jeder unserer Gäste erhob seinen Lieblingsdichter, und ich fand sehr bald den Weg zu der großen Societäts-Bibliothek, um mir die Bücher zu holen, die ich hatte preisen hören. Ich konnte aber immer nur das lesen, was ich bewunderte, alles Andere warf ich schnell bei Seite, die gewöhnlichen Romane und die belletristischen Zeitschriften sah ich gar nicht an. Sie waren auch bei uns zu finden, wie jetzt in allen Häusern, wo sie oft für das beste Bildungsmittel der heranwachsenden Ju-

gend gehalten werden. Sie kommen mir so vor, wie die Biergärten als Pflanzschulen musikalischer Bildung.

Limmer.

Dieses kleine Schwefelbad, eine halbe Stunde von Hannover entfernt, dessen Arzt mein Vater von 1800 bis zu seinem Ende war, spielt in meinen Jugenderinnerungen eine bedeutende Rolle, weil mein Vater mich sehr oft dahin mitnahm. Er war dann immer sehr guter Laune, Stadt und Geschäfte lagen für einige Stunden hinter ihm. Er hatte dieses kleine Bad zu großem Rufe gebracht, theils indem er, als ein vielbeschäftigter Arzt, dasselbe empfahl, theils durch passende Auswahl der Fälle, vorzüglich auch durch eine kräftige Douche mittels einer Feuerspritze, welche er daselbst eingeführt hatte. Eine gute Douche, sagte er, muß für gewisse Fälle so stark sein, daß man den Leuten blaue Flecken damit machen kann. Hamburg und Bremen schickten damals viele Patienten nach Limmer, welche jetzt in andere Bäder gehen, weil gute Douchen jetzt überall zu haben sind. Mein Vater interessirte sich für jeden der Badegäste, reich oder arm; es wurden in Limmer viele Freibäder gegeben und invalide Soldaten gebadet. Er zeigte mir manche davon, ich mußte die fortschreitende Besserung beobachten. Glücklich geheilte ließen ihre Krücken zurück, diese wurden mit Namen und Krankheit bezeichnet, auf dem Vorsaale des Badehauses einige Jahre aufbewahrt, bis sie neuen Ankömmlingen Platz machten. Sie erinnerten an die Votiv-Geschenke in katholischen Ländern, oft Nachbildungen des kranken Theils in Wachs oder edlen Metallen. Philipp von Walther erzählte mir in München, daß er einer Dame einen silbernen Catheter habe überlassen müssen, womit er ihr geholfen hatte, sie wollte das zierliche silberne Instrument der Mutter Gottes dediciren.

Limmer ist jetzt berühmt durch seine Asphalt-Gruben, es hat aber auch seine berühmten Männer. Pastor Sackmann war dort Pfarrer bis zu seinem 1718 erfolgten Tode. Seine Predigten haben einige Aehnlichkeit mit denen Abraham's a Sancta Clara, sind aber weniger spitzfindig und mehr auf eine ländliche Bevölkerung berechnet. Ich hörte sie zuerst auf dem Lyceum, wo ein später sehr beliebter Kanzelredner als Primaner uns damit ergötzte. Außerdem ist Limmer der Geburtsort von Karl Klingemann, des liebenswürdigen Dichters und Freundes von Felix Mendelssohn. Er wurde geboren am 2. December 1798 und starb als königlich hannoverscher Legationsrath in London am 25. September 1862. Sein Vater war der Cantor Klingemann in Limmer. Ich lernte ihn im Mendelssohn'schen Hause in Berlin kennen und fand ihn später in London wieder. In das Haus seiner Eltern kam ich mehrere Jahre lang, um seine an der Brust leidende Schwester zu besuchen. Sie war ein zartes, schlankes, liebenswürdiges Wesen, ihrem Bruder sehr ähnlich, sie trug ihr unheilbares Leiden mit seltener Ruhe und Ergebung, so daß ich mich sehr für sie interessirte. Auch die Eltern waren sanfte, gottergebene Leute mit feinen Gesichtern. So viel zur Ergänzung von Eduard Devrient, der in seinen interessanten Erinnerungen an Felix Mendelssohn Bartholdy von 1869, pag. 22, über Karl Klingemann's Herkunft nicht das Richtige angiebt.

Zum Danke für meine Bemühungen um seine Schwester schenkte mir Karl Klingemann Byron's Werke, die Ausgabe in 17 Bänden, welche Thomas Moore's Biographie des Dichters enthält. Ich habe mich oft daran erfreut. Wenn man auf einen Biographen wie Moore rechnen kann, so braucht man sich vor dem boshaftesten alten Weibe nicht zu fürchten. Der Frau Beecher Stowe wird es schlecht bekommen, daß sie sich an dem Bilde Lord Byron's vergriffen hat. Man wird es sich zur

Aufgabe machen, ihr wahres Verhältniß zu ihrem eigenen Onkel Tom zu ergründen und ihre bettelhafte Nachkommenschaft wird dabei übel wegkommen.

Bennemühlen.

O du fröhliche, selige Kinderzeit! wenn ich dein gedenke, finde ich mich immer wieder in dem Kinderparadiese Bennemühlen, einer kleinen Besitzung der Familie Louis, wo wir unsere Ferien zubringen durften. Das Glück würde dort vollständig gewesen sein, wenn die Ferienarbeiten nicht wären, die, Anfangs vergessen, wie ein Damokles-Schwert über den letzten Tagen hingen. Es wäre gewiß besser, sie ganz abzuschaffen, denn Nutzen haben sie vermuthlich gar nicht.

Nach dem 1868 erfolgten Tode des letzten Sprößlings der Louis'schen Familie, der Tante Dorette, ist das kleine Gut in andere Hände übergegangen, ich kann die Reise dahin nur in der Phantasie antreten, aber kein Engel mit dem flammenden Schwerte wird mich mehr daraus vertreiben, wie früher der Schulmeister, wenn die Ferien zu Ende gingen. Jetzt führt die Chaussee nach Stade durch Bennemühlen, in meiner Jugend ein Sandweg, für Chaisen schwer zu passiren. Wir reisten zuweilen mit dem leichten Korbwagen des Onkels, gewöhnlich mit einem Bauerwagen, welcher Kälber zur Stadt gebracht hatte, oder den feinen weißen Sand, der nur bei Bemmemühlen gefunden wird, mit dem die Bürger früher ihre Vorplätze und Zimmer bestreuten. Der Bauer wartet gegen 2 Uhr Nachmittags vor dem Steinthore auf der rauhen Mütze; wir Kinder stellen uns natürlich sehr frühzeitig ein, der Bauer hat noch nicht eingespannt. Wir springen erst einmal hinüber nach dem St. Nicolai-Kirchhofe, wo dicht neben der Capelle das Erbbegräbniß der Familie Louis liegt, bedeckt von einer riesigen Steinplatte, welche von 1751 an die Namen der ver-

storbenen Mitglieder trägt und doch nur zur Hälfte beschrieben ist. Auf diesem Steine habe ich oft gespielt und so dazu beigetragen, daß die Inschriften jetzt kaum noch zu lesen sind.

Endlich geht die Reise vorwärts, der Weg nach Vahrenwald führte dicht vorbei an dem steinernen Galgen, der alten Richtstätte, seitdem die Hinrichtungen auf dem Altstädter Markte abgeschafft waren. Seit 1761 ist auch der steinerne Galgen nicht mehr benutzt. Seine beiden Pfeiler von Backsteinen waren schon sehr zerfallen, sie zeigten aber noch ihre alte Bestimmung durch eiserne Bolzen, welche aus ihnen hervorragten, diese dienten dazu, einen Querbalken festzuhalten, wenn eine Hinrichtung stattfinden sollte.

Ganz in der Nähe liegt die Abdeckerei, sie verpestet die Luft rings umher, der Kutscher eilt daran vorbei. Die Raben benutzen die Pfeiler des steinernen Galgens, sich nach der Beute in der Nachbarschaft umzusehen.

Hinter Vahrenwald fängt die eine Stunde lange Pappelallee an, welche bis Langenhagen führt, ich habe es oft versucht, die Bäume zu zählen, bin aber nie damit zu Stande gekommen. Rechts vom Wege, nicht weit von Vahrenwald, auf einem flachen Hügel von gelbem Sande, zeigte sich ein zweiter Galgen, dieser von Holz. Es schwingen daran die schwärzlichen Ueberreste eines Gehängten. Ich habe ihn selbst in meinem zwölften Jahre nebst zwei Unglücksgefährten hängen sehen. Er hieß Siebel und hatte nicht gemordet, nur gestohlen, auch nichts Großes, aber oft und war verurtheilt worden, in Ketten aufgehängt zu werden. Wenigstens 10 Jahre lang sah man noch seine Ueberreste. Bei seiner Hinrichtung war mir, außer der Execution selbst, der Anblick einer Dame schrecklich, welche, hoch aufgerichtet, in einem Cabriolet zusah. Sie war die Frau eines Officiers, ich mußte ihr in späteren Jahren einmal als Arzt beistehen und that es mit Grauen.

Schon als achtjähriger Knabe habe ich einen Menschen köpfen sehen, unser Bediente hatte mich an der Hand. Das Schaffot stand ungefähr da, wo jetzt die Christuskirche steht. Ich sah sehr genau zu, der Scharfrichter trennte das Haupt mit einem einzigen Zuge, das Blut spritzte einen Fuß hoch auf. Frauen näherten sich dem Schaffot, tauchten ein Tuch in das Blut und liefen dann mit der größten Schnelligkeit davon. Dies war eine Curmethode gegen Epilepsie, die Patientin mußte, von Anderen begleitet, so lange laufen, bis sie besinnungslos niederstürzte. Im Jahre 1828 sah ich die letzte Hinrichtung in Paris mit der Guillotine auf dem Greveplatze. Sie machte auf mich den schrecklichsten Eindruck, ich fühlte mich den ganzen Tag elend von diesem Anblicke, es war, als ob die zahllosen Opfer dieses Schreckenswerkzeugs wieder wach geworden wären. Warum schafft man dasselbe nicht ab, auch wenn man die Todesstrafe nicht abschaffen will? Sie muß abgeschafft werden, sagen die Menschenfreunde, man soll das Leben respectiren! — Laßt die Herren Mörder anfangen, sagen die Vertheidiger der Todesstrafe! — Der Klügste giebt nach, sagte der alte Blumenbach, als er, durch das Geschrei eines Esels zweimal gestört, seine Vorlesung abbrechen mußte. — Gesetzgeber müssen klüger sein, als Mörder. — Aber noch 1869 hat das englische Parlament die Abschaffung der Todesstrafe mit einer Majorität von 2 zu 1 verworfen. Ich vermuthe, daß man im nächsten Jahrhundert keine Hinrichtungen mehr erleben wird.

Langenhagen trägt seinen Namen mit Recht, es ist eine Reihe von Bauerhöfen längs der Heerstraße, über 1½ Stunden lang. Es war früher viel hübscher noch als jetzt, die Häuser waren alle mit Stroh gedeckt und die alten Eichen waren zahlreicher. Einer der ersten Höfe gehörte dem großen Pferdehändler Eicke, der den Ruf der hannoverschen Pferdezucht weit

verbreitet, seine Pferdekoppeln gehen meistens nach Italien. Dann folgt bald das Amthaus, nach Verlegung des Amtes jetzt zur Idioten-Anstalt umgewandelt. Hunderte von idiotischen Kindern werden dort einige Jahre lang verpflegt und dann ihren Eltern zurückgegeben, ungefähr so wie sie früher waren. Während meines Aufenthalts in München, wo ich Mitglied des Ober-Medicinalcollegiums war, stellte die Regierung an uns die Frage, ob es rathsam sei, in Baiern Idiotenanstalten anzulegen nach dem Beispiele auf dem Abendberge. Die einstimmige Meinung war, nein, es nützt nichts! Es waren kluge Leute, wie Philipp von Walther und von Breslau, welche diesen Ausspruch thaten; es wird sich zeigen, ob sie Recht hatten, oder ob diese Anstalten Bestand haben?

Nicht weit vom Amthause steht ein kleines, sauberes, städtisch gebautes Haus, die Wohnung der Frau Steding, der Amme meiner ältesten Schwester. Hier haben wir beiden ältesten Kinder im Sommer oft gewohnt, als wir noch sehr klein waren und nicht nach Bennemühlen durften, weil die Eltern fürchteten, daß wir dort ertrinken könnten. Ihr Ehemann war in Diensten bei Herrn Eicke, er ist oft Monate lang abwesend, mit Pferden unterwegs nach Italien, es ist dann Platz für uns drei in dem großen Ehebette. Unser Hauptvergnügen in Langenhagen bestand darin, daß wir barfuß umherliefen, mit den Bauerkindern spielten und platt sprachen. Der Goldlack, damals die einzige Blume in den Gärten der Bauern, ist seitdem eine meiner liebsten Pflanzen; leider kommt sie aus der Mode und wird bald nur noch als Gelbveigelein im Dichtergarten blühen.

Gottlob, jetzt ist Langenhagen zu Ende. Nahe dahinter stand eine einsame Eiche, der Pracherbaum. Hier frühstücken die Bettler, wenn sie das Dorf abgesucht haben, er bezeichnet

auch die Hälfte des Weges nach Bennemühlen, wie Onkel Fritz berechnet hat.

In Schlage werden die Pferde gefüttert und ein Imbiß eingenommen; in der Wirthsstube sind nur wenige Gäste, aber unendlich viele Fliegen, es ist nicht zum Aushalten! Jetzt kommt der schönste Punkt der ganzen Reise; das Terrain hebt sich allmählich, bei Scherenbostel kommt man auf einen Hügel mit einer weitgedehnten Aussicht, man erkennt Hannover mit dem Deistergebirge dahinter, welches bei günstiger Beleuchtung einen reizenden Anblick darbietet. Zur rechten Seite des Weges liegt ein sehr malerischer Bauerhof mit herrlichen alten Bäumen am Abhange des Hügels; auf der großen Wiese, welche den Bauerhof vom Wege trennt, weiden die herrlichsten Kühe. Links am Wege liegt ein reizender junger Buchenwald. Der Weg bleibt jetzt auf der Höhe bis Mellendorf und bietet zur rechten eine malerische Fernsicht mit den tiefen Tönen des bräunlichen Heidelandes, welches in der Blüthezeit einen wunderbar schönen, rosigen Anflug hat. Hinter Mellendorf, der Poststation, senkt sich das Terrain wieder, jetzt kommt der lang ersehnte Punkt, wo man Bennemühlen sehen kann, es liegt in der Niederung, aber die hohen Pappeln lassen es erkennen und die Dächer mehr errathen als sehen. Es verschwindet noch einmal wieder! Hellendorf mit seinen schönen Eichen liegt noch dazwischen, sobald dies vorüber ist, schwindet aller Zweifel, das Ziel ist in wenigen Minuten erreicht. Der Wagen fährt in den lange vorher geöffneten Thorweg, die Hunde bellen, ein freundlicher Empfang wartet unser. Es ist acht Uhr geworden, die Sonne ist schon gesunken, ihre letzten Strahlen aber vergolden noch alle die Herrlichkeiten, die unser warten.

Die Rückreise zu schildern wäre ich gar nicht im Stande, sie hat mir nie den geringsten fröhlichen Eindruck gemacht.

Bennemühlen war früher ein sehr reizendes Dorf, der

kleine Edelhof, die Louis'sche Besitzung und die sieben Bauerhöfe lagen um einen mächtigen Eichenhain, der das in der Mitte liegende kleine Schulhaus ganz beschattete, alle Dächer waren mit Stroh gedeckt. Jetzt ist es anders geworden, bei der Gemeinheitstheilung ist auch der mit Eichen besetzte Anger getheilt worden, die Bäume sind gefallen, um die Kosten der Theilung zu decken, von den Strohdächern sind viele verschwunden. Der berühmte Kupferstecher und Landschaftsmaler Georg Busse war der Sohn eines Bennemühler Bauern, seine kleine Heimath hatte den Sinn für landschaftliche Schönheit in ihm erweckt. Er konnte sich in späteren Jahren nie dazu entschließen, sie wieder zu sehen, nachdem die alten Eichen verschwunden waren, an deren Stelle schnurgerade Fahrwege und mit Hecken umgebene Koppeln getreten waren.

Der Louis'sche Hof war 1787 von meinem Großvater als Bleiche und Leineweberei angelegt worden. Sein Neffe Trampler, der Sohn seiner Schwester, welcher bei ihm die Handlung erlernte, war ihm dabei behülflich gewesen und hatte den guten Geschmack in die Anlage gebracht, den er später in größerem Umfange zeigte, nachdem er in seiner Heimath Lahr ein reicher Mann geworden war.

In der Mitte eines 40 Morgen großen viereckigen Grundstücks liegt das schloßähnliche Hauptgebäude mit elf Fenstern in der Fronte, die eine Façade nach Süden, die andere nach Norden gewendet. Es ist wie ein altes Jagdschloß mit hohen Bäumen umgeben, nur auf der Nordseite liegt es an einer großen herrlichen Wiese, welche von dem Walde umfaßt wird, der die nördliche Hälfte des Grundstücks zu einem Park macht. An diesen Wald lehnt sich ein Nebengebäude für Pferde, Kühe, Ziegen und Schweine. Am östlichen Ende des Grundstücks liegt das große Bleicherhaus, die südliche Hälfte bestand aus zehn großen Bleichfeldern, welche mit Gräben rings umgeben

und von einander getrennt sind. Diese Gräben sind vier Fuß breit, mit Holz eingefaßt. Ein Bach, welcher das Grundstück von Süden nach Norden durchzieht, versorgt sie mit klarem, fließendem Wasser. Dieser Bach hat durch sein fast chemisch reines Wasser die Veranlassung zu der ganzen Anlage gegeben, weil dasselbe für das Bleichen besonders nützlich gefunden wurde.

Auf dem Wege durch die Bleiche muß der Bach einen Theil seines Wassers den Umweg durch die Gräben und durch einen Fischteich machen lassen, der westlich vom Hauptgebäude liegt. Im Park hat der Bach seine Freiheit wieder gewonnen und bildet in seinem bogenförmigen Verlaufe und mit Hülfe von Brücken und Stegen die malerischen Punkte, welche unsere Lieblingsplätze zu sein pflegten. An Blumen- und Küchengärten fehlt es auch nicht, viele hundert Obstbäume sind an günstigen Stellen vorhanden.

Es war ein hübscher Anblick, als die Bleichfelder noch alle in Benutzung waren, auf dem feinen grünen Rasen ist die Leinwand in 60 Ellen langen Streifen sorgfältig ausgespannt; so lange die Sonne scheint gehen die Bleicher zu beiden Seiten der Felder und werfen das Wasser aus den Gräben über die Leinwand. Das dazu gebräuchliche Instrument gleicht einem Schiffchen mit einem langen Stiele als Handgriff. Es gehört Kraft und Geschicklichkeit dazu, mit diesem einfachen Instrumente das Wasser so zu werfen, daß es auf die Leinwand niederfällt wie ein Regen, dessen Tropfen wie Krystall in der Sonne funkeln. Ein Theil des Hauptgebäudes mit einem besonderen Eingange war für die Weberei bestimmt, der andere für die Herrschaft. Ein Saal, 36 Fuß lang, 24 Fuß breit, war das Hauptgemach, es hat die Aussicht auf den Park, über großen Marmortischen hängen darin die schönen Bilder der Großeltern und Urgroßeltern. An kühlen Tagen brennt ein

leichtes Reisigfeuer in dem großen Kamine, an Regentagen ist es der Spielplatz der Kinder. Die übrigen zahlreichen Wohngemächer sind hoch und luftig, jedes hat eine schöne Aussicht, denn auch über die Bleichfelder hinweg bietet das Dorf mit seinen hohen Eichen die anmuthigsten Bilder.

Die sieben Geschwister Louis.

Das Bild von Bennemühlen würde unvollständig sein, ohne das seiner Bewohner, der Brüder und Schwestern meiner Mutter, welche (geb. 1781, gest. 1831) der erste Sprößling der Familie meiner Großeltern war. Ihr folgte Onkel George (geb. 1783, gest. 1857), dann: Onkel Fritz (geb. 1784, gest. 1846), Tante Betty (geb. 1786, gest. 1832), Onkel Ernst (geb. 1790, gest. 1823), Tante Dorette (geb. 1792, gest. 1868) und Tante Ernestine (geb. 1797, gest. 1824).

Mit Ausnahme von Onkel Ernst, welcher größer als seine Geschwister war und von kräftiger Constitution zu sein schien, waren sie alle von zartem Körperbau, das deutsche und französische Blut war ziemlich gleichmäßig unter ihnen vertreten. Meine Mutter, Fritz und Ernst hatten blaue Augen und hellbraunes Haar, die übrigen dunkle Augen und schwarzes Haar. Auf das Temperament hatte diese Verschiedenheit keinen Einfluß gehabt, sie waren alle Sanguiniker mit einem Anfluge vom Cholerischen, alle waren talentvoll, an Verstandesschärfe aber verschieden. Sie führten alle ein äußerst mäßiges Leben. Kränklich war keiner unter ihnen. Es waren deshalb keine physischen Gründe vorhanden, weshalb in dieser Generation der Louis'sche Namen ganz aussterben mußte und von vier Töchtern nur meine Mutter Nachkommenschaft hatte. Seit der Einwanderung des Johannes Louis von Lascour waren, als der letzte Sprößling der Familie 1868 starb, über 300 Jahre verflossen

und zehn Generationen einander gefolgt. Die Söhne der zehnten hatten nicht Muth oder Glück genug, eine Familie zu begründen.

Onkel George hatte in seiner Jugend einen schönen Lockenkopf, angenehme Gesichtszüge und eine zierliche Gestalt. Er hatte die Handlung in Lausanne erlernt und war erst kurz vor seines Vaters Tode nach Hannover zurückgekehrt. Man hatte ihm Hoffnung gemacht, seines Vaters Nachfolger als Lotteriedirector zu werden, dies war zum großen Kummer der Mutter nicht eingetreten. Er übernahm dann in Compagnie mit seinem Bruder Fritz, welcher in Breslau die Handlung erlernt hatte, das Engros-Geschäft in Leinen und Garn, sowie die Bleiche. Beide Brüder waren fleißige Geschäftsmänner; die schlimmen Zeiten der französischen Occupation, die fortwährenden Kriege in den ersten zehn Jahren hatten ihren Unternehmungsgeist gelähmt, sie wollten nichts riskiren und gewannen deshalb auch wenig, so daß sie ihre Geschäfte allmählich eingehen ließen, um der Nothwendigkeit überhoben zu sein, zeitweise in der Stadt zu wohnen. Obgleich von sehr verschiedenen Charakteren, lebten die Brüder in der größten Einigkeit. George war weich und sanft, Fritz scharf und sarkastisch, sie machten beide Verse, George Sonette und Fritz Epigramme. Dieser bewunderte den ersten Napoleon, der andere haßte ihn. George war ein Damenfreund, Fritz ein Weiberhasser. Vermuthlich hatte dieser bei den Damen kein Glück gehabt, er sah etwas grotesk aus. Sein großer Kopf erschien auf der kleinen Figur noch größer durch einen ungewöhnlich hohen Hut, seine Nase hätte nicht roth zu sein brauchen, um durch ihre Größe Jedermann in Erstaunen zu setzen. Wir Kinder mochten ihn aber doch gern leiden, er interessirte sich für unsere Vergnügungen, verschaffte uns die Fischerei-Geräthschaften, die Springstangen, mit denen wir über die Gräben setzten, und hielt uns die Leiter, wenn wir in die Obstbäume steigen wollten. Als ich ungefähr 14 Jahre alt war, sorgte er

sogar für ein Reitpferd; es war ein dicker Doppelpony, auf dem ich mich sehr sicher fühlte. Meine Reiterei nahm aber damals ein trauriges Ende. Ich wollte mich an einem Sonntage in dem Amtsdorfe Bissendorf in meinem Glanze zeigen und hatte zu dem Zwecke zum ersten Male die großen silbernen Sporen meines Onkels angeschnallt. In der Nähe von Bissendorf wohnte eine wunderschöne junge Engländerin, die ich in Bennemühlen öfter gesehen hatte, bei ihr wollte ich nach der Kirche Fensterparade machen. Vor ihrem Hause gab ich dem Pferde die Sporen, um es in Galopp zu setzen, dies hatte aber nicht den gewünschten Erfolg, das Pferd bockte und warf mich vor den Augen meiner Schönen jämmerlich in den Sand. Ich hätte die Geschichte gern geheim gehalten, aber sie war durch die Kirchgänger mir schon vorausgeeilt, ich mußte mich auslachen lassen.

Onkel Ernst, der jüngste Bruder, war ein schöner liebenswürdiger Mann, das Idol der ganzen Familie. Er hatte sich in Hamburg zum Kaufmann ausgebildet und dann einem englischen Hause als Agent in Hamburg und während der Continentalsperre auf der Insel Helgoland wesentliche Dienste geleistet. Er folgte später einer Einladung seines Vetters Trampler in Lahr, wo er sich mit dessen zweiter Tochter Charlotte verlobte. Er starb aber plötzlich in Brüssel an den Folgen eines in Hamburg überstandenen Typhus, ehe seine eheliche Verbindung zu Stande kam, welche den letzten heirathslustigen Sprößling der Louis'schen Familie wieder mit einer Blutsverwandten zusammengeführt hätte.

Tante Betty war die klügste unter den vier Schwestern, sah aber weniger gut aus als die andern. Sie hatte sehr schönes schwarzes Haar, welches aufgelöst bis zum Boden reichte, mußte sich aber die Hälfte davon abschneiden lassen, weil die schweren Flechten ihr Migraine machten. Noch in ihrem 34. Jahre heirathete sie einen aus Hannover gebürtigen Vetter, den Rath Schröder aus München, welcher nach dem Tode seiner ersten Frau

in Hannover eine zweite gesucht hatte. Seine Wahl war jedenfalls eine sehr glückliche, Tante Betty war eine treffliche Stiefmutter für die beiden Kinder erster Ehe, denen sie ihr Vermögen vermachte. Ihr Stiefsohn, Professor Heinrich Schröder in Mannheim, und dessen Schwester, verehelichte Rochholz zu Aarau in der Schweiz, machen ihrer Erziehung alle mögliche Ehre.

Ernestine, die jüngste Tante, 1797 geboren, stand uns im Alter so nahe, daß wir sie mehr als Schwester betrachteten. Sie war ein ganz idealisches Wesen von graziöser Gestalt, mit dunklen Augen und schwarzen Haaren. Sie würde als Schönheit gegolten haben, wenn ihr Teint nicht zu dunkel gewesen wäre, ihre weichen Züge hätten ein zarteres Colorit erfordert. Mein Vater liebte dieses Tantchen sehr, sie hatte ihn in die Familie eingeführt. Sie starb, 27 Jahre alt, am Typhus in Bennemühlen; eine unglückliche Neigung hatte schon früher an ihren Kräften gezehrt. Ein schöner geistreicher junger Mann hatte sich um sie beworben, sie liebte ihn, zog sich aber ganz von ihm zurück, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß er ihrer nicht würdig sei. Seitdem hatte sie sich mit doppeltem Eifer der Malerei gewidmet, ohne darin volle Befriedigung zu finden. Ihr Talent war zu groß, als daß sie sich im Dilettantismus hätte glücklich fühlen können. Sie sehnte sich nach einer Akademie und war durch das Geschick an ein kleines Dorf gefesselt, wo ihre Brüder für ihre Bestrebungen wenig Verständniß hatten. Der Pfarrer von Bissendorf, Meyer, war der einzige, der an ihren Arbeiten eingehenden Antheil nahm. Dieser gute Mann war es auch, welcher Georg Busse's Talent entdeckt und zur Ausbildung gebracht hatte.

Dorette, die Rosentante, war 1792 geboren und ist 1868 gestorben, also 76 Jahre alt geworden, obgleich ihre Constitution eben so zart zu sein schien, wie die ihrer Geschwister, welche

sie so lange zu überleben bestimmt war. Sie litt seit frühester Jugend an einer Schwäche des linken Fußes, welche sie am Tanzen, an weiten Wegen, vermuthlich auch am Heirathen hinderte, denn an Freiern hat es ihr nicht gefehlt. Ihr Teint war ebenso dunkel wie der ihrer Schwester Ernestine, da sie aber sehr markirte, wenn auch feine Züge hatte, so schadete dies dem Ausdrucke nicht, schien ihn vielmehr zu erhöhen. Der Ausdruck ihrer sanften klugen Augen, ihre milde Freundlichkeit, ihr kindlicher poetischer Sinn machten auf Jeden, der sich ihr näherte, einen gewinnenden Eindruck, Männer und Frauen, Junge und Alte fühlten sich befriedet und beglückt in ihrer Nähe.

Nach dem Tode ihres Vaters, als 13jähriges Mädchen, war sie zu meinen Eltern gezogen, hatte uns Kinder entstehen und heranwachsen sehen und war unsere zweite Mutter. Sie stand ihrer Schwester treulich bei in den Jahren, wo bei dieser ein Kind auf das andere folgte und die Kräfte nicht ausreichen wollten. Im Jahre 1815 folgte sie einer Einladung ihres Vetters Trampler nach Lahr, wo sie eine ähnliche Rolle übernahm, wie in dem Hause meiner Eltern. Die Frau Trampler war Jahre lang krank gewesen und dankte es vorzüglich der zarten Pflege der Tante Dorette, daß sie schließlich wieder ganz gesund wurde und ein hohes Alter erreichte; die gute Dorette wurde in Lahr wie eine Heilige verehrt. Als aber durch den Tod ihrer Schwester Ernestine das Haus ihrer Brüder verwaist war, ließ sie sich in Lahr nicht länger zurückhalten und sprach es als ihre einzige Pflicht aus, die Brüder nicht zu verlassen. Ein alter Verehrer, der sie bei ihrer Rückkehr nach Hannover gern gefreit hätte, mußte unverrichteter Sache abziehen. So ist sie denn, von 1823 bis an ihr Lebensende, 45 Jahre in Bennemühlen geblieben, ganz kurze Besuche in Hannover ausgenommen. Der Boden brannte ihr immer unter

den Füßen, so lange sie nicht an dem, von der Vorsehung ihr angewiesenen Platze war. Auch als mit Onkel George's Tode das letzte ihrer Geschwister gestorben war, konnte sie sich nicht entschließen, Bennemühlen zu verlassen und zu ihren Neffen und Nichten in Hannoer zu ziehen. Mit ihrem Wegzuge würde das Kinderparadies für die Familie verloren gewesen sein, deren Nachkommen sich bis in die vierte Generation dort erfreut und gestärkt hatten. Sie war auch mit der ländlichen Natur so verwachsen, daß sie in der Stadt nicht mehr hätte leben können. Ihr Entzücken über die ersten Frühlingsblumen, die Nachtigallen, den Ruf des Vogels Bülow, des Kuckuks, das Girren der wilden Tauben erneuerte sich in jedem Jahre. Wenn der Sturm noch in den hohen Pappeln sauste und ihre alten Glieder von Schmerzen gepeinigt waren, hoffte sie schon das Nahen des Frühlings darin zu erkennen, der ihr, außer seinen befiederten Boten, auch die Kinder, ihre liebsten Blumen bringen sollte. Sie war eine fleißige Correspondentin und schrieb bis kurz vor ihrem Tode die reizendsten Briefe.

Da die Louis'schen Schwestern den Brüdern an geistiger Begabung nicht nachstanden, so führten sie natürlich das Regiment im Hause; zu unseren Lebzeiten hatten also drei Regierungen bestanden, die der Tante Betty, von 1805 bis 1819, die der Tante Ernestine, von 1819 bis 1823, und die der Tante Dorette, von 1823 bis 1868. Das Andenken der Tante Ernestine lebte fort in den Bildern, welche sie in Bennemühlen zurückgelassen hatte, von der Tante Betty hatte ich allein Erinnerungen, welche dadurch aufgefrischt wurden, daß ich sie zweimal in München besuchte.

Bei ihrer Rückkehr aus Lahr nach achtjähriger Abwesenheit fand uns die gute Tante Dorette sehr herangewachsen, aber mit den alten Gefühlen wieder. Die Söhne gingen auf Universitäten, suchten ihr Glück in der Welt, die Töchter hei-

ratheten, dann auch die Söhne. Jedes bemühte sich, der Tante die Schätze seines häuslichen Glücks vorzuführen. Sieben Ehepaare mit 26 Kindern und drei Großkindern wetteiferten in Bennemühlen um die Gunst der Rosentante, jedes glaubte eigentlich der Liebling zu sein, so geschickt verstand es die kluge Dame, das politische Gleichgewicht zwischen den doch nicht immer harmonirenden Elementen aufrecht zu erhalten. Außer meinen Schwestern hat sich um die Tante und um Bennemühlen besonders mein Bruder Carl verdient gemacht, der Zustand seiner Gesundheit nöthigte ihn, in den Jahren von 1845 bis 1848 sich öfter nach Bennemühlen zurückzuziehen, diesen Aufenthalt benutzte er zu umfangreichen Verbesserungen. Eine große Wiese wurde noch in Wald verwandelt, viele neue Brücken wurden gebaut und ein Rosengarten angelegt, von welchem die Tante den Namen Rosentante erhielt. Er liegt südlich vom Hauptgebäude, jenseits der großen Linden und Tannen, welche dem Hause ein so heimlich verstecktes Ansehen geben, auf einigen der früheren Bleichfelder, welche übrigens allmählich zu Kornfeldern geworden waren. Es zeigte sich, daß der Bennemühler Boden und die reine Luft ganz besonders für die Rosencultur geeignet seien. Zur Zeit der Rosenblüthe war der Bennemühler Park ein Wallfahrtsort für die ganze Umgegend. Weniger willkommen als die Rosenfreunde waren die ungebetenen Liebhaber der Kirschen, Zwetschen, Reineclauden, Birnen und Aepfel, mit denen die gute Tante aber die größte Nachsicht hatte. Sie pflegte zu sagen: Laßt sie, die Vögel und Insekten nehmen ihren Theil, mag die Dorfjugend auch etwas davon haben. Sogar die Hühner der Nachbarn durften sich ungestraft auf den Aeckern sättigen. Die Tante würde ihren Charakter als gütige Fee verläugnet haben, wenn sie die Hunde losgelassen hätte. In Krankheitsfällen stand sie den Bauern bei, nicht mit Medicamenten, sondern mit Suppen und anderen guten

Sachen. Ich erinnere mich noch eines Bauern, den sie mit Suppen glücklich durch den Typhus gepflegt hatte. Da läßt der Mann ihr sagen, jetzt möchte er aber einmal einen Buchweizenpfannkuchen haben. Der dient ihm noch nicht, sagte die Tante. Es findet sich aber ein gefälliger Nachbar, der ihn bäckt, und am folgenden Tage war der Bauer todt. Der Buchweizenpfannkuchen hatte eine Darmzerreißung gemacht. Man konnte sehr gut mit der Tante über medicinische Dinge reden, sie hatte im Umgange mit meinem Vater vieles davon gelernt.

In den letzten Jahren verlor sie mehr und mehr den Gebrauch ihrer unteren Extremitäten, sie bewegte sich nur mühsam von einem Zimmer zum andern und ließ sich draußen in einem Rollstuhle umherfahren. Die Klarheit ihres Geistes behielt sie bis an ihr Ende, welches durch zunehmende Schwäche ganz allmählich herannahte. Eine barmherzige Schwester, die ich ihr zur Pflege schickte, ließ sie sich nur mir zu Liebe gefallen, sie sah dem Tode mit Gelassenheit entgegen und wäre mit ihrer Nichte Caroline am liebsten allein geblieben. In Bissendorf liegt sie begraben, neben den Geschwistern George, Fritz und Ernestine.

Seit ihrem Tode ist es für uns in Bennemühlen öde und leer. Der Bach fließt noch in seinem alten Bette, Bäume und Wiesen sind wie früher; die Rosen werden wieder blühen, aber der wohlthätige Genius ist entflohen, der sie allein anziehend machte!

Besuch der chirurgischen Schule in Hannover,

von Ostern 1821 bis Michaelis 1823.

Es schien sich ganz von selbst zu verstehen, daß ich einmal Arzt werden müsse. Mein Vater hatte mich nie gefragt, was ich werden wollte und mir niemals zugeredet. Wenn ich von

Bennemühlen zurückkam, sprach ich wohl davon, ich möchte Oekonom werden, aber das war in den Kinderjahren. Neigung mußte ich wohl für den ärztlichen Stand haben, sie konnte durch den Eifer und die Erfolge des Vaters leicht geweckt werden. Ob Talent vorhanden sei, das läßt sich in Betreff des ärztlichen Standes nicht leicht sagen. Der zukünftige Pastor besteigt einen Stuhl, um seinen Spielkameraden vorzupredigen, der zukünftige Jurist disputirt mit ihnen über ein Butterbrod oder einen Apfel. Astley Cooper rettete schon als Knabe einem Menschen das Leben, der sich in die große Cruralarterie gestochen hatte, indem er sein Taschentuch als Knebel benutzte. Aber die Astley Cooper's sind selten, und es sticht sich auch nicht alle Tage einer in die Cruralis. Auf die Kinderspiele ist nicht viel zu geben, wenn den Puppen schon die Beine amputirt und Verbände oder Eisbeutel angelegt werden, dies thun alle Kinder von Aerzten. Nicht einmal der Eifer beim Studium der Medicin ist ein Beweis von Talent, die Studien sind interessant, es sattelt nicht so leicht ein Mediciner um, und doch giebt es so viele Aerzte, die eben so gut etwas anders hätten werden können. Erst in der Klinik sieht der erfahrene Lehrer, welche Schüler Talent haben und welche keines. Dann ist es zu spät, von dem Fache abzurathen, es hilft auch nichts; ohnehin würde der Unfähige es vermuthlich auch in jedem andern Fache sein. So kommt es, daß die allerverschiedensten Grade von Befähigung unter den Vertretern des ärztlichen Standes angetroffen werden und daß die Erfolge darnach so verschieden ausfallen. Es ist in anderen Ständen nicht besser, der General, welcher eine große Schlacht verliert, die er hätte gewinnen müssen, der Minister, welcher sein Vaterland an den Rand des Verderbens bringt, sie wurden doch oft für talentvoll gehalten, sonst hätten sie ihre hohe Stellung nicht erreicht. Man würde in der Wahl des ärztlichen Standes vielleicht

vorsichtiger sein, wenn die Erfahrung nicht lehrte, daß kein Topf so schief sei, es paßt doch ein Deckel darauf. Himly sagte, kleine verwachsene Aerzte würden meistens beliebte Kinderärzte, weil die Kinder sie mehr für ihres Gleichen ansähen, als völlig ausgewachsene Personen. Daß es ein specifisches ärztliches Talent giebt, ist wohl nicht zu bezweifeln, es findet sich auch bei Frauen ohne alle ärztliche Bildung oft deutlich ausgesprochen. Welch ein Unterschied ist nicht zwischen jungen Müttern? Die eine beobachtet ihr krankes Kind genau und befolgt die ärztlichen Rathschläge mit Pünktlichkeit und Geschick, die andere versteht nur zu lamentiren, sie hört nicht ordentlich zu und macht Alles verkehrt und ungeschickt. Sie entschuldigt sich darüber mit ihrem tiefen Gefühle, mit ihrer unendlichen Liebe für das Kind und hält ruhigere Mütter und Aerzte für hartherzig.

Verstand ist gewiß das erste Erforderniß für den ärztlichen Stand, aber nicht jede Art von Verstand ist von gleichem Nutzen. Der mathematische Kopf ist wenig zum Arzte geeignet, er hat zu wenig Phantasie und kann sich das nicht denken, was er nicht sieht. Die rechte Sorte von Verstand ist der Mutterwitz, sein Urtheil ist eben so scharf, wie das des mathematischen Kopfes, aber nicht so exact, es läßt sich nicht immer mit Zahlen belegen, seine Fehlerquellen sind mannigfaltiger, weil es nicht auf lauter Beobachtungen beruht, sondern der Phantasie einiges zu danken hat. Dafür ist es aber auch schneller bei der Hand und kommt nicht erst auf der Treppe zum Vorschein, wenn das Recept schon geschrieben ist. Der Flug des Mutterwitzes ist wie der der Schwalbe, die Exacten treten oft gar zu mastig auf, wie Elephantenkälber!

Die zweite wünschenswerthe Eigenschaft ist ein mitleidiges Herz, es macht erfinderisch und giebt dadurch dem Besitzer den Vorrang vor anderen, welche nur dessen Maske tragen. Von

Selbstlosigkeit oder Uneigennützigkeit ist es schwer zu reden, sie kommt erst zu Tage bei denen, welche nach einem einfachen, mühevollen Leben arm sterben. Das große Publikum legt nur wenig Werth darauf und ist sehr geneigt zu denken, daß nur die Lumpe bescheiden sind.

Gesundheit und ein froher Muth sind auch nöthig. Nichts ist den Patienten langweiliger, als wenn der Arzt selbst auf Theilnahme Anspruch macht. Arzt, hilf dir selber, sagt Michel. Ein heiterer Sinn des Arztes ist für viele Kranke die beste Medicin, wenn sie nur sein Gesicht sehen, wird es ihnen schon besser. Sauertöpfe bringen es zu nichts, wenn sie nicht so eminente Talente haben, wie — doch nomina sunt odiosa! — Eine sehr wünschenswerthe, wenn auch nicht absolut nothwendige Eigenschaft des angehenden Arztes ist Geld! Die Erlernung der Heilkunst kostet viel und es sollte noch genug übrig bleiben für die ersten Jahre der Praxis, die sich oft sehr in die Länge ziehen. Der junge Arzt darf nicht darauf angewiesen sein, Patienten zu reclamiren, auszuspüren und über den Löffel zu barbiren. Als ich meinen Universitätsfreund Friedrich Pauli in Landau besuchte, sagte er mir: Hier in Rheinbaiern leben wir Aerzte alle auf gutem Fuße, der Handwerksneid, das medicus medicum odit findet bei uns nicht statt, es ist aber auch keiner unter uns, der nicht wenigstens 100,000 Gulden in Vermögen hätte. Ein solches Eldorado, wo vorzugsweise reiche Leute Medicin studiren, ist gewiß sehr selten. König Georg ließ mir einmal sagen, ich möchte doch vorzugsweise wohlhabende junge Aerzte zur Anstellung in der Armee vorschlagen. Dies war aber ganz unthunlich, ich hätte die talentvollsten übergehen müssen und kaum Bewerber gefunden. Die von der Natur glücklich ausgestatteten kamen auch sehr gut fort, sie fanden bald Praxis und wohlhabende Frauen. Die für das Studium erforderlichen Mittel waren oft erborgt, oder sehr geringfügig gewesen.

Meine eigene Befähigung und die daraus entspringende Neigung für die Heilkunst beruhten vermuthlich auf einem gewissen Grade körperlicher Gewandtheit, die ich schon im Umgange mit den Blumen meines Vaters zu erproben Gelegenheit fand, in einem Sehorgane, welches durch einen geringen Grad von Kurzsichtigkeit in der Nähe zu beobachten sehr geeignet war. Es ist mir öfter aufgefallen, daß ich in Consultation mit einem weitsichtigen Arzte Vieles sah, was diesem ganz entging und worauf manchmal die Erkenntniß und Behandlung des Uebels beruhte. Wenn Baglio Recht hat, daß die ganze Heilkunst im Beobachten besteht, so ist am Ende das geeignete Sehorgan eins der nothwendigsten Requisite. Dies mögen sich diejenigen gesagt sein lassen, welche mit der Idee umgehen, Aerzte zu werden.

Zur Geduld hatte mich der Vater erzogen und an einem mitleidigen Herzen fehlte es mir nicht, ich konnte nicht einmal Thiere leiden sehen, mochte keine Insekten aufspießen und keine Vivisectionen ansehen. Ich habe sie später freilich selbst gemacht, aber wie die chirurgischen Operationen an Menschen mit klar erkannten Zielen.

Schon in der letzten Zeit des Primanerthums ließ mich mein Vater die Vorträge von Dr. Carl Krause über Knochenlehre besuchen. Dieser berühmte Anatom war damals Prosector an der chirurgischen Schule. Die übrige Anatomie, sowie die Physiologie, lehrte Krause's späterer Schwiegervater Heine, meines Vaters bester Freund. Er war für mich voll Güte und Aufmerksamkeit, die er dadurch besonders an den Tag legte, daß er mich bei jeder Gelegenheit examinirte. Er hatte einen angenehmen, lebendigen Vortrag und war mit Präparaten reichlich versehen. Zu seinen Sonderbarkeiten gehörte, daß er keinen seiner beiden Söhne Medicin studiren lassen wollte, der ältere, mein Schulkamerad, war sehr begabt und hatte die

größte Lust, Arzt zu werden. Die Beschwerden einer großen, besonders geburtshülflichen Praxis hatten ihm keine vortheilhafte Meinung von seinem Stande beigebracht, obgleich er durch denselben zu großem Ansehen und zu nicht geringerer Wohlhabenheit gelangt war. Ich habe mich seiner stets mit vieler Dankbarkeit erinnert, ich hatte viel bei ihm gelernt, weil ich mich für seine Güte nur dadurch erkenntlich zeigen konnte, daß ich seinen Vorträgen mit der größten Aufmerksamkeit folgte.

Die Physik hörte ich in der Officiers-Schule bei dem damaligen Hauptmann Wissel, den ich später als General der Artillerie in der schleswig-holsteinischen Armee wiederfand.

Acute und chronische Krankheiten, sowie materia medica hörte ich bei Spangenberg, Chirurgie und Augenheilkunde bei Holscher. Dabei besuchte ich sogleich das Generalhospital, dessen Dirigent Wedemeyer war. Diese drei Männer waren 1813 in die Armee eingetreten und bei den Hospitälern beschäftigt gewesen, Spangenberg und Wedemeyer als Oberstabsärzte mit dem Range von Oberstlieutenant, Holscher als Oberarzt mit Hauptmannsrang.

Spangenberg (geb. 8. Januar 1780, gest. 12. August 1849) war vor seiner militairärztlichen Laufbahn Privatdocent in Göttingen und Assistent von Himly, dessen Stieftochter er später heirathete. Er war von mittlerer Größe, hatte eine hohe Stirn, sanfte blaue Augen und einen theilnehmenden Ausdruck, er war sehr geduldig im Anhören von Klagen, wobei ihm seine eigene Schweigsamkeit sehr zu Statten kam. Er gefiel dem Publikum durch seinen Ernst, seine Ruhe und große Aufmerksamkeit, er verdiente dieses Zutrauen durch seine vielseitige Bildung, seine Gelehrsamkeit, seine Vorsicht als Arzt und seine Geschicklichkeit im Operiren. Er wäre gewiß ein sehr guter, wenn auch nicht sehr anregender Professor geworden, denn bei seiner etwas träumerischen Geistesrichtung war ein belebtes

Gespräch mit ihm nicht leicht zu führen und er hatte auf Schüler und Collegen deshalb weniger Einfluß, als seine Zeitgenossen Wedemeyer und Holscher. Nur diejenigen, welche ihn genauer kannten, schätzten seine soliden Eigenschaften. Als Schriftsteller ist er nur einmal aufgetreten, indem er 1821 eine sehr wohlgelungene Uebersetzung von Guthrie's Werke über die Schußwunden der Extremitäten erscheinen ließ.

Holscher (geb. 1792, gest. 1852) war in der That eine glänzende Erscheinung, schön wie Apoll, lebhaft, witzig und ganz beseelt von dem Wunsche zu gefallen oder zu imponiren. Den Frauen war er sehr gefährlich, obgleich er edlere Naturen oft zurückstieß durch seine siegesgewisse Zutraulichkeit. Er hat drei Frauen gehabt, eine noch schöner als die andere. Die erste ließ sich von ihm scheiden, die zweite wurde ihm durch den Tod entrissen, die dritte hat ihn überlebt. Den Männern gefiel er weniger, sie waren meistens eifersüchtig auf ihn, konnten sich aber doch dem Einflusse seiner jovialen Laune nur selten ganz entziehen. Er hatte nach der Schlacht von Waterloo ein Jahr in London zugebracht, wo er Astley Cooper's Schüler war und mit dessen Neffen Bransby Cooper, Tyrrell und Key in freundlichem Verkehre stand. Er war dort auf die Idee gekommen, daß die Chirurgie sein eigentlicher Beruf sei, obgleich ihm dazu alle nothwendigen Eigenschaften, Vorsicht, Ruhe und Kaltblütigkeit, fehlten, was Aston Key, wie er mir sagte, bereits bemerkt hatte. Er untersuchte nicht genau, es begegnete ihm einmal, daß er einen, von einem Andern gut angelegten Verband eines gebrochenen Oberschenkels zum Fenster hinauswarf, mit der Erklärung, es sei nichts gebrochen, und daß er denselben Verband einige Stunden später wieder anlegen mußte. Er operirte ohne Vorbereitung, einen Hornhautschnitt konnte er einmal nicht vollenden, weil es sich fand, daß das eingestochene Messer rostig sei. Um seine Unsicherheit im Operiren

zu verstecken, zankte er beständig mit seinen Assistenten. Seine chirurgische Thätigkeit war deshalb nicht ersprießlich, bessere Erfolge hatte er in der inneren Heilkunst, besonders in acuten Fällen. Seine freien Vorträge über Chirurgie und Augenheilkunde, von einem schönen Organe unterstützt, waren sehr lebendig. Er hatte sich die Weise der Engländer angeeignet, allgemeine Sätze, in besondere Fälle eingehüllt, vorzutragen und wußte dazu seine Beobachtungen im Felde, in London und aus seiner Praxis geschickt zu verwenden. Obgleich er der Sohn eines berühmten Kanzelredners war, hatte er doch keinen Kanzelton, war aber ein Liebhaber von schönen Redensarten, welche auf arglose Gemüther oft Eindruck machen, aber sehr erkältend wirken, wenn man weiß, daß nicht viel dahinter steckt. Im Jahre 1821 gab er eine Uebersetzung von Brodie's Werke über die Gelenkkrankheiten heraus und eine lange Reihe von Jahren seine hannoverschen Annalen, in denen er mit großer Beharrlichkeit den Beweis lieferte, daß er dem ärztlichen Publikum eigentlich nichts mitzutheilen hatte und daß es vielen Andern ebenso erging. An gutem Willen und äußeren Mitteln fehlte es ihm nicht, er war äußerst thätig, dirigirte ein schönes Krankenhaus, besaß eine große ausgewählte Bibliothek und ein Cabinet von pathologischen Präparaten.

Wedemeyer (geb. 22. April 1792 zu Elbingerode, gest. 2. December 1829 in Hannover) war ein sehr zart gebauter Mann mit sehr blondem Haar und hellblauen Augen. Als er aus dem Felde zurückkam, war er sehr munter, ritt, tanzte, lief auf dem Eise, aber es dauerte nicht lange. Schon als er mein Lehrer war, kränkelte er viel und sagte mir einmal bei der Section einer tuberculösen Lunge: so mag es bei mir auch wohl aussehen! Er war ein geborener klinischer Lehrer und verstand die Kunst, am Krankenbette laut zu denken durch kurze Bemerkungen während der Diagnose und durch kurze Fragen an

sich selbst oder an seine Schüler bei der Therapie. Lange Vorträge pflegte er nicht zu halten, sie sind mir auch immer als ein Fehler beim Unterrichte am Krankenbette erschienen. Sein Bestreben, weiter fortzuschreiten, war nie zu verkennen, er verglich die neuesten Erfolge mit den früheren, untersuchte immer genauer, machte die Sectionen eigenhändig mit der größten Sorgfalt, versäumte keine Gelegenheit, schwere Operationen einzuüben und präparirte fast an jeder Leiche irgend eine chirurgisch wichtige Region. Er hatte die physikalische Untersuchungs-Methode und die pathologische Anatomie gründlich erlernt. Im Generalhospitale mit ungefähr hundert Kranken war immer etwas zu beobachten, dazu kam noch die ambulatorische Klinik bei den Invaliden und deren Familien, und Wedemeyer's Privatpraxis. Ich kann wohl sagen, daß ich ihm den besten Theil meiner klinischen Ausbildung zu danken habe und daß ich es für ein großes Glück halte, die Thätigkeit eines so rastlos strebenden Geistes beobachten zu können. Es ist etwas ganz anders, als der Besuch einer gewöhnlichen Klinik, in welcher der Lehrer, außer den Anfangsgründen, welche nicht fehlen dürfen, gewisse stabile Ansichten vertritt, zu deren Aufrechthaltung er sich durch Schriften oder frühere Vorträge engagirt hat. Diese Art Manege interessirt vielleicht im ersten Semester, und langweilt schon im zweiten. Noch unerquicklicher als die Couleur der Stabilen ist die der Neuerungssüchtigen, weil es kaum der Mühe werth erscheint, Dinge zu erlernen, die übermorgen schon wieder vergessen werden sollen. Was mir besonders Wedemeyer's Andenken theuer gemacht hat, war seine physiologische Richtung. Er verstand es, am Krankenbette die Lehren der Physiologie zu verwenden, wurde dadurch instructiv und anregend. Von der Anatomie sprach er weniger, sie wurde als bekannte Größe vorausgesetzt, wenn es sich nicht gerade um eine chirurgische Operation handelte. Von seinen rein

physiologischen Arbeiten hat er durch seine Schriften über das Nervensystem und die Respiration von 1817, sowie über den Kreislauf von 1828 dem Publikum Kenntniß gegeben. Sein operatives Talent war nicht glänzend, aber seine Operationen gelangen ihm gut, weil er Alles daran setzte, sie gut auszuführen, ohne nach Eleganz und Rapidität zu streben. Seine Bescheidenheit und seine Herzensgüte gegen Arme waren nicht genug zu loben.

Obgleich er mit meinem Vater in dem freundlichsten Verkehre stand und ihn oft consultirte, so zeichnete er mich doch auf keine Art aus, gewiß in der guten Absicht, mich nicht eitel zu machen und das gute Vernehmen mit meinen Kameraden nicht zu stören. Ich mußte dieselben Nachtwachen wie die übrigen bei seinen Operirten übernehmen und behielt dadurch die einzelnen Fälle um so besser im Gedächtnisse.

Nach Beendigung des Krieges waren Wedemeyer und Holscher bald zu Hofchirurgen ernannt worden, Spangenberg zum Hofmedicus. Nach dem im October 1824 erfolgten Tode meines Vaters wurde Wedemeyer im März 1825 Leibchirurgus und nach diesem 1830 Holscher. Spangenberg wurde vom Könige Ernst August zum Leibmedicus ernannt. Eine unvorsichtige Redensart brachte Holscher um die Gunst des Hofes. Als König Ernst August nach Hannover kam, erschien Gräfe senior in seinem Gefolge. Er hatte den Kronprinzen in Berlin behandelt und wollte die fernere Sorge für denselben an Holscher übertragen. Nein, Herr Geheimrath, war die Antwort, Sie haben die Karre in den Dreck geschoben, ziehen Sie sie auch selbst wieder heraus! Gräfe wandte sich an Spangenberg und fand diesen gefügiger. Die Ungunst des Hofes schadete Holscher beim Adel und er warf sich mit desto größerem Eifer dem Bürgerstande in die Arme. Im Jahre 1848 ließ er sich zum Bürgergeneral machen, als solchen sah ich ihn mit einem Schilde

am Halse, welches mit dem Helme des Mambrin große Aehnlichkeit hatte. Die politische Rolle, welche er damals spielte, verwickelte ihn in so viel Unannehmlichkeiten, daß sein früher Tod die Folge davon sein soll.

Meines Vaters Antheil an meiner ersten ärztlichen Bildung bestand darin, daß er mich zu Patienten schickte, über die ich zu berichten hatte, oder bei denen ich Verbände oder leichte Operationen besorgte. Außerdem mußte ich ihm medicinisch-chirurgische Sachen vorlesen, meist aus Journalen, oft aus Samuel Cooper's Surgical Dictionary, dies war zugleich eine Uebung im Englischen. Er machte seine Bemerkungen über das Vorgelesene und fand gleichzeitig Gelegenheit, den Zustand meines ärztlichen Wissens kennen zu lernen, ohne näher darauf einzugehen, wie und wo ich dasselbe erworben. Er vermied es sorgfältig, irgend eine kritische Bemerkung über meine Lehrer zu machen, weder lobend, noch tadelnd. Bei seiner eigenen Denkungsweise konnte ihm Holscher nicht gefallen, er äußerte es aber nie, doch ließ er mich nur die Klinik im Generalhospitale besuchen, nicht auch die von Holscher im städtischen Krankenhause, welche eigentlich für die Besucher der chirurgischen Schule bestimmt war.

Daß mein Vater mit meinen Fortschritten nicht unzufrieden war, schließe ich aus einer Aeußerung von ihm, die ich nicht vergessen habe. — Du mußt Dich nicht mit dem Gewöhnlichen begnügen, sondern Dich bemühen, einmal Professor zu werden.

Wenn ich mir zu vergegenwärtigen suche, welche väterliche Lehren auf mich am meisten Eindruck gemacht haben, so sind es die folgenden drei Sätze:

Man muß immer fortstudiren, aber nicht alle Dummheiten mitmachen! Er wollte damit ohne Zweifel sagen, daß man einigen doch nicht entgehen werde.

Man muß mit kranken oder verletzten Theilen umgehen, als ob sie von Glas und nicht, als ob sie von Holz wären!

Mit den Collegen muß man in gutem Vernehmen stehen, dies erfordert nicht blos der Anstand, sondern auch unser eigener Vortheil, denn bei Operationen kann man ihrer Hülfe nicht immer entbehren!

Während ich so in großer Gemüthlichkeit und ohne besonderen häuslichen Fleiß der Heilkunst oblag, wurde auch die weitere körperliche Ausbildung nicht verabsäumt. Fechtstunden hatte ich schon als Primaner gehabt, mein Vater ließ mich nun auch Reitstunden nehmen, die mir das größte Vergnügen machten. Die königlichen Stallmeister hatten damals die Erlaubniß, die königlichen Reitpferde zum Unterrichte zu benutzen. Hannover war dadurch in den Besitz einer weltberühmten Reitschule gekommen. Der ältere Detmering war mein Lehrer, ein vollendeter Reiter und feiner, liebenswürdiger Mann. Die herrlichen Pferde, auf denen ich damals reiten durfte, verleideten mir übrigens auf immer die Lust, auf Miethpferden zu reiten. Auch das Fahren mußte ich lernen, ein ganzes Sommersemester ging ich jeden Morgen 6 Uhr nach dem Marstalle, um den mit Isabellen bespannten Leiterwagen zu besteigen, auf welchem ein königlicher Leibkutscher mich, zuerst mit zwei und dann mit vier Pferden, das Rosselenken lehrte. Man muß dabei stehen und zunächst die Schwierigkeit überwinden, nicht die Haltung und den Verstand zu verlieren, wenn der federlose Wagen über das Straßenpflaster rasselt. Von dieser Kunst habe ich freilich nie Gebrauch gemacht, aber ihrer Erlernung erinnere ich mich mit dem größten Vergnügen, und schließe aus einer Stelle im Egmont, daß auch Goethe das Fahren gelernt haben müsse, sonst hätte er die Gefühle des kühnen Rosselenkers nicht so lebendig schildern können.

Endlich kam auch das lange vernachlässigte Tanzen an die

Reihe. Meine Eltern ließen sich in der Ressource aufnehmen, wo im Winter alle 14 Tage Ball war. Ich tanzte damals nur des Tanzens wegen, die jungen Damen waren mir sonst ziemlich gleichgültig, wenn sie nur gut tanzten; ich suchte meine Ideale noch anderswo, Raphaelische Köpfe und Junonische Gestalten waren für mich in der Ressource nicht zu finden. Meine Lieblingstänzerin war eine jener wetterbeständigen Schönen, deren Sicherheit im Tanzen auf langjährigen Erfahrungen beruht, die aber schließlich darauf angewiesen sind, wieder mit Primanern und Cadetten zu tanzen, die sie exerciren lassen im Tanz und in der Conversation. Das was die Engländer small talk, ein harmloses Geschwätz, nennen, machte mir eigentlich mehr Mühe, als das Tanzen selbst.

Neben diesen rationellen Bemühungen, eine Kunst zu erlernen, welche dazu bestimmt war, mir später sehr nützlich zu werden, betrieb ich auf den Bällen sogar schon Psychiatrie. Es giebt eine Krankheit, welche man nur im Tanzsaale studiren kann, sie gehört zu den psychischen Störungen mit intercurrenten paralytischen Erscheinungen. Ihr gewöhnlicher Name läßt mehr auf eine parasitische Krankheit schließen. Im acuten Stadium zeichnet sie sich durch eine verdrießliche Stimmung aus, im chronischen Stadium durch große Niedergeschlagenheit, sie ist offenbar ansteckender Natur, denn nicht blos die Tänzerinnen, sondern auch ihre Mütter werden davon ergriffen. Leichtsinnige junge Leute nennen diese Krankheit das Schimmeln. Ich hatte immer großes Mitleid mit schimmelnden jungen Damen und suchte ihnen zu helfen so gut ich konnte. Die Curen sind oft nur palliativ, der Schimmelanflug kommt immer wieder zum Vorschein, das sind hoffnungslose Fälle. In andern gelingt es, eine Radicalcur herbeizuführen, indem die Geschicklichkeit im Tanzen, ein liebenswürdiger Charakter oder eine geistreiche Conversation die Anerkennung finden, welche sie verdienen und der

Sonnenschein des allgemeinen Wohlwollens allen Rückfällen krankhafter Eruptionen vorbeugt. Die heilgymnastische Wirkung des Tanzens ist dabei jedenfalls geringer, als der physische Eindruck. Solche Studien muß man in jungen Jahren machen, nachher ist es zu spät, die Versäumniß rächt sich durch die größte Unsicherheit in dem Umgange mit dem schönen Geschlechte. Einer meiner jüngeren ärztlichen Freunde, ein stattlicher vortrefflicher Mann, fühlte dies, als er gern heirathen wollte und arrangirte eine Tanzstunde! Bis so weit reichte seine Courage, als aber die erste Stunde stattfinden sollte, war er der Einzige, welcher darin fehlte; dafür schimmelt er jetzt als alter Junggeselle!

Meines Vaters letzte Lebensjahre
von 1813 bis 1824.

Unter den Papieren, welche mein Vater werth befunden hatte, aufzubewahren, befanden sich zwei Anschreibebücher, von 1801 bis 1806, in denen er Ausgaben und Einnahmen notirt hatte. Aus dem Buche der Einnahmen ergiebt sich, daß schon 1801 seine Praxis, die doch erst wenige Jahre gedauert hatte, sehr bedeutend war. Die königlichen Prinzen von York und von Cambridge, ein Herzog von Mecklenburg, ein Prinz von Schwarzburg, eine Prinzessin von der Lippe, fast alle hannoverschen Grafen und Barone, Banquiers und Kaufleute zierten sein Register. Die von ihnen erhaltenen Honorare sind nicht groß, aber zahlreich. Rechnungen oder Forderungen hat er nicht gemacht, und bemerkt oft „für wenige Mühe so — viel oder für viele Mühe nur —." Er muß sehr viele Patienten unentgeltlich behandelt haben, denn die aufgezeichneten Honorare rühren fast nur von wohlhabenden Leuten her, und es kamen zu ihm Patienten aus allen Ständen.

Nach den Erzählungen meiner Mutter hatte seine Praxis

während der französischen Occupationszeit noch immer zugenommen, die französischen Generale hatten sich meist von ihm behandeln lassen. Das Buch der Ausgaben lehrt, daß er mehr als die Hälfte seiner Einnahmen zurücklegen konnte. Aus beiden Büchern konnten seine Kinder lernen, auf welche redliche und mühsame Weise er das Vermögen erworben, womit er die Zukunft der Seinigen gesichert hat, durch Fleiß und Sparsamkeit, ohne alle Habsucht, ohne alle Speculationen.

Die Entbehrungen seiner Jugend, die Strapazen der Feldzüge und die Anstrengungen einer großen Praxis hatten seine Kräfte vor der Zeit erschöpft, und zwar um so leichter, weil er sich nie eine Unterbrechung seiner Thätigkeit gestattete, vom Anfange seiner Praxis bis zu seinem Ende hat er Hannover nicht wieder verlassen, auch nicht für eine Nacht! Er war von Gichtschmerzen geplagt, gegen die er jeden Sommer in Limmer zu baden pflegte. Zu Brunnencuren war er nicht zu bewegen, er gönnte sich nicht die Zeit dazu. Zum Reiten ermahnte ihn sein Freund Dr. Heine, der ihm darin mit gutem Beispiele voranging, denn er schaffte sich noch in seinem 50sten Jahre wieder Reitpferde an. Auch die Mutter bat ihn, wenigstens im königlichen Reithause zu reiten, er mochte nicht, war auch der Ansicht, daß seine Beschäftigungen im Garten ihm hinreichenden Genuß der frischen Luft gewährten, der beim Reiten doch die Hauptsache sei. Eine Equipage zu halten, konnte er sich auch nicht entschließen. So wurde ihm die Praxis beschwerlich, und es war ihm erwünscht, daß in Wedemeyer, Spangenberg und Holscher, rüstige junge Kräfte, die Lücke auszufüllen kamen, welche dadurch entstand, daß er sich selbst von der Praxis zurückzog. Als ich die chirurgische Schule besuchte, ließ er sich längst nicht mehr auf große Operationen ein und behielt nur die Praxis, welche ihm als Leibchirurgus oblag. Dadurch, daß er seinen Collegen keine Concurrenz machte, setzte

er sich mit ihnen in ein um so angenehmeres Verhältniß, sie kamen oft seinen Rath zu holen über Leute, die er früher behandelt hatte. Der Verkehr mit Wedemeyer war ihm offenbar der liebste.

Sein thätiger Geist erlaubte ihm jedoch nicht, müssig zu sein, nach Aufgeben seiner Praxis beschäftigte er sich vorzugsweise mit dem Armee-Medicinalwesen, dessen Leitung im Jahre 1813 einer Armee-Medicinalbehörde übertragen worden war. Stieglitz, Heine und mein Vater waren die ersten Mitglieder dieser Behörde, deren Befugnisse ungefähr dieselben waren, wie sie in anderen Armeen dem Generalstabsarzte zukommen. Die Mitglieder wurden nicht auf Lebenszeit angestellt, sondern sollten nach Umständen durch andere ersetzt werden können. Mein Vater blieb bis an sein Ende Mitglied dieser Behörde und jedenfalls das thätigste, denn er besorgte die ganze Correspondenz. Durch diese collegialische Leitung wurde die Einseitigkeit vermieden, welche anderen Armeen oft verderblich geworden ist; die klügsten und angesehensten Aerzte Hannovers bildeten die Behörde zu einer Zeit, wo es sich darum handelte, nach dem Abschütteln der Fremdherrschaft Alles neu zu reguliren und die Erfahrungen zu benutzen, welche lange blutige Kriege an die Hand gaben. Dieser Behörde, in welcher mein Vater der einzige gediente Militairarzt war, hatte Hannover die liberalen Principien zu danken, welche seit dem 30. December 1813, dem Tage, an welchem der Herzog von Cambridge dieselbe errichtete, in der hannoverschen Armee zur Geltung gekommen sind und von anderen deutschen Armeen vergeblich angestrebt wurden. Die neue Behörde erhielt sogleich mit ihrer Errichtung den Auftrag, ihre eigene Instruction zu entwerfen, welche bereits unter dem 24. Januar 1814 vom Kriegsministerio (der Kriegscanzlei) genehmigt werden konnte. Sie besteht aus acht Capiteln. Am Schlusse des vierten Capitels

heißt es: die königliche Kriegscanzlei ergreift diese Gelegenheit zu bezeugen, daß, obwohl ihr nicht unbekannt ist, daß die Herren Mitglieder der Medicinalbehörde sich aus Patriotismus ihres mühsamen Geschäfts unterzogen haben, sie es dessen ungeachtet für ihre Pflicht hält, sobald sie erst im Stande sein wird, den ganzen Umfang der Geschäfte der gedachten Behörde zu beurtheilen, das königliche Cabinetsministerium auf die Nothwendigkeit einer angemessenen Remuneration aufmerksam zu machen, indem es nicht erwartet werden kann, daß die Herren Mitglieder der Medicinalbehörde so viele Stunden ihrer Praxis entziehen können, ohne einen Ersatz dafür zu bekommen.

Die Mitglieder der Medicinalbehörde begnügten sich aber mit einer blos nominellen Remuneration von 100 Thlrn. Jeder, was dazu mit gedient haben wird, ihrer Stellung den gehörigen Nachdruck zu geben. Sie durften nicht als Leute angesehen werden, denen man einen Dienst damit erweist, daß man sie in wichtigen Dingen zu Rathe zieht.

Die Zeitumstände waren außerdem günstig für den militairärztlichen Stand. Nach der Convention von Sulingen war ein großer Theil der hannoverschen Armee zur englisch-deutschen Legion geworden und hatte an allen großen Kämpfen jener Zeit, vor Kopenhagen, in Portugal, Spanien und in Sicilien, Theil genommen. Es war meinem Vater von England aus die Stelle eines dirigirenden Arztes in der Legion angetragen worden, er hatte dieselbe aber mit Rücksicht auf seine, durch frühere Feldzüge geschwächte Gesundheit nicht annehmen können. Zwischen den Officieren und Aerzten der Legion hatte sich durch die langjährige Kameradschaft in Leiden, Kämpfen und Siegen ein freundschaftliches Verhältniß gebildet, welches später mit einem Theile dieser Aerzte in die hannoversche Armee überging und bis 1866 ungetrübt geblieben ist. Die Grundsätze, welche die Medicinalbehörde mit Erfolg vertrat, waren sehr einfach. Die

Militairärzte sind Officiere und nehmen als solche ihre Stellung im Regimente ein, werden bei Kriegsgerichten und Ehrengerichten beigezogen, wie die übrigen Officiere.

Es werden nur auf Universitäten vollständig gebildete Aerzte in der Armee definitiv angestellt.

Diese treten gleich mit Premierlieutenants Rang und Gage ein, weil es billig ist, ihnen die Jahre anzurechnen, welche sie im Dienste der Wissenschaft zugebracht haben. Aus demselben Grunde werden ihnen bei der Pensionirung fünf Jahre zugelegt. Mit Ausnahme einiger höheren Stellen findet das Avancement nach der Anciennetät statt. Diejenigen, welche wegen mangelhafter Conduite oder weil sie das Examen, welches für die Anstellung als Oberarzt erforderlich ist, nicht bestanden, zum Avancement nicht geeignet erscheinen, werden pensionirt. Dieser Grundsatz ist offenbar einer der wichtigsten, um das Ansehen des ärztlichen Standes in der Armee zu erhalten. Es nutzt nichts, die Aerzte Officiere zu nennen, wenn man sie nicht als solche behandelt. Es besteht freilich in allen Armeen die Anordnung, daß ein Officier fortdienen solle, wenn er im Avancement übergangen wird, es ist aber nur eine Fiction, ein geachtetes Officiercorps ist nur möglich, wenn die unfähigen Elemente ausgeschieden werden.

Die Behandlung der Kranken muß von denen geschehen, welche am besten dazu geeignet sind, also im Allgemeinen von den älteren Militairärzten. Es werden deshalb überall kleine Generalhospitäler errichtet, deren Dirigenten die Medicinalbehörde ernennt. In der Regel wird der Oberarzt der Infanterie dazu gewählt.

Die Arzneien für die Regimenter und für die Hospitäler werden nicht von Droguisten oder von dem Ortsapotheker bezogen, sondern aus einer königlichen Feldapotheke. Dieses nützliche Institut war in Hannover dadurch entstanden, daß 1815,

nach der Schlacht von Waterloo, große Vorräthe von Arzneien, Bandagen und Instrumenten der englisch-deutschen Legion, großen Theils englischen Ursprungs, nach Hannover kamen. Die Medicinalbehörde rieth, diese Sachen nicht zu verschleudern, sondern allmählich zu verbrauchen. Dies geschah; nach drei Jahren wurde die Frage aufgeworfen, ob man das zufällig entstandene Institut fortbestehen lassen solle? Es ergab sich, daß dasselbe große Ersparungen gemacht und nur Arzneien der besten Art vertheilt hatte. So blieb die königliche Feldapotheke und wurde im Laufe der Jahre mehr und mehr vervollkommnet. Diese Schöpfung, so wie viele andere, hat das Jahr 1866 weggeschwemmt, unzerstörbar aber sind unter den Werken der Medicinalbehörde die von ihr entworfene Instruction für die Aushebung der Dienstpflichtigen vom Jahre 1822 und der, das Medicinalwesen der Armee betreffende Theil des Dienstreglements von 1824, welcher auf 46 Seiten mit 54 Paragraphen die wichtigsten Grundsätze in der einfachsten Weise auseinandersetzt. Die Instruction für die Recrutenaushebung wird nicht leicht zu übertreffen sein; sie ist auch sehr bekannt geworden, denn das königlich hannoversche Kriegsministerium wurde sehr oft darum angegangen von deutschen und außerdeutschen Kriegsministerien, sowie von höheren Militairärzten.

Im Jahre 1820 veränderten meine Eltern noch einmal ihre Wohnung und bezogen das Langerfeldt'sche Haus am Ende der Leinstraße. Ein kleiner Garten, welcher dazu gehörte, war vermuthlich die Veranlassung. Er war ungefähr 120 Fuß lang und 80 Fuß breit, aber ganz der Mittagssonne ausgesetzt und frei von allen großen Bäumen und schattengebenden Nachbargebäuden, für die Blumenzucht also sehr geeignet, aber sonst nicht reizend. Mein Vater wußte fast noch mehr daraus zu machen, als Capitain Shandy aus den paar Ruthen Landes, auf denen er Festungen stürmte und Königreiche eroberte. Ein von ihm hinterlassenes

eigenhändiges Gartenbuch giebt davon noch heute Nachricht, wie er den kleinen Garten reorganisirte und dann auf Eroberungen ausging, welche sich aber nur nach einer Richtung hin erstrecken konnten, himmelwärts, denn der Garten war mit Mauern rings umgeben. Ueber alle diese Feldzüge von 1820 bis 1824 giebt das Gartenbuch Auskunft. Man könnte es drucken lassen zur Anleitung für Blumenfreunde, sie würden gewiß Manches daraus lernen, wofür ich leider keine Empfänglichkeit habe. Es schließt am 22. October 1824 mit der Bemerkung über seine Lieblingsblume, die Unica: Sie hat vier Knospen, die eine nahe am Aufgehen.

Seit diesem Tage hat er sein Zimmer nicht wieder verlassen, er fühlte sich unwohl, mußte das Bett hüten, schickte aber doch die Kinder öfter in den Garten, um nachzusehen, ob die Unica schon aufgeblüht sei und ließ sich aus einem Scott'schen Romane vorlesen.

Am 24. October, Morgens 5 Uhr, wurde er von heftigen Brustbeklemmungen befallen, verschrieb sich Herba strammonii zum Rauchen; ehe dies aus der Apotheke kam, steigerte sich die Beklemmung so, daß er es im Bette nicht aushalten konnte, er stand auf, setzte sich auf einen Lehnstuhl und war todt! Die Unica war aufgeblüht und wurde auf seinen Sarg gelegt.

Universitäts-Studien und Reisen

vom Herbste 1823 bis dahin 1828.

Es war im August 1823, als mein Vater mir ankündigte, ich könne nächstens die Universität beziehen; nach seiner Ansicht würde ich so lange in Göttingen studiren, bis ich Doctor geworden, in die Armee treten, einige Jahre dienen und dann Urlaub nehmen, um gelehrte Reisen zu machen; die beste Vorbereitung für die Universität würde sein, wenn ich noch einmal Schreibunterricht nähme, meine Hand habe durch das Heft-

schreiben schon etwas gelitten, in Göttingen werde das erst recht anfangen. Die Befolgung dieses weisen Rathes ist mir vermuthlich sehr nützlich gewesen, mit dem Heftschreiben war es in Göttingen nicht so schlimm, doch mußte ich später so viel schreiben, daß meine Hand vielleicht auch so unleserlich geworden wäre, wie die von Stieglitz und Holscher, welche meistens ihre eigene Schrift nicht lesen konnten. Mein Vater hatte darin eine merkwürdige Geschicklichkeit und wurde öfter über die Hieroglyphen seiner Collegen zu Rathe gezogen. Uebrigens hätte ich meinen Vater gern gefragt, warum schickst du mich nicht gleich nach London? da werden keine Hefte geschrieben und ich lernte, statt Langenbeck, gleich Astley Cooper kennen. Dies war ein ahnungsvoller Gedanke, denn als ich einige Jahre später nach London kam, hatte sich Astley Cooper schon auf das Land zurückgezogen.

Es war kein Wunder, daß ich lieber nach London gehen wollte, als nach Göttingen. Die Ansichten der Göttinger Professoren kannte ich aus den Vorträgen meiner Lehrer in Hannover, welche aus Himly's und Langenbeck's Schule stammten. Von dem Ruhme der englischen Heilkunst hatte ich durch meinen Vater, durch Heine und Holscher viel zu hören bekommen; die Kuhpockenimpfung war von England ausgegangen, ihre Wohlthaten erschienen damals noch viel größer als jetzt, man sah noch viele von den Blattern zerrissene Gesichter. Ich hätte gern auch etwas entdeckt, was die ganze Menschheit beglückte, ich würde es mitgetheilt haben, ohne mich zu nennen, ohne Dank zu erwarten. Um dies möglich zu machen, mußte ich wissen, was Andere leisten. Hochbegabte Männer theilen wohl ihre Entdeckungen in Büchern mit, oder sprechen sie aus in ihren Vorträgen, Manches aber erscheint, weil es unaussprechlich ist, nur in ihren Thaten. Man muß diese Männer wirken sehen, sie kennen lernen!

Ich hütete mich wohl, meinen Vater mit diesen Gedanken zu behelligen, ich wußte im voraus, was er mir geantwortet hätte, denn er war ein ruhiger und deutsch gesinnter Mann. Zunächst hatte ich Chemie und Botanik nachzuholen, die in Göttingen leichter zu finden waren, um einen Doctorhut zu erwerben, der in London gar nicht zu haben war. Für Ausbildung des Charakters ist es gefährlich, sich einem fremden Volke in die Arme zu werfen, ehe man seine eigenen Landsleute kennt. Von Deutschland kannte ich nur ein paar Quadratmeilen, der Marktthurm, das geliebte Wahrzeichen der Stadt Hannover, hatte mich nur selten aus den Augen gelassen, man sieht ihn auch auf den Hügeln bei Bennemühlen. Als zwölfjähriger Junge hatte ich mit dem Musiklehrer eine Fußreise gemacht nach einer alten Ritterburg, die noch Gräben und Zugbrücken besaß, das Erbe eines meiner Schulkameraden, der uns eingeladen hatte, dessen schöne Mutter uns freundlich bewirthete. Als Primaner machte ich mit neun anderen eine Weserreise, die sehr gut ausfiel; wir beschrieben sie nachher gemeinschaftlich in Versen und Bildern. In meinem 17. Jahre war ich auf einen Tag in Söder, um die von Brabeck'sche Gemäldegallerie zu sehen, vorbereitet durch einen raisonnirenden Katalog von Ramdohr, den ich unter meines Vaters Büchern gefunden hatte. Als diese Bilder hier nach 45 Jahren zum Verkaufe ausgestellt waren, erkannte ich gleich meine früheren Lieblinge wieder und vermißte nur das schöne Bild von dem kranken Königssohne, das auf Wilhelm Meister einen so tiefen Eindruck gemacht hatte.

Als Kind hatte ich den Sturz der Napoleon'schen Herrschaft mit erlebt, diese große Zeit klang noch in unseren Liedern, Körner's Schlachtgesängen mit Weber's Musik. Mozart und Beethoven, Händel und Haydn füllten meine Seele mit Entzücken, Schiller und Goethe hatten eine deutsche Nationalliteratur

geschaffen, und doch fühlte ich nicht recht deutsch! Hannover schien mir eine Provinz von England, die Engländer standen mir näher, als die deutschen Stämme. Wäre ich damals nach England gekommen, so würde ich Deutschland ganz entfremdet worden sein, denn noch im Jahre 1828, nachdem ich Deutschlands Herrlichkeit hinreichend kennen gelernt hatte, kostete es große Mühe, mich von England loszureißen. Nicht ohne Antheil an meiner Vorliebe für England waren ohne Zweifel zwei wunderschöne Engländerinnen, welche an meiner Bildung Antheil gehabt hatten. Der einen, Miß C., habe ich schon erwähnt, sie war eine stolze Schönheit, mit Helm und Dreizack würde sie wie Britannia selber ausgesehen haben, die andere, Miß W., war sanft und anmuthig. Beide waren älter als ich, aber freundlich gegen mich gesinnt, ihnen vorzüglich hatte ich eine gute englische Aussprache zu danken. Sie sind spurlos aus meinem Leben verschwunden, ich habe sie nie wieder gesehen, aber ihre holden Gestalten bildeten wohl die Staffage zu den glanzvollen Bildern, welche ich von England träumte. Mit meinen Gefährten von der chirurgischen Schule hatte ich keine gesellige Verbindung, ob sie nach Göttingen gingen oder nicht, war mir gleichgültig; meine Schulkameraden, die Primaner, waren schon vor 2½ Jahren abgegangen, ich hatte sie größtentheils vergessen. Seit meinem Abgange von Prima hatte ich gegen 2000 Kranke gesehen, an deren Physiognomien sich die Krankheitsbilder knüpften, welche ich mir einzuprägen bemüht gewesen war, noch jetzt erinnere ich mich von damals mancher Gesichter, die zu interessanten Fällen gehörten.

Unter diesen Umständen fühlte ich nichts von der Ungeduld, welche dem Uebergange auf die Universität vorherzugehen pflegt.

Ich fragte meinen Vater, ob es nicht gut sei, daß ich Freimaurer würde, ehe ich Hannover verließe? Er lachte mich aus. In Göttingen wird es dir an guter Gesellschaft nicht

fehlen, ohnehin hast du einen schwachen Magen und bei den Freimaurern wird viel gegessen! Ich fragte ihn nicht weiter aus und habe es auch bei Anderen nicht versucht, doch grübelte ich zuerst darüber, ob er meinen irdischen Magen gemeint habe, der allerdings nicht der beste war, oder den geistigen, der noch reizbarer war und sich mit Leuten nicht gut vertragen hätte, die sich in die Loge drängen, ohne dahin zu gehören.

Vor meiner Abreise machte mir mein Vater zwei kostbare Geschenke, Shakespeare's dramatische Werke in einem Bande und einen schönen Streicher'schen Flügel. Das Buch wurde für mich des Fortunatus' Wünschelhütlein, ich brauchte es nur aufzuschlagen, so befand ich mich sogleich in der besten Gesellschaft, der Flügel verschaffte mir die erste Bekanntschaft eines jungen Mannes, der mich wie ein guter Engel fünf Jahre lang durch das Leben begleitet hat.

Göttingen

von Michaelis 1823 bis dahin 1825.

Mein Vater hatte für mich eine Wohnung bei dem Superintendenten Krause, meinem Gevatter, gemiethet, so kam ich gleich in ein befreundetes Haus, gegenüber der Albani-Kirche. Meine Zimmer lagen nach Westen, zwei Treppen hoch, sie hatten eine freie Aussicht über die ganze Stadt und die umgebenden Hügel.

Ich ging schon früh am ersten Morgen aus, um mich zu orientiren.

Wenn man die Weender-Straße, die Allee und den Wall gesehen hat, so kennt man Göttingen, alles Andere ist nur Anhängsel. Es sind Häuser in Menge vorhanden, aber die Architektur fehlt. Sie gleichen den Häusern, welche man in eine Schachtel packt und den Kindern zum Weihnachten schenkt, kein einziges monumentales Gebäude ist darunter; man begreift nicht,

wo die Musen wohnen sollen, wenn sie kommen, ihre zahlreichen Söhne zu besuchen. Vielleicht bei dem alten Bouterweck, dem Professor der Aesthetik, der als solcher die Aufgabe hat, sie zu tractiren?

Als ich vom Walle in die Weender-Straße einbog, sah ich einen ehrwürdigen alten Herrn mir entgegenkommen; aus seiner ganzen Haltung schloß ich, daß er ein Arzt sein müsse. Ein so stattlicher Mann wie dieser, dachte ich, kann nur einmal in Göttingen existiren, dieser kann kein anderer sein, als der alte Hofrath Stromeyer, der Doctor Heim von Göttingen. Ich wagte es ihn anzureden und zu fragen, ob ich mich nicht irre und wurde von ihm gleich als der von Hannover erwartete Vetter begrüßt. Eine gewisse Familienähnlichkeit mußte wohl stattfinden, sie war aber kaum bemerkbar, ein Bild von diesem Vetter meines Vaters hatte ich nie gesehen. Er hatte braune Augen, mein Vater blaue, er war trotz seiner 73 Jahre schlank und rasch in seinen Bewegungen, mein 10 Jahre jüngerer Vater war es nicht mehr. Diese angenehme Begegnung am frühen Morgen des ersten Tages in Göttingen setzte mich in die heiterste Stimmung. So jugendlich frisch und lebensfroh sieht der Mann aus, der seit einem halben Jahrhundert Göttingen nicht verlassen hat, wo er, 1750 geboren, 1773 promovirt, 1776 zum Stadtphysicus und zum außerordentlichen Professor der Medicin ernannt und 1784 zum ordentlichen Professor der medicinischen Klinik befördert war. Nach seiner Promotion hatte er nur eine Reise nach Berlin und Wien gemacht. Als Schriftsteller ist er nie aufgetreten, große Entdeckungen hat er nicht gemacht, seit 10 Jahren hält er keine Vorlesungen mehr, sondern widmet sich ganz der Praxis. Er muß in Göttingen fast von Haus zu Haus gehen, Niemand wird ernstlich krank, zu dem er nicht gerufen würde, aus dem ganzen nordwestlichen Deutschland kommen Kranke, ihn zu consultiren, auf Reisen

läßt er sich nicht ein, weil er die Göttinger nicht im Stiche lassen will. Er lebt umgeben von einer zahlreichen angesehenen Familie. Was bedarf es mehr, um glücklich zu sein und Andere zu beglücken? So lange ich in Göttingen war, wirkte das Beispiel dieses Mannes besänftigend auf meinen Drang nach weiter greifender Thätigkeit; nachher kamen die alten Ideale wieder zum Vorschein, jeder muß sein Schicksal erfüllen!

Ich machte zunächst meinen Hausgenossen den ersten Besuch. Der alte Superintendent Krause ist ein Mann von evangelischer Milde, es ist unmöglich, mit ihm anders als auf dem freundschaftlichsten Fuße zu stehen. Er macht keine Ansprüche darauf, daß man seine Predigten höre, er ist es überhaupt nicht gewohnt, gehört zu werden, seine Frau führt das Wort. C'est moi, konnte er wie Pinchon sagen; qui a les idées, c'est ma femme, qui a la parole!

Dann kam die Stunde für die Immatriculation, wobei die Musen sich einiges Entréegeld bezahlen lassen und der angehende Student ihrem Hohenpriester, dem Prorector, gelobt, daß er sich gut aufführen will. Geniale junge Leute nehmen es damit nicht so genau; sie kommen dadurch in ein anziehendes Verhältniß zu den Pedellen, den Lictoren der Universität und werden von diesen empfohlen, wenn sie es sich angelegen sein lassen, öffentliche Charaktere zu werden und auf die Ehre des Carcers, als höhere Bildungsanstalt, Anspruch machen. Im bürgerlichen Leben ist es kein sonderlicher Ruhm, beigesteckt zu werden, aber für einen deutschen Studenten ist es eine größere Ehre, als die Mitgliedschaft einer deutschen Akademie der Wissenschaften, das Consilium abeundi wird ungefähr einem Orden gleichgeachtet. Ich muß leider bekennen, daß ich in Göttingen so artig gewesen bin, daß ich mich kaum erinnere, einen der berühmten Pedellen gesehen zu haben, weder im rohen Zustande, noch gebraten, wie H. Heine, mein Zeitgenosse. In

meinem Abgangszeugnisse konnte sich Langenbeck, als Prorector, unter dem 15. September 1825 sogar für meine politischen Gesinnungen verbürgen. Er würde dies vielleicht nicht gethan haben, wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte, daß ich mich demnächst doch mit Demagogie befassen werde, mit Umtrieben gegen eine Krone, die ihm theuer war, die Trepankrone! Es war ein Glück für mich, daß dies so viel später geschah, in jener Zeit der Demagogenriecherei hätte man meine Bemühungen vermuthlich ganz sinnbildlich aufgefaßt und würde mir den Proceß gemacht haben.

Die Herren Professoren übereilen sich nicht, ihre Vorlesungen anzufangen, man hat Zeit, Besuche zu machen, Erkundigungen einzuziehen und sich umzusehen. Die Stadt füllt sich allmählich mit Studenten, ihre Zahl steigt diesen Winter auf 1532, im Sommer 1823 war sie bis auf 1547 gediehen. Dies war die höchste Zahl Studenten, welche Göttingen erreicht hat, mit meiner Ankunft fing sie an abzunehmen. Im Winter 18⁶⁹/₇₀ ist sie bis auf 748 gesunken. Seit einer Reihe von Jahren schon ist die Zahl ungefähr die gleiche gewesen, sie scheint dem laufenden Bedürfniß an Gelehrsamkeit zu entsprechen.

Der weißgelbliche Flausrock und die schwarzen sammtmanchesternen Hosen, in denen die Primaner es versuchten, die Studenten zu spielen, sind im Aussterben begriffen, eine elegantere Zeit bricht an. Kanonenstiefel und weiße lederne Beinkleider beweisen, wie opferwillig die Jugend ist; die Bequemlichkeit, die Kosten werden nicht geachtet, wenn es sich darum handelt, dem Vaterlande zur Zierde zu gereichen. Ohnehin werden sie auch von denen getragen, welche nie ein Pferd besteigen. Ein einziger Student, der schöne Graf Arnim, hält sich Reitpferde, ein deutscher Prinz muß zu Fuße gehen und lebt auch sonst sehr bescheiden, seine jährlichen Einkünfte sollen nur 800 Thlr. betragen, sein Fürstenthum mag also ungefähr

20,000 Thlr. werth sein. Die berühmte Reitschule von Ayrer wird übrigens stark benutzt. Ein schwarzer Rock, ohne Kragen, mit einer Reihe Knöpfen, ein umgeschlagenes Hemd und langes Haar bezeichnen die Burschenschafter. Sie sollen Republikaner sein, versammeln sich aber auf dem Kaiser. Alle anderen Studenten sind Particularisten, deren Localpatriotismus in der Farbe der Mützen und Bänder ihren Ausdruck findet. Die scharlachrothen Mützen der Hannoveraner, mit Blau und Gold, sind sehr kleidsam, sonst hätte ich mich vielleicht nicht entschlossen, in ihren Club zu treten, wo ich übrigens Bekannte aus Prima wiederfand. Sie versammeln sich zu 20 oder 30 des Mittwoch Abends auf dem Ulrich, spielen Whist oder Boston und bringen es bei einem einfachen Abendessen in der Fröhlichkeit selten so weit, um ein Gaudeamus igitur anzustimmen. Das kommt vom Kartenspielen, dem alten Feinde der Musik. Uebrigens sind die Hannoveraner feine, anständige Leute, sie sind nicht streitsüchtig, schlagen aber eine gute Klinge, den Einzelnen fehlt es weder an Geist, noch an Feuer. Ich mochte sie gerne leiden, aber das Kartenspielen war mir verdrießlich. Es scheint mir wider die Natur, wenn sich Jünglinge damit beschäftigen, es ist eins der schönsten Attribute des Philisters. Sobald man sich dem Kartenspielen ergiebt, nimmt man von der idealen Welt Abschied; dazu war es für mich zu früh im Jahre 1823, ihr schmucken Hannoveraner! ich besinne mich jetzt noch, wo wir 1870 schreiben.

Große Männer sind meine damaligen Clubgenossen nicht geworden, aber brauchbare Geschäftsleute und gute Ehemänner. Einer starb im Zuchthause, er war ein Spieler und hatte öffentliche Gelder angegriffen. Ein anderer starb im Irrenhause bei Kiel, er durfte frei herumgehen, ich wich ihm sorgfältig aus, sonst redete er mich an, stammelte, mit halbgelähmter Zunge, von Göttingen und weinte. Sein scharfes Raisonniren als Student war wohl schon krankhafte Aufregung;

fast 30 Jahre lang hatte er, unter glücklichen häuslichen Verhältnissen, gegen sein unverschuldetes Geschick gekämpft.

Mein Vater hatte es ganz meinem Gutdünken überlassen, welche Vorlesungen ich hören wollte. Ich beschloß, mich so einzurichten, daß ich binnen zwei Jahren mit dem Doctorhute abgehen könne. Kliniken wollte ich im ersten Jahre nicht besuchen, ich hatte vorläufig Kranke genug gesehen, sie würden meine Aufmerksamkeit von anderen Studien abgezogen haben.

Die Philosophie wurde in mein Programm nicht aufgenommen. Hätte ich meinen Vater gefragt, ob ich Logik und Metaphysik hören sollte, so würde er mir vermuthlich geantwortet haben: Du könntest eben so gut Hebräisch lernen, um allgemein bekannte Sätze in einer schwer verständlichen Sprache wiederzufinden. Ich war der Philosophie keineswegs abgeneigt, kein Buch hatte mich auf der Schule so interessirt als Xenophon's Memorabilien des Sokrates; aber welche Aehnlichkeit hatten die damaligen deutschen Philosophen mit dem Weltweisen von Athen? In den Vorlesungen über Chirurgie hatte ich gehört, Kant habe durch Abstraction seine Zahnschmerzen zu heilen vermocht. Dies veranlaßte mich, seine „Kritik der reinen Vernunft" zu kaufen und eifrig zu studiren. Sie flößte mir die größte Verehrung für den scharfsinnigen Geist und die umfassenden Kenntnisse des Königsberger Philosophen ein. Ich versuchte es dann mit philosophischen Schriften Anderer, fand, daß sie ganz von Kant abwichen und durch die Dunkelheit ihrer Schreibart die Mängel ihres Systems zu verstecken suchten. Ich haßte sie! — Bei größerem Wissen verstand es Kant, sich zu beschränken, seine Nachfolger hielten ihn für beschränkt und schienen mir die Grenzen nicht achten zu wollen, welche Gott dem menschlichen Geiste gesteckt hat. Es giebt Dinge, die wir als nothwendig bestehend anerkennen müssen und doch nicht begreifen. Man muß sich sagen, die Welt kann nicht erschaffen

sein, denn immer muß vorher schon etwas dagewesen sein, sie hat also von Ewigkeit an bestanden! Sie wird ewig fortbestehen, denn wenn alle Weltkörper zertrümmert würden, müßte doch etwas übrig bleiben. Von einem Bestehen ohne Anfang können wir uns keine Vorstellung machen, ebenso wenig von der unendlichen Größe der Welt. Man kann sich denken, neben unserm Sonnensysteme bestehen noch zahllose andere, aber was dann und endlich dann? Wir können diesen Gedanken nicht ausdenken, der Kreis schließt sich nicht! Die spitzfindigste Philosophie kommt über diese Schwierigkeiten nicht hinaus, sie martert unsern Geist unnöthiger Weise. Es ist besser, sich zu begnügen mit dem beschränkten Erkenntnißvermögen, als sich mit der Hoffnung aufzublähen, die Schranken zu durchbrechen, welche in unserer Natur liegen.

In diesen jugendlichen Anschauungen hatte ich wohl nicht so ganz Unrecht gehabt; jetzt ungefähr 100 Jahre nach dem Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft" kehrt man zu Kant zurück und verwirft fast Alles, was dazwischen liegt.

Es verdroß mich außerdem, daß die Philosophen sagen, die Welt ist nicht so, wie sie uns erscheint, wir construiren sie nur nach unseren sinnlichen Wahrnehmungen. Mit dieser Auffassung ist Alles nur Schein, es giebt keine Wahrheit! Wozu nützt denn alles geistige Streben, dessen höchstes Ziel Wahrheit sein sollte? Ehrgeizigen Philosophen ist diese Auffassung recht, jeder construirt die Welt nach seiner Art und stößt das System seines Vorgängers über den Haufen, ewige Wahrheiten giebt es ja nicht! —

Wie ganz anders stellt sich das Verhältniß, wenn wir begreifen, daß unsere Sinnesorgane nur der Ausdruck der ewigen Gesetze sind, welche die Welt regieren, daß unser Auge nicht anders construirt werden konnte, als es ist, um uns mit diesen Gesetzen in Verbindung zu bringen, daß wir unserm Sehorgane

die Werkzeuge entlehnt haben, mit denen wir die Bewegung der Himmelskörper auf Jahrtausende hinaus berechnen können. Sieht das aus wie Täuschung? Das Auge täuschte, so lange man glaubte, die Sonne bewege sich um die Erde, mit der bessern Beobachtung schwand die Täuschung! Nur auf einer niedern Bildungsstufe stehend läßt sich der Mensch von sinnlichen Wahrnehmungen hintergehen; je weiter seine Cultur fortschreitet, desto größer wird die Summe der Wahrheiten, welche allmählich allgemeines Eigenthum werden. Nur diejenige Philosophie kann die richtige sein, welche von ewigen Wahrheiten ausgeht und sich hütet, fortzuconstruiren, wo die auf Anschauung begründeten Begriffe fehlen. Das hatten zu Anfang unsers Jahrhunderts die deutschen Philosophen vergessen, sie construirten in alle Fächer hinein und wurden schließlich ausgelacht! So klingt wenigstens A. von Humboldt's Urtheil über das Treiben der Philosophen in den Naturwissenschaften (Kosmos I, 68). Der berauschende Wahn des errungenen Besitzes, eine eigene abenteuerlich symbolisirende Sprache, ein Schematismus, enger, als ihn je das Mittelalter der Menschheit angezwängt, haben im jugendlichen Mißbrauch edler Kräfte die heiteren und kurzen Saturnalien eines rein ideellen Naturwissens bezeichnet.

Die Dichter jener Zeit hatten ihre Aufgabe, die Menschen zu belehren, besser verstanden; in seelenvollen Bildern, in Worten von unvergänglicher Schönheit zeigten sie die Welt, wie sie ist. Sie erwarben unsterblichen Ruhm, ihre Schriften werden nachwirken bis in die fernsten Zeiten. Von Goethe lernt ganz Deutschland zu beobachten und deutsch zu schreiben, die begabtesten Autoren lesen erst einmal einen Band von Goethe, ehe sie ein neues Werk anfangen, von Schiller lernt die Jugend groß und edel denken, von Uhland das Vaterland lieben, von Körner das Leben freudig dafür hingeben, von Jean Paul Richter den Humor und die zartesten Regungen des deutschen Gemüthes.

So glücklich wie die Dichter sind die Philosophen in ihrem Einflusse auf die Menschen nur selten gewesen, sie waren nie so populär wie diese; der populärste Philosoph, der je gelebt hat, Sokrates, wurde von seinen Mitbürgern zum Tode verurtheilt. Arme Dichter hat man wohl darben oder verhungern lassen, aber nicht vergiftet, wie Sokrates. Er hatte, wie Cicero von ihm sagt, die Philosophie vom Himmel auf die Erde verpflanzt und in die Wohnungen der Menschen eingeführt. Sokrates' großes Ansehen beruhte zunächst auf den Diensten, welche er, in Krieg und Frieden, seinem Vaterlande geleistet hatte, auf seinem fleckenlosen Wandel! Es war ihm nur ein Vorwurf zu machen, der: die Xantippe geheirathet zu haben. Xantippen sollen überhaupt nicht geheirathet werden, sie sind zu anderen Dingen ausersehen. In dieser Hinsicht waren die alten Hannoveraner ohne allen Anspruch auf die Weisheit des Sokrates klüger, als die alten Athenienser, nach einer hannoverschen Tradition wurden böse alte Jungfern dazu verwendet, den Marktthurm zu scheuern. Von diesem erhabenen Standpunkte aus sahen sie in alle Straßen, sie bewachten die Tugend, aber ihre Stimmen konnten nicht gehört werden. Sokrates' Philosophie war deshalb so populär, weil ihm gegenüber jeder sein eigener Philosoph wurde, er verstand es, selbst in beschränkten Köpfen die Ideen zu wecken, welche im Leben zur Richtschnur dienen. Sokrates nannte seine Methode zu philosophiren, Mäeutik, die Hebammenkunst des Geistes, welche die schwierige Geburt der Ideen zu erleichtern sucht, und wie die sogenannte Inductionsmethode von den einfachsten Wahrnehmungen zu den wichtigsten Sätzen fortschreitet. Sie erscheint für die Heilkünstler besonders geeignet, weil sie Leute von der verschiedensten geistigen Begabung in den Stand setzt, sich um den Fortschritt verdient zu machen. Die einfachen Wahrnehmungen lassen sich addiren und bilden, so weit sie Wahrheit

enthalten, die Keime für die wichtigsten Lehren. Was in dem ersten Falle geschah, geschieht auch in dem zweiten und dritten, daraus ergiebt sich der ursprüngliche Lehrsatz; der vierte Fall bildet eine Ausnahme und zwingt darüber nachzudenken, warum das scheinbar gefundene Gesetz keine allgemeine Gültigkeit habe. So führt ein Satz zum andern, bis die ursprüngliche Lehre so weit gereinigt ist, daß sie keine Ausnahme mehr gestattet. Je reiner der Lehrsatz ist, desto nützlicher erweist er sich. Der Routinier begnügt sich mit der Lehre, Chinin heilt das Wechselfieber. Der denkende Arzt setzt hinzu: unter geeigneten Verhältnissen und sucht diese kennen zu lernen und herbeizuführen. Der andere giebt gleich Chinin, ohne sich darum zu bekümmern, welche Hindernisse vorhanden sein mögen, dasselbe zur Wirksamkeit gelangen zu lassen. Die größere Geschicklichkeit des klugen Arztes besteht also in schärferem Denken, in dem Aufsuchen von Regeln ohne Ausnahme. Wenn ein Lehrsatz sich in unzähligen Fällen als richtig herausgestellt hat, so wird der Denker die Genauigkeit der Beobachtung bezweifeln, wenn ihm ein Fall vorkommt, der eine Ausnahme von der Regel zu sein scheint.

Auf dem schönen Kirchhofe bei Freiburg befindet sich ein interessantes Grabmonument eines beliebten Arztes aus dem vorigen Jahrhundert, Namens Staravasnig. In einem sehr gelungenen Relief ist der Doctor, am Bette einer Kranken sitzend, dargestellt. Dieser Mann hat zwei Bücher in seinem Leben geschrieben, das eine 20 Jahre später als das andere. In dem ersten hatte er beschrieben, wie der Mensch ohne Nahrung leben könne, in dem zweiten bekannte er, daß ein arglistiges Frauenzimmer ihn getäuscht habe. Er war von dem Axiome ausgegangen: keine Regel ohne Ausnahme, und mußte später einsehen, daß dieser Satz falsch und die auf Induction beruhende Lehre richtig sei, daß der Mensch sich ernähren müsse. Sehr merkwürdig ist es, wie in der Heilkunst die Consequenzen

eines wichtigen Lehrsatzes erst allmählich zu Tage kommen und unter Mitwirkung vieler zur Wirksamkeit gelangen. Der erste findet, daß es gut sei, ein verletztes Bein ruhig zu halten, der zweite macht die Entdeckung, daß dasselbe Princip auch für den Arm passend sei, der dritte, daß man Kopfverletzte ruhig halten müsse. Ein vierter findet, daß man einem schwer erkrankten Darmcanale durch Opium Ruhe gebieten müsse. Endlich kommt Hilton und stellt den von Niemand mehr bestrittenen Satz auf: Jedes kranke Organ muß Ruhe haben und wenn man ihm diese nicht auf mechanische Weise verschaffen kann, so muß es auf physiologischem Wege geschehen. Das Princip ist fertig, aber Principien sind Werkzeuge, nicht Jeder versteht damit umzugehen, selbst wo es sich um die einfachsten Dinge handelt. Ein Professor der Philosophie, mein College, ließ mich einmal Morgens 6 Uhr aus dem Bette holen, er hatte sich erkältet und fieberte. Ich sagte ihm, er werde einige Tage das Bett hüten müssen. Zwei Stunden nachher begegnete er mir auf der Straße. Ich glaubte, Sie schwitzten noch, Herr College, sagte ich. Ach, erwiederte er, Sie bemerkten, ich werde einige Tage das Bett hüten müssen und da wollte ich erst noch zum Schuhmacher gehen, damit dieser mir in der Zwischenzeit ein Paar neue Stiefeln mache. Er war sonst ein charmanter Mann, aber der Arzt stand ihm offenbar unter dem Schuster. Ich dachte dabei, deine Philosophie ist doch unter dem Nachtwächter, sprach aber nicht weiter davon. Die Anhänger der Philosophen sind reizbare Leute, es haben sich einmal zwei Studenten duellirt wegen der losen Reden, die ich in meiner Chirurgie über die Philosophen hatte drucken lassen. Es kam mir ungefähr so vor, wie das Duell des Herrn von Natas für den guten Geruch der Anatomie in Hauff's Memoiren des Satans. Glücklicher Weise kam bei dem Duelle nicht viel heraus, keiner siegte, keiner wich.

Von den Lehrmitteln der Universität Göttingen habe ich in vier Semestern folgende benutzt:

Naturgeschichte, Physiologie, vergleichende Anatomie bei Blumenbach.

Theoretische Chemie zwei Mal, Zoochemie, Pharmacie, Uebungen im chemischen Laboratorium bei Stromeyer.

Allgemeine und specielle Botanik zwei Mal bei Bartling und bei Schrader.

Anatomie zwei Mal, Neurologie, Präparirübungen zwei Mal, Chirurgie zwei Semester, chirurgische Klinik zwei Semester bei Langenbeck.

Allgemeine Pathologie und Therapie zwei Mal bei Conradi und bei Himly.

Specielle Pathologie und Therapie, medicinische Klinik bei Conradi.

Augenheilkunde bei Himly.

Der zeitige Prorector Goeschen bezeugt mir unter dem 11. August 1825 meinen besonders ausgezeichneten Fleiß, und in der That, ich habe fast keine einzige Vorlesung versäumt, ich weiß auch recht gut, warum. Die Gründe, nicht fleißig zu sein, sind zahlreicher, als die für das Gegentheil. Man ist überhaupt nicht auf die Universität gegangen, um etwas zu lernen, man will sich amusiren, man findet die Vorlesungen langweilig, man wählt sich die Universität darnach und geht schwerlich nach Göttingen.

Es ist überhaupt nicht Mode, fleißig zu sein; wer die Vorlesungen regelmäßig besucht, wird für einen Tropf, für ein Ochs-Genie gehalten, dies traf in Göttingen auch nicht zu. Der Professor präparirt sich nicht und kohlt, das Wetter ist im Sommer zu heiß und im Winter zu kalt, man kann nicht zur rechten Zeit aus dem Bette kommen, es dürfen keine Hunde in das Colleg mitgebracht werden!

Fleißig ist man nur, um etwas zu lernen, oder um sein Geld nicht unnütz auszugeben. Schweizer Studenten dividiren die Anzahl der Vorlesungen in die Summe des Honorars und wissen dann, wie viele Kreuzer sie wegwerfen, wenn sie einmal schwänzen. Man will die Weisheit vollständig schwarz auf weiß nach Hause tragen und keine Lücken im Hefte haben; nichts ist so verdrießlich und anstrengend, als Schwänze nachzureiten. Endlich, man fürchtet sich vor dem Examen.

Von diesen Gründen, fleißig zu sein, war keiner bei mir zutreffend. Ich fürchtete mich nicht vor dem Examen und aus meinen Heften machte ich mir nicht viel, obgleich sie complet sind. Ich scheute mich davor, meine Lehrer durch Abwesenheit zu kränken, mein Vater war ein angesehener Mann, die Professoren kannten mich. Sind ihre Vorlesungen auch mitunter langweilig, sie werden nicht besser dadurch, wenn der Professor übler Laune ist, er wird dann zerstreut und fängt an zu kohlen. Wenn die Studenten fleißig sind, so zwingen sie auch den Professor dazu, er muß sich ordentlich vorbereiten.

Blumenbach (geb. 1752, gest. 1840) war 71 Jahre alt, als ich ihn zuerst hörte. Er war noch immer ein anregender, vorzüglicher Lehrer. Er fesselte seine Zuhörer durch Klarheit, durch einen geistvollen, charakteristischen Vortrag. Seine Witze machten auf mich keinen sonderlichen Eindruck, man kannte sie lange vorher, ehe man sie bei ihm hörte. Solche krystallisirte Scherze, die wie das Blut des heiligen Januarius jedes Jahr wieder flüssig werden, sind jetzt aus der Mode gekommen. Wenn ein Docent witzig sein will, so muß er es sich zur Regel machen, seine Witze nie zu wiederholen. Kann er das nicht, so ist es besser, ernsthaft zu bleiben. Was mir an Blumenbach gefiel, war die Methode, die Abrundung seiner Vorträge. Er gab den Studenten wirklich eine Uebersicht des Faches, so weit er dasselbe bewältigt hatte, Andere geben oft nur Episoden.

Ein Greis, der Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie vertritt, kann natürlich den Fortschritten nicht überall folgen, nicht mehr experimentiren. Dies machte sich besonders in der Physiologie geltend, welche einen ganz experimentellen Charakter angenommen hatte. Zwischen Blumenbach und Johannes Müller fehlt fast jede Verbindung, bei diesem tritt man in eine ganz neue Wissenschaft ein, doch soll man den alten Blumenbach stets in Ehren halten. In jedem seiner Fächer hat er Epoche und seinem Vaterlande große Ehre gemacht; aus fernen Welttheilen konnte man an ihn schreiben, an Blumenbach in Europa.

Die beiden Botaniker, welche ich hörte, waren geschickte, liebenswürdige Männer. Der jüngere Bartling las nach dem natürlichen Systeme, er machte mit uns Excursionen in die anmuthigen Umgebungen von Göttingen. Man ist dabei fröhlich und guter Dinge und thut doch etwas für die Wissenschaft. Mich dauern nur die reizenden Colonien der Orchis bifolia, die schwimmenden Felder der Nymphaea alba auf dem Seeburger See und andere zierliche Pflanzen-Staaten; wo die Botaniker hinkommen, wird Alles verwüstet. Bartling las in Bauer's Auditorium an der Allée, Morgens 7 Uhr, seine Vorlesungen wurden aber doch pünktlich besucht; damit hat es eine geheimnißvolle Bewandtniß. Wer zuerst das Auditorium betritt, hat zuweilen die Freude, der schönen Caroline guten Morgen zu sagen, sie schließt oder öffnet eben die Fenster. Sie war mit einem Theologen verlobt und hat ihn später geheirathet. Solltest du sie kennen, lieber Leser, so grüße sie von mir.

Hofrath Schrader war Director des botanischen Gartens, er las nach dem Linnée'schen Systeme und versah uns reichlich mit Pflanzen für unsere Herbarien. Jedes Jahr, wenn der Cactus grandiflorus aufbrechen will, giebt er ein reizendes Fest. Um Mitternacht öffnet sich ihr Kelch, dann wird

die Gesellschaft in den Saal geführt, wo sie blüht, und berauscht sich in ihren Düften, mehr als im Champagner. Wie glücklich sind diese Botaniker, wie lieben sie ihr Fach, wie sicher und friedlich ist ihr Vortrag. Da ist kein Zweifel, keine Polemik. Erst wenn die Wissenschaft in das Leben eingreift, kommt der Kampf, die Leidenschaft. Wir, die wir auf den Kampf angewiesen sind, müssen unser Leben in zwei Hälften zerlegen, um eines ähnlichen Glückes theilhaftig zu werden: der Tag für den Kampf, die Nacht für den Frieden. Da werden die Pflanzen, welche wir am Tage gefunden, in die Herbarien des Gedächtnisses eingelegt und systematisch geordnet, damit kehrt Ruhe und Heiterkeit wieder. Mit den wirklichen Herbarien ist es etwas anders. Ein denkender Geist muß die Errungenschaften des Tages für die Zukunft aufzubewahren suchen, es gehört auch kein Löschpapier dazu, wie für die grünen Pflanzen. Diese schmachten oft lange in der Botanisirbüchse und wollen im Löschpapier nicht trocken werden. Man sollte sie in die Sonne legen, aber diese scheint nicht mehr, wenn man zu Hause kommt. Die Pflanzen verderben. Schwänze im Herbarium lassen sich nicht nachreiten, es zeigt bedenkliche Lücken und schließlich ist es nicht werth, aufbewahrt zu werden. Aber was schadet es, man ist in der Botanik doch der Natur etwas näher getreten und jetzt geschieht dies noch mehr als früher, seitdem die Pflanzenphysiologie und Pflanzengeographie allgemeine unvergeßliche Ueberblicke und Anknüpfungen an menschliche Physiologie und Erdkunde dargeboten haben.

Friedrich Stromeyer (geb. 1776, gest. 1835), der junge Hofrath genannt, im Gegensatze zu seinem Vater, dem alten Hofrathe, dessen ältester Sohn er war, sah diesem nicht sehr ähnlich. Seine Figur ist kurz und gedrungen, sein Gesicht breiter und blühender, seine dunklen Augen sind viel lebhafter als die milden Augen des Arztes, sie verrathen das

ganze Feuer einer Seele, welche für Wahrheit und Wissenschaft glüht. Ein kräftiges, leicht ansprechendes Organ, macht seine Worte dem ganzen Auditorium leicht verständlich. Alles, was er sagt, verräth den klaren Verstand, die Sicherheit seiner Kenntnisse, er ist ein sehr vorzüglicher Lehrer. Er spricht nie zu viel oder zu wenig, immer mit Lebhaftigkeit, in einer Vorlesung, wie in der andern. Es mißlingt ihm nie ein Experiment, seine Genauigkeit zeigt sich schon darin, daß er immer um dieselbe Minute sein Colleg anfängt und schließt, ohne jemals den Faden des Vortrages abzureißen. Er ist das Muster eines gewissenhaften Mannes der Wissenschaft.

Von 1793 bis 1799 hatte er in Göttingen Medicin studirt, war 1800 Doctor derselben geworden, von 1801 bis 1802 hatte er eine gelehrte Reise nach Paris, in die Pyrenäen, das südliche Frankreich und die Schweiz gemacht. Die Bekanntschaft der großen Chemiker, welche damals in Paris lebten, Fourcroy, Vauquelin, Thenard, Gay Lussac und Dulong, brachte bei ihm den Entschluß zur Reife, der medicinischen Praxis, in die ihn sein Vater leicht hätte einführen können, zu entsagen und sich ganz der Chemie zu widmen. Er wurde 1802 Privatdocent, 1805 außerordentlicher und 1810 ordentlicher Professor und Director des chemischen Laboratoriums, 1817 erhielt er die Nominal-Professur der Chemie und Pharmacie und wurde zugleich zum Hofrath und zum Generalinspector sämmtlicher Apotheken im Königreiche Hannover ernannt. Seinen weit verbreiteten Ruf verdankte er der bis dahin ganz unbekannten Genauigkeit seiner Analysen, welche er nicht müde wurde, zu wiederholen, bis alle Differenzen aufhörten, und in zahlreichen Schriften bekannt gemacht hat. Gleich im Anfange seiner akademischen Laufbahn ging er von dem Grundsatze aus, daß die Chemie sich nur praktisch erlernen lasse, daß den Schülern die Gelegenheit geboten werden müsse, selbst Analysen anzu-

stellen. Für Chemiker von Profession las er die analytische Chemie in drei Semestern. Nachdem er Director des chemischen Laboratoriums geworden war, führte er darin die praktischen Uebungen ein. Göttingen wurde durch ihn die erste deutsche Universität, welche ein solches Institut aufzuweisen hatte. Es wurde stark besucht und mußte fortwährend vergrößert werden. Die Einrichtungen für die Uebungen waren eben so einfach, wie zweckmäßig, keiner störte den andern. Die Studirenden der Medicin, welche an diesen Uebungen Theil nehmen, machen im Laboratorium quantitative Analysen, für ihren häuslichen Fleiß erhalten sie Körper, welche sie qualitativ untersuchen. Ueber diese Analysen werden kurze Abhandlungen verfaßt und vorgelegt. Diese Uebungen sind es, welche den Sinn für Chemie unter den Studenten geweckt haben, sie betrachteten dieselbe früher als Gedächtnißkram für das Examen.

Jetzt gehören die Laboratorien der deutschen Universitäten zu ihren ruhmvollsten Anstalten, sie haben das Talent geweckt und deutsche Chemiker werden durch ihren Einfluß auf Agricultur, Handel und Industrie zu den größten Wohlthätern des Menschengeschlechts gerechnet. Auf alle Wissenschaften erstreckt sich ihr belebender Einfluß. Sie haben chemische Kenntnisse in die Wohnungen der Menschen eingeführt, aber mit Hülfe der Spectral-Analyse dringt ihre Kunst bis zu den entferntesten Himmelskörpern. Ohne die Laboratorien für analytische Chemie würde Deutschland nie erfahren haben, welches Talent für diese Kunst in seinen Söhnen schlummert. Ein ehrendes Andenken gebührt dem Manne, der sie zuerst bei uns eingeführt hat.

Ein nicht geringes Verdienst erwarb sich Friedrich Stromeyer als Generalinspector der Apotheken. Er machte in den Ferien seine Inspectionsreisen nach einem festen, aber geheimen Turnus, die Apotheker wurden durch seine Ankunft überrascht. Es ist wohl etwas ganz anderes, wenn ein solcher Chemiker

eine Apotheke visitirt, als wenn der nächste Physicus damit beauftragt wird. Die hannoverschen Apotheken übertrafen unter seiner Aufsicht bald die aller anderen Länder; seiner strengen Anforderungen ungeachtet haben ihm die Apotheker ein freundliches Andenken bewahrt und sagen noch jetzt: er hatte doch ein Herz für uns.

Die Inspectionsreisen waren für ihn selbst von nicht geringem Nachtheil, er mußte ihnen die Ferien opfern, welche er der Erholung und eigenen Arbeiten hätte widmen sollen. Sein früher Tod und das Nachlassen der geistigen Productivität seiner letzten Jahre waren größtentheils der Ueberanstrengung zuzuschreiben, der sein gedrungener Körper nicht gewachsen war. Sein Vater, mit einer schlanken Figur und bei der vielen Bewegung, welche die Praxis mit sich brachte, hatte die ununterbrochene Thätigkeit 55 Jahre lang ausgehalten, der Sohn überlebte ihn nur fünf Jahre. Ein entzündlich gewordenes Abdominalleiden machte seinem Leben unerwartet rasch ein Ende. Für den mit angestrengter Geistesarbeit überhäuften Gelehrten sollten die Ferien einmal wenigstens dem Menschen, nicht dem Gelehrten gehören.

Ich bewahre meinem Vetter das dankbarste Angedenken; als ich selbst Vorlesungen zu halten hatte, dachte ich stets an seine Pünktlichkeit, seine Präcision, seine nie erlahmende Lebendigkeit des Vortrags.

In einer Beziehung glichen wir einander in der Empfindlichkeit gegen Schwefelwasserstoff; Reactionen darauf mußten im Garten geprüft werden. Er war sonst der freundlichste Mann, aber der Schwefelwasserstoff im Laboratorium machte ihn wild. Mich hat dieser Stinkstoff öfters plötzlich krank gemacht, ich suchte deshalb auch meine Patienten dagegen zu schützen. Für geselligen Verkehr gönnte er sich nicht die Zeit, obgleich er der heiterste Gesellschafter war. Er lebte dafür in

dem schönsten häuslichen Kreise, seine edle Gattin war ihm ein theures Vermächtniß, als Braut seines früh verstorbenen Freundes, Dr. Nöhden. Ein einziger Sohn und drei liebenswürdige Töchter, von denen die älteste, anmuthigste der Stern von Göttingen genannt wurde, mußten ihm Ersatz für andere Lebensfreuden bieten. Außer im Colleg und im Laboratorium habe ich ihn nur wenig gesehen.

Hofrath Himly (1772, gest. 1838) war jedenfalls der anziehendste Lehrer der medicinischen Facultät. Eine hohe Stirn und seelenvolle Augen bekundeten den denkenden Beobachter. Er war von untersetzter Statur, aber lebhaft und gewandt in seinen Bewegungen. Alles, was er sagte, verrieth den vielseitig gebildeten Mann, kein triviales Wort entschlüpfte seinem beredten Munde. Ein volles, weiches Organ fesselte durch seinen Klang allein schon des Hörers Aufmerksamkeit. Er verstand die Kunst, ein Heft zu dictiren, ohne daß seine Rede den Charakter des freien Vortrags verlor. Kein Gebiet der Heilkunst war ihm fremd. Er hatte in früheren Jahren ein beliebtes Colleg über medicinische Chirurgie gelesen und sich erst seit Kurzem auf Augenheilkunde, allgemeine und specielle Pathologie und Therapie beschränkt. Wie gut würde es doch sein, wenn jeder Professor der Medicin erst einen ordentlichen Cursus der Chirurgie durchgemacht hätte und sich bemühte, auch auf diesem Gebiete heimisch zu bleiben; es ist doch so schwer nicht, wenn man sich auf die Diagnostik beschränkt und das Operiren Anderen überläßt. Welchen peinlichen Eindruck macht es nicht, wenn in der medicinischen Klinik die Welt mit Brettern zugenagelt ist, da wo die Chirurgie anfängt! Es liegt eine unerbittliche Logik der Thatsachen in einem chirurgischen Falle, man kann nicht bequem darüber philosophiren, sondern muß sich an die objectiven Erscheinungen halten.

Gegen Langenbeck's Chirurgie hatte Himly eine entschiedene Antipathie. Er hielt den chirurgischen Collegen für einen

Mann, der nur unter höherer, geistiger Leitung nützlich sein könne, aber Indicationen zu stellen unfähig sei. Langenbeck, der zuerst unter Himly's Direction gestanden hatte, fand keinen Geschmack daran, nur ein Werkzeug in Himly's Händen zu sein. Sie wurden sich völlig fremd, zum großen Schaden Langenbeck's, der von Himly Vieles hätte lernen können.

Himly war Assistent von Richter gewesen und hatte von diesem das Interesse für Chirurgie und Augenheilkunde bekommen. Er war später in Jena etwas unter die Naturphilosophen gerathen und hatte seine Pathologie in ein System gebracht, welches die Krankheiten nach physicalisch-chemischen Begriffen ordnete. Er konnte sich später nicht entschließen, es fallen zu lassen, der Leitfaden dazu war gedruckt und wurde den Studenten beim Belegen der allgemeinen Pathologie und Therapie eingehändigt. In der speciellen Pathologie und Therapie, sowie in der Augenheilkunde kam von dem Systeme nicht viel zum Vorschein. Am Krankenbette war er der treue Beobachter der Natur, der vorsichtige Therapeut, der feine Electiker, welcher die Heilmethoden großer Aerzte sorgfältig bewahrte, mochten sie in sein System passen oder nicht. So ist er mir und vielen Anderen erschienen, ich treffe noch immer mit Aerzten zusammen, welche in vielen Fällen ihre Kranken ganz nach Himly's Methoden behandeln. Was ihm davon ursprünglich gehört oder nicht, ist gleichgültig, es ist in der Wirkung ganz gleich, ob man das schon vorhandene Gute vor dem Untergange bewahrt, oder selbst neues schafft. Aber auch darin stand er gegen keinen seiner Zeitgenossen zurück, es ist nur nicht hinreichend bekannt geworden, weil er in späteren Jahren nichts über seine Erfolge veröffentlicht hat. Der Gebrauch des Borax in der Augenheilkunde, des Kamphers bei chronischen Katarrhen der Unterleibsorgane rühren von ihm her, namentlich sollte man aber nicht vergessen, daß er es gewesen ist, welcher die

Mydiratica in die Augenheilkunst eingeführt hat. Das sind Mittel, die man täglich mit Dank gegen ihren Urheber verordnen kann, sie wiegen schwerer als die Unvollkommenheiten eines Systems, welches der Rahmen für viele weise Lehren wurde. Nach meiner Ansicht darf man es nicht machen wie Wunderlich, wenn man die Geschichte der Heilkunst schreibt, man soll die Leute nicht nach ihren Systemen classificiren, sondern nach den reellen Diensten, die sie den kranken Menschen geleistet haben, damit hat das System oft wenig zu schaffen.

Hofrath Conradi (geb. 1780, gest. 1861) kam mit mir gleichzeitig nach Göttingen von Heidelberg her. Stieglitz hatte seine Berufung veranlaßt, auf seine Empfehlung wurde ich einer seiner ersten Schüler. Er war ganz das Gegentheil von Himly, ein Büchergelehrter, kein Beobachter, eben so trocken wie Himly geistreich war. Während Himly's Beredsamkeit kaum ihres Gleichen hatte, wurde es Conradi schwer, sich auszudrücken, die Gedanken arbeiteten lange auf seinem Gesichte, ehe sie den Ausweg fanden; besonders wenn er einen Anlauf nahm, auf Himly's Kosten witzig zu sein, zerknitterte sich seine ganze Physiognomie. Bei seinem gänzlichen Mangel an Redegabe, las er im Colleg sein Handbuch vor und dictirte in jeder Stunde einige literar-historische Notizen über so wichtige Dinge, wie daß J. P. Frank sich in einem Citat oder Burserius in der Nomenclatur geirrt habe. Er geberdete sich dabei wie eine Spinne, die in der Bibliothek ihr Netz ausgespannt hat und eben im Begriffe ist, eine gefangene Fliege zu erwürgen. In der Klinik wurden die Patienten ausgefragt, aber nicht untersucht, physicalische Diagnostik und pathologische Anatomie waren für ihn ziemlich unbekannte Länder. Auf Grund seiner Conjectural-Diagnosen wurde dann auf das gründlichste darüber discutirt, ob in dem vorliegenden Falle der Salmiak oder die Potio Riverii, ob Flores sambuci oder Flores tiliae indicirt

seien und ob ein Zusatz von Aqua amygdalarum amararum concentrata zur Salmiak-Mixtur zu rechtfertigen sein möchte?

Was muß Himly dabei gefühlt haben, als er diesen Mann kennen lernte, den man ihm an die Seite gestellt hatte, um sein System unschädlich zu machen? Er wird vermuthlich gedacht haben: ich gönne Conradi alle die Studenten, die sich für ihn begeistern, sie gleichen dem Geiste, den sie begreifen.

Hofrath C. J. M. Langenbeck (geb. 1776, gest. 1851), Professor der Anatomie und Chirurgie, galt für eine der größten Zierden der Universität und fand in der That unter den Studirenden viele Verehrer. Er war schon 47 Jahre alt, als ich ihn zuerst sah und noch ein ausgezeichnet schöner Mann mit regelmäßigen Gesichtszügen und einer heroischen Figur; alle seine Bewegungen deuteten auf Kraft und Elasticität der wohlgeformten Glieder, er hatte aber etwas Theatralisches in seinem Auftreten.

Den körperlichen Eigenschaften entsprach seine meisterhafte Technik in der Anatomie sowohl, wie in der Chirurgie. Kein Professor der Anatomie hat besser präparirt, kein Chirurg sein Messer flinker geführt wie er. Dabei war er ein Mann von unermüdlichem Fleiße, von unerschöpflicher Ausdauer. Er stand im Sommer Morgens 4 Uhr auf, im Winter um 5 Uhr und war den ganzen Tag entweder Anatom oder Chirurg. Sich zu zerstreuen, fand er keine Zeit, er hatte auch keinen Sinn für Poesie, Musik und Kunst. Er wollte die Welt beglücken durch ein großes Werk über Chirurgie und ein zweites, großartig angelegtes über Anatomie. Darum stand er so früh auf. Aber die Welt blieb kalt, man erobert sie nicht dadurch, daß man früher aufsteht als andere Leute. Das Genie schläft oft bis in den hellen Tag hinein und treibt Allotria, zum Verdrusse der soliden Leute, die es nicht merken, daß eine gütige Fee den genialen Köpfen die besten Gedanken schon in die Wiege

legte. Was hilft einem Professor die Heroengestalt, der unermüdliche Fleiß, wenn das Feuer des Prometheus fehlt, dessen Spectral-Analyse Geist, Humor und Selbstlosigkeit bedeutet? In Langenbeck's Seele brannte nur das Feuer einer unermeßlichen Selbstvergötterung. Auf der chirurgischen Lehrkanzel erinnerte er an Ludwig des Vierzehnten Worte: L'état c'est moi! Die Chirurgie, die bin ich, klang es in jedem Satze. In der Klinik sagte er wörtlich: Die Menschen zerfallen in solche, welche operiren und in solche, welche sich operiren lassen. In den anatomischen Vorträgen zeigte er vortreffliche Präparate, und gab sich Mühe, sie Jedem anschaulich und die Namen der Theile unvergeßlich zu machen, indem er sie mit Stentorstimme aussprach. Der Sternocleidomastoideus und andere solche Ideen gellten einem noch Tage lang in den Ohren. Mein College Baumgärtner in Freiburg sagte: die Bauern muß man anschreien, sonst verstehen sie uns nicht, man muß einen kräftigen Eindruck auf ihr Gehörorgan machen, sonst merken sie nicht auf. Bei Bauern begreift sich das, aber wozu braucht man Studenten so anzuschreien, die gebildeten Söhne gebildeter Eltern? Sie hören ja oft schon das Gras wachsen! Mit wie wenig Beobachtungsgabe Langenbeck die Anatomie betrieb, geht daraus hervor, daß er nie die kleinste Entdeckung darin machte. Wenn Andere etwas entdeckt hatten, fand es sich oft, daß er dasselbe längst präparirt hatte, ohne zu bemerken, daß es noch unbekannt sei. In der Chirurgie war es um nichts besser. Seine langjährigen Erfahrungen hatten ihn nicht einmal gelehrt, wie man frische Wunden behandeln müsse. Schon ehe ich seine Klinik besuchte, kam ich dahinter. Einem meiner Landsleute waren beide Lider am rechten Auge durchhauen, ein Student hatte sorgfältig genäht, aber am folgenden Tage die Nähte entfernt, die Wunden klafften wieder, ich sollte rathen. Warum sind die Nähte so früh entfernt? fragte ich. Weil

Langenbeck es so macht, war die Antwort. Ich empfahl Himly zu consultiren, welcher die Heilung unter Anwendung von Bleiwasser abwartete. Sie erfolgte, aber der Verwundete behielt ein viereckiges Auge, wie die Andern sagten. In der Klinik sah ich dann, wie Langenbeck die größten frischen Wunden, die nach der Amputation, gar nicht nähte, sondern offen ließ und mit feuchtem Papier belegte, bis sie anfingen, plastisches Exsudat zu zeigen. Eine thörichte Operation folgte bei ihm der andern, Exstirpationen des nicht vorgefallenen Uterus, Amputationen bei leicht heilbaren Uebeln der Extremitäten, Versuche die Hydrocele durch einen einfachen Schnitt mit nachfolgender schneller Vereinigung zu heilen, wonach die Patienten bald mit einer neuen Wasseransammlung wieder erschienen. Von den Erfindungen Anderer wollte er nichts wissen, die plastische Chirurgie, die Gaumennaht, die Resectionen, die Steinzertrümmerung, die Tenotomie gingen spurlos an ihm vorüber.

Sein Verdienst in der Klinik bestand in der meisterhaften Ausführung der Operation, in der sorgfältigen Unterbindung der Blutgefäße, welche er nie fremden Händen überließ. Seine Schwäche bestand in der mangelhaften Auswahl der zu Operationen geeigneten Fälle und in der Nachbehandlung. Er hatte deshalb schlechtere Resultate, als andere Chirurgen mit geringerer technischer Fertigkeit. Gute Resultate hatte er nur, wo die Indicationen sehr klar vor Augen lagen und wo mit der Operation selbst das Wichtigste geschehen war, z. B. bei der Exstirpation von Geschwülsten an schwierigen Stellen, nach Steinschnitten 2c., wo die Natur das Beste thut, wenn die Operation mit Geschicklichkeit ausgeführt wurde. Stellten sich nach der Operation üble Zufälle ein, so verlor er alle Fassung, weil er sich nicht zu helfen wußte. Solche Fälle, die einen üblen Ausgang zu nehmen drohten, wurden nicht mehr beachtet, sie verschwanden; Sectionen wurden nie gemacht, wenn auch Diagnose

und Todesursache dunkel geblieben waren. In einem Falle, der mich sehr interessirte, machte ich die Section allein. Sie betraf einen jungen Mann, der am rechten Oberschenkel eine gänseeigroße Geschwulst zeigte, wenn er stand; sobald er lag, war dieselbe verschwunden. Ich gab als Practikant meine Meinung dahin ab, daß dieser Zustand auf abnormer Muskelcontraction beruhe und keinen Eingriff erfordere, da der Mann keine Beschwerden habe. Langenbeck war anderer Meinung, er hielt eine Operation für nöthig und war sehr betroffen, als er die von ihm erwartete Geschwulst nicht antraf. Er entfernte ein Stück Muskelfleisch und, ärgerlich über die getäuschte Erwartung, schloß er ganz wider seine Gewohnheit die Wunde, ohne die Blutung vollständig zu stillen. Es kam Nachblutung und in Folge der dagegen angewendeten Mittel Brand und Tod. Bei der Untersuchung des ausgeschnittenen Stückes Muskel fand ich, daß dasselbe vier kleine Kalkconcremente enthielt, welche die abnorme Contraction veranlaßt hatten, die Untersuchung der Leiche zeigte, daß dasselbe dem Biceps angehörte.

Nachdem ich Langenbeck's Klinik zwei Semester besucht hatte, war ich in meinem Urtheile über ihn nicht zweifelhaft. Er war ein sehr vorzüglicher Operateur, aber ein schlechter Chirurg, bei dem es zweifelhaft bleibt, ob er durch sein Beispiel mehr nutzt oder schadet. Das Prestissimo seiner Operationen wird man wohl thun, auf ein Presto oder Allegro zu mäßigen, er bricht doch oft den Knochen ab, statt ihn vollends durchzusägen, damit die Amputation des Oberschenkels in 40 Secunden fertig sei. Es ist deshalb auch besser, nicht einem Studenten die Uhr in die Hand zu geben, um die Secunden zu zählen, denn auf ein Paar Secunden mehr oder weniger kommt es gar nicht an.

Wenn ich mich Langenbeck's in erfreulicher Weise erinnern will, so ist es in folgender kleinen Geschichte. Ein alter Mann

hatte beim Essen eine Nähnadel in den Hals bekommen, Langenbeck zog sie vor allen Clinicisten im Operationssaale mit der Kornzange aus, sie saß im weichen Gaumen. Als er die Nadel dem Patienten zeigte, fiel dieser auf die Knie und rief: O Herr Gott, ich danke dir! Die Studenten lachten. Langenbeck streckte beide Hände gegen die jungen Leute aus und sagte: Ehren Sie dies Gefühl, meine Herren, Sie ehren sich selbst damit!

Hofrath Hempel, der zweite Professor der Anatomie, dirigirte die Präparirübungen, denen ich in beiden Wintersemestern täglich zwei Stunden widmete. In Hannover hatte ich nur an frischen, nicht injicirten Leichen gearbeitet, es waren keine Anstalten getroffen, sich an Spirituspräparaten zu üben. In Göttingen holte ich dies nach und rechne die Stunden, welche ich dabei auf der Anatomie zubrachte, zu meinen angenehmsten. Dies hatte ich vorzüglich Hempel zu danken, der sich oft zu mir setzte, um mir zu helfen und mich zu examiniren. So habe ich Vieles von ihm gelernt und ihm stets das dankbarste Angedenken bewahrt.

Ein Universitätsfreund.

In meinem ganzen Leben habe ich nur zwei vertraute Freunde gehabt, der eine lebt und ist mein Schwiegersohn, der andere starb 1834, aber ich habe ihn noch nicht vergessen.

Es war im December 1823, als ich von einem meiner Landsleute zu einer musikalischen Abendunterhaltung eingeladen wurde. Man wollte das Grand Septuor von Beethoven aufführen, ein ausgezeichneter junger Clavierspieler sollte dirigiren. Sein Name war Eduard Gnuschke, er war aus Danzig gebürtig und hatte seit Michaelis angefangen, Medicin zu studiren.

Das Septuor ging kläglich, die erste Violine kratzte, das Cello murmelte in unbestimmten Tönen, die Flöte machte ihrem Spieler unerhörte Schwierigkeiten, er konnte die Griffe nicht

schnell genug finden und mußte von Zeit zu Zeit Kunstpausen eintreten lassen, um wieder einzufallen, wenn er sich etwas erholt hatte.

Der Dirigent benahm sich mit großer Fassung, er wußte seine Gefühle zu beherrschen, aber sie wetterleuchteten auf seinem leicht beweglichen Gesichte. Der Eifer der Dilettanten ist meistens größer als ihre Leistung, das ganze Septuor wurde durchgeackert. Um Beethoven's Genius zu versöhnen, spielten es Eduard und mein Landsmann à quatre mains, dann trug Eduard eine Sonate von Beethoven vor, wie ich es bis dahin noch nicht gehört hatte. Ich fragte ihn hinterher, ob er nicht gelegentlich auch meinen Flügel versuchen wolle; wir besuchten uns gegenseitig in den Weihnachtsferien und trösteten uns mit einander über die erste Trennung von den Unsrigen zur Zeit des schönsten Festes. Meine Mutter hatte es etwas übel genommen, daß ich in Göttingen gar kein Heimweh verspürte, deshalb war ich nicht eingeladen, es kam auch keine Weihnachtskiste, die ich sicher erwartete. Mein Weihnachtsgeschenk war der Freund, den ich mir in Eduard erwarb. Es fand sich, daß wir gut zu einander paßten, indem wir uns gegenseitig ergänzten. Eduard war fröhlich, ich war ernsthafter. Er war ein musikalisches Genie, dem die Götter geschenkt hatten, was ich mit Mühe und Fleiß zu erwerben nicht im Stande gewesen war. Seine Musik brachte mir, was meine Seele an himmlischer Nahrung bedurfte, ich konnte ihm dafür helfen, sich schneller in seinen Studien zurechtzufinden, ich hatte ja schon so viel länger Medicin studirt und war der Sohn eines Arztes. Eduards Vater war ein Kaufmann, der einst sehr reich gewesen, jetzt war er es nicht mehr, mit dem sinkenden Wohlstande Danzigs war auch der seinige zu Grunde gegangen. Er ließ seinen einzigen Sohn in liberaler Weise für die Universität ausbilden, dieser mußte aber darauf gefaßt

sein, nach Beendigung seiner Studien sich selbst fortzuhelfen. Eduard liebte seine Eltern zärtlich und vergaß nie, was sie von ihm erwarteten. Auf dem Lyceum hatte er sehr hübsche Compositionen zu Liedern von Goethe und von Andern geschrieben, er behielt sie aber für sich, sie würden sonst vielleicht Beifall gefunden haben und hätten zu anderen Versuchen geführt. Während seiner Studien hat er nie componirt, er lebte ganz der Heilkunst und suchte nur sein Clavierspiel zu erhalten. Auf größere musikalische Unternehmungen ließ er sich nicht wieder ein, er hatte die Göttinger Dilettanten hinlänglich kennen gelernt. Wir versuchten es mit dem Singvereine, unter Heinroth's Leitung, aber das war ein melancholisches Institut, wir gingen nur einmal hin.

So waren wir denn auf unsre Hausmusik eingeschränkt! Wir trafen uns Tags über in den Vorlesungen, brachten im Winter eine Stunde auf dem Fechtboden zu, im Sommer machten wir fleißige Excursionen. Unser Lieblingsweg war nach Deppoldshausen, wir brachen gegen Abend auf, saßen, der Plesse gegenüber, unter einer schönen alten Buche bis die Sonne unterging und zogen dann fröhlich heim. Am Kneipen hatten wir beide keine Freude. Des Abends spielte mir Eduard vor, gewöhnlich Beethoven'sche Sonaten, zuweilen von Mozart, Weber oder Hummel. In seinem Vortrage hatte er Aehnlichkeit mit Felix Mendelssohn, in seinem Anschlage mit Hummel. Er besaß die Clavierauszüge der besten Opern und machte mich mit denen bekannt, die ich noch nicht gehört hatte, mit Idomeneo, Cosi fan tutti von Mozart, Fidelio von Beethoven, den Gluck'schen Opern, dem Wasserträger von Cherubini.

Die Sonaten, welche er mir vortrug, hatte ich theilweise früher selbst gespielt, ich kam bald dahinter, daß meine eigenen Leistungen mir in Zukunft nicht mehr genügen würden und gab das Clavierspielen auf. Mein Singen beschränkte ich auf

kleine Lieder, während ich früher auch aus Opern und in Oratorien Solopartien gesungen hatte.

Das ist das gewöhnliche Schicksal der weniger begabten Dilettanten, wenn ihr Geschmack sich verfeinert.

Utilitarier, unmusikalische, sparsame Väter, ziehen daraus den Schluß, daß es unnütz sei, für die Musik Geld und Zeit zu verschwenden, aber mit Unrecht! Zwischen dem Wiegenliede und dem Requiem liegen viele Stufen der musikalischen Himmelsleiter, die man erklimmen muß, aber nicht überspringen kann. Die Beschäftigung mit der Musik allein füllt die Seele allmählich mit einem Schatze von Ideen, welche dadurch ihren Zins tragen, daß sie zu höheren Genüssen befähigen, für welche die Empfänglichkeit selbst im höheren Alter nicht zu erlöschen pflegt. Wer also in der Jugend Musik treibt, sorgt damit für sein Alter, wenn er auch selbst zu musiciren aufhört.

Die Deutschen sind ein musikalisch hochbegabtes Volk, Mozart und Beethoven haben nicht ihres Gleichen. Es wäre thöricht zu fragen, wer steht höher, Schiller und Goethe, oder Mozart und Beethoven; aber wenn man die Musikfreunde fragte, könntet ihr die ersten leichter entbehren, als die letzten, so würden sie mit ihrer Antwort nicht zögern. Gottlob, daß wir sie alle vier haben, aber Mozart und Beethoven haben mehr gethan, uns glücklich zu machen.

Die Liebe zum Vaterlande gilt nicht blos seinen Bergen und Strömen, sie gilt auch den großen Geistern, welche darin ihre Herrlichkeit entfaltet haben. Wenn man die Jugend lehrt, auch in den Geist der großen Tondichter einzudringen, lehrt man sie zugleich ihr Vaterland lieben. Deshalb fort mit den Utilitariern, sie sind schlechte Patrioten. Ehre den Männern, welche in der Schule, in der Kirche, in Singvereinen, in Concerten für das Volk den musikalischen Sinn zu heben suchen, sie machen sich wohlverdient um ihr Vaterland! —

Ferienreisen.

Ostern 1824.

In den Osterferien besuchte ich meine Eltern und hatte viel von Göttingen zu erzählen. Auch meinen dortigen Lehrern gegenüber beobachtete mein Vater dieselbe Vorsicht wie früher, er suchte mein Urtheil nicht zu beeinflussen und wollte mich meinen eigenen Weg suchen lassen.

Er fragte mich aus, ob ich gut Haus gehalten und meine Ausgaben angeschrieben habe, wie er es wünschte. Ich hatte dies allerdings gethan, aber nachträglich, wie er gleich ausfindig machte; da er aber sah, daß ich keine Schulden gemacht hatte, war er zufrieden und sprach nicht weiter vom Anschreiben.

Sein Befinden war wie früher, seine Ausgänge waren mehr wie sonst beschränkt, doch hatte ich keine Ahnung davon, daß ich ihn nicht wiedersehen werde.

Freund Eduard war während der Osterferien in Weimar gewesen, wo seine Tante, Frau Johanna Schopenhauer, wohnte. Er sprach mit Begeisterung von Goethe's herrlicher Erscheinung, von seiner Freundlichkeit gegen ihn, von der Liebenswürdigkeit der Damen und dem heiteren geselligen Verkehre in Weimar. Es war mir ein ganz neuer Gedanke, daß sich ein Student der Medicin einem Manne wie Goethe nähern, mit ihm reden und ihm sogar Sonaten vorspielen dürfe; es dauerte lange, ehe ich es für möglich hielt, daß dies auch einem andern beschieden sein könne, der kein musikalisches Genie sei und nicht der Neffe von Johanna Schopenhauer, die mit Goethe sehr befreundet war. Die nächste Wirkung der Erzählungen Eduards aus Weimar war nur, daß sie mir von neuem den Trieb in die Ferne weckten, die Sehnsucht nach Allem, was die Welt Großes und Herrliches darbietet.

Pfingsten 1824.

Eduard war nicht minder reiselustig wie ich selbst, so machten wir in den Pfingstferien nach dem Harze unsern ersten gemeinschaftlichen Ausflug. Ein junger Baron, den Eduard in Weimar kennen gelernt hatte, war der Dritte im Bunde. Professor Bartling hatte uns den Reiseplan gemacht, mit dem wir sehr zufrieden waren, obgleich wir zu der Ansicht gelangten, daß ein guter Botaniker doch wohl besser marschiren könne, wie wir drei, die eben erst angefangen hatten, bei ihm zu hören. Unsere Nachtquartiere waren in Clausthal, am Pfingstsonntage auf dem Brocken, in Elbingerode, zwei Mal in Blankenburg, zwei Mal in Alexisbad, in Andreasberg und in Herzberg.

Von dieser Reise hat sich eine Beschreibung erhalten, welche ich, in sauberer Copie, meinen Eltern zugeschickt hatte. Sie ist begleitet von landschaftlichen Zeichnungen und dem Portrait meines Freundes Eduard, welches ich, an einem regnigen Tage, den wir in Andreasberg versitzen mußten, gezeichnet hatte. Während ich dort mit meinen Zeichnungen beschäftigt war, las einer der beiden anderen aus einem Scott'schen Romane vor, der aus der Leihbibliothek geholt war. Ueber Eduard sagt mein Journal: Er ist eher klein als groß, eher schwach als kräftig, sein Gesicht ist nichts weniger als schön, aber ein Paar tiefblaue Augen, ein lebhafter Geist, ein gefühlvolles Herz, verbunden mit den Spuren einer sorgfältigen Erziehung, geben seiner ganzen Erscheinung einen Ausdruck, welcher weit über kalter Schönheit steht. Feurig, wie für die Musik, fühlt er für alles Schöne, in seiner Gesellschaft genießt man es doppelt durch Austausch der Eindrücke. Wenn das Portrait davon nur wenig ausdrückt, so liegt dies darin, daß es ihn darstellt, wie er an einem Regentage aussieht und im Wirthshause kein Sopha gefunden hat.

Der junge Baron, welcher in Göttingen Forstwissenschaft

studirte, war ein harmloser, heiterer Jüngling, den wir beide gern leiden mochten. In seiner sanften Weise übernahm er die Rolle des Unparteiischen, wenn wir beiden anderen verschiedener Meinung waren. Ueber Comfort hatte Eduard so ausgebildete Begriffe, daß er, der einbrechenden Nacht und der Ermüdung zum Trotz, gern weiter gewandert wäre, wenn es im Wirthshause an Bequemlichkeit fehlte.

Mein Journal von der Harzreise könnte ich hier allenfalls einschalten, es würde mir gerade keine Schande machen, aber es finden sich für meinen jetzigen Geschmack zu viele sentimentale Nachklänge von Jean Paul und Citate aus dem Shakespeare darin. Die Lecture Jean Paul'scher Schriften wirkt doch etwas wie Treibhauswärme, die Blumen, welche darin wachsen, sind nicht wetterbeständig und welken in der herberen Luft des wirklichen Lebens. Darin unterscheidet er sich von Sterne, dessen Humor nicht dem einsamen Dichtergeiste entsprungen ist.

Das Erklimmen des Brockens an einem heißen Tage, von seiner steilsten Seite, das Getümmel im Brockenhause am Pfingstsonntage, die Verzweiflung des Wirthes über die 150 Gäste, welche er beherbergen sollte, sind darin mit lebendigen Farben geschildert. Meinen Bemühungen um die Gunst der Wirthstochter hatten wir es zu danken, daß der Vater uns ein Zimmer mit Strohsäcken anwies. Um warm zu werden, mußten wir tüchtig einheizen, denn Decken waren nicht mehr aufzutreiben. Es war eine kurze Nacht, bei Tagesgrauen sammelten sich Schaaren von Landleuten um das Brockenhaus, welche einen Höllenlärm machten, während der Wirth dazwischen tobte, um sie zu verscheuchen, oder zur Ruhe zu bringen. Wir standen bald wieder auf und mischten uns unter die fröhlichen Menschen, deren Gesichter man noch nicht erkennen konnte. Die aufgehende Sonne wurde mit Jubelgeschrei begrüßt, dann

zerstreute sich das wilde Heer und auch wir zogen, mit dem Brockenstrauße geschmückt, unseres Weges weiter.

Fröhlicher als das Ersteigen des Brockens war das Hinabsteigen durch das Ilsethal. Till Eulenspiegel, sagt das Journal, war doch ein ganzer Narr, daß er sich nur freute, wenn es bergan ging, weil er dann des Niedersteigens gedachte. Man soll sich freuen, wenn man Grund dazu hat und sich nicht mit Sorgen um den folgenden Tag quälen. Es athmet sich doch so viel leichter, wenn es bergab geht, als wenn man steigen muß, mit dem Ranzen auf dem Rücken. Der unsrige wog nur sieben Pfund, war uns aber doch schwer genug. Die Phantasie, welche uns in ferne Zeiten und Länder versetzt, trägt uns den Ranzen nicht, wenn es in der glühenden Sonnenhitze bergan geht.

Dieser dritte Reisetag, welcher uns über Ilsenburg und Werningerode nach Elbingerode führte, war durch ein kleines Abenteuer bezeichnet. Wir kamen eben vom Ilsensteine, in Gedanken an die schöne Ilse, welche der Sage nach zuweilen den beglückten Sterblichen erscheint, als uns in dem Birkenwalde am Fuße des Berges ein junges Mädchen entgegenkam, deren Schönheit Alles überragte, was ich bis dahin gesehen hatte. Ihre Gestalt war hoch und schlank, blonde Locken umflossen in reicher Fülle ihr sinniges Haupt, Frieden und Milde strahlten aus ihren blauen Augen; sie trug einen Strohhut in der Hand. Daß sie nicht die schöne Ilse selber sei, lehrte uns bald ein Gefolge von Müttern oder Tanten, denen sie vorangeschritten war. Wir grüßten ehrerbietig und konnten uns nicht enthalten, der holden Erscheinung nachzuschauen. Da hatte auch sie ihr Haupt gewandt und grüßte freundlich unsern Baron, den sie wohl erst nachträglich erkannt hatte. Sie war, wie er uns dann bekannte, seine liebste Jugendgespielin gewesen und aus Weimar gebürtig. Er hatte es nicht gewagt, sie an-

zureden, weil sie sich in einer ihm unbekannten Begleitung befand. So sind die Gesetze der guten Gesellschaft, mit denen wir unsern Reisegefährten jedoch auslachten. Ich sah die schöne Jungfrau später auf einem Balle in Weimar wieder. Sie war in Begleitung ihrer Schwester Melanie, welche mit dunklen Augen und braunem Haar eben so schön war, wie die blonde Pauline. Diese trug einen Veilchenkranz im Haar, die Schwester Granatblüthen. Miß C. und diese Schwestern waren die schönsten Damen, die ich in meinem Leben gesehen habe. König Ludwigs I. von Baiern Gallerie weiblicher Schönheiten, von Stieler gemalt, von denen ich drei persönlich gekannt habe, hatte keine ähnliche aufzuweisen. So selten ist die vollendete weibliche Schönheit!

In Blankenburg, wo es uns sehr gefiel, blieben wir einen ganzen Tag, freuten uns der anmuthigen Gegend und bewunderten im Schlosse ein Crucifix von Michel Angelo. Unser Führer war ein aus Blankenburg gebürtiger Student der Rechte, nächst Eduard der beste Clavierspieler in Göttingen. In vierhändigen Sachen secundirte er vortrefflich, sonst spielte er wie ein Jurist. Er ließ jeder Note die strengste Gerechtigkeit widerfahren, aber seinem Vortrage fehlte der romantische Duft, den Eduard seinem Spiele zu verleihen wußte; das kann nur ein gefühlvolles Herz! Ein correctes Spiel ist wie bei Bildern die correcte Zeichnung, das erste Erforderniß eines schönen Tongemäldes, aber die feinen Farben des Gefühls dürfen nicht fehlen. Es giebt Leute, für welche die Musik nur Verstandesarbeit ist, eine Composition erscheint ihnen wie ein mathematisches Problem, ein Lied von Schubert ist ihnen nichts gegen eine Fuge von Bach, erst mit der Schwierigkeit des Verständnisses steigt ihnen die Anziehungskraft, ihr Kopf erhitzt sich wohl, aber ihr Herz bleibt kalt. So ging es unserm Freunde in Blankenburg, ich habe ihn, als sechszigjährigen

Mann, wiedergesehen, er war unvermählt geblieben und sehr hypochondrisch geworden. Die Musik hatte nichts dazu gethan, ihn der weiblichen Welt näher zu bringen. Er war kein Weiberfeind, aber die schöne Ilse würde er kaum bemerkt haben, auch wenn sie ihn zuerst gegrüßt hätte.

In Alexisbad hielten wir einen Ruhetag. Es gab dort allerlei Schwierigkeiten, unsere Toilette so in Stand zu setzen, daß wir an der Table d'hôte Theil nehmen konnten, an welcher die fürstlichen Gäste erschienen. Es kommt dabei in meinem Journale zum Vorschein, daß der Baron mich beneidete um meinen Confirmations-Frack, in welchem ich auf Reisen gegangen war.

In Andreasberg machte ein nächtlicher Schneefall, welcher den Frühling in Winter verwandelte, unserer Weiterreise ein Ende. Im strömenden Regen kamen wir am zehnten Tage nach Göttingen zurück.

Michaelis 1824.

Die Harzreise hatte mich mit Eduard noch näher verbunden, wir veranstalteten, daß er im Herbste mit in das Pfarrhaus ziehen konnte, ich überließ ihm mein freundliches Zimmer und meinen Flügel, und zog in ein Parterre-Zimmer mit der Aussicht auf den Kirchhof. Dann machten wir Pläne zu einer größeren Herbstreise. Wir hatten gelernt, daß unsere Art zu reisen nicht viel Geld koste und daß wir im Stande sein würden, von unserm Wechsel so viel als nöthig zu erübrigen. Unseren Eltern wollten wir mit unserer Reiselust nicht beschwerlich werden. Wir brauchten nur alle Ausgaben für Vergnügungen zu streichen, so mußte, auch ohne Schulden zu hinterlassen, noch genug übrig bleiben. Gegen die Mitte des Sommersemesters kam ein Landsmann in großer Geldverlegenheit zu mir, ich lieh ihm ohne Zögern mein ganzes zurückgelegtes Capital, war jedoch in Sorge, ob damit nicht

die schöne Reise aufgegeben sei, erst einige Tage vor Anfang der Herbstferien wurde sie beseitigt. Kurz vor unserer Abreise schickte ich meinen Eltern das Manuscript der Harzreise, begleitet von einem liebevollen Briefe, der mir noch vorliegt. Es ist einer der letzten, die mein Vater von mir erhalten hat. Er bezeichnet im Allgemeinen unsere Reisepläne, erwähnt aber, daß wir Frau Johanna Schopenhauer zu Rathe ziehen wollten, die wir in Wiesbaden treffen würden. Professor Marx, der uns sehr freundlich gesinnt war, hatte uns schon mit seinem Rathe beigestanden. Wenn man, zwanzig Jahre alt, auf Reisen geht, möchte man gern Alles sehen, auf jeden Hügel steigen, der eine schöne Aussicht verspricht und in jeder Dorfkirche nach alten Gemälden forschen. Für kürzere Touren haben solche sentimentale Anwandlungen keinen Schaden, man sieht bald, daß fast hinter jedem Hügel ein zweiter aufsteigt, der noch Schöneres verspricht und daß der Geschmack der Dorfgeistlichkeit in Gemälden viel zu wünschen übrig läßt. Für größere Reisen sollte man nicht versäumen, sich Raths zu erholen bei Leuten, die in der Welt Bescheid wissen, auch Empfehlungsbriefe mitnehmen, denn mit diesen sucht man heutzutage Menschen, nicht mit der Laterne des Diogenes.

Mein Freund Eduard war, seitdem er in Weimar gewesen und Goethe kennen gelernt hatte, in meinen Augen der arbiter elegantiarum, der höchste Richter in Geschmackssachen, er mußte bei Entwerfung des Reiseplans für schöne Gegenden, interessante Städte, gothische Dome 2c. sorgen, ich, als älterer Mediciner, introducirte die Badeörter, aber auch die Gemäldegallerien und hatte der Tante Schopenhauer meine eigene Tante in München und einen Vetter in Lahr gegenüber zu stellen, welche besucht werden mußten. Den Endpunkt der Reise ließen wir vor der Hand unerörtert, es giebt im Reiseleben Augenblicke, wo der Mensch kein Geld mehr hat, die Rückreise sollte

stattfinden, sobald unsere Casse so weit geschmolzen sei, daß wir noch geraden Weges nach Göttingen zurückkehren konnten, ohne Schulden zu machen; das haben wir denn auch glücklich ausgeführt und zwar in folgender Weise: über Cassel reisten wir nach Marburg, Gießen, Frankfurt, Wiesbaden, Bingen, Rüdesheim, Coblenz, Köln, Ems, Schwallbach, Schlangenbad, Mainz, Darmstadt, Heidelberg, Carlsruhe, Baden-Baden, Straßburg, Lahr, Pforzheim, Stuttgart, Ulm, Augsburg, München und von da geraden Weges zurück nach Göttingen, wo wir am ersten November wieder eintrafen. Ein Ranzen enthielt unser ganzes Gepäck, eine Blouse von feiner grauer Leinwand schützte uns gegen Staub und Regen. Unsere Abreise nach Cassel richteten wir so ein, daß wir dort eine Oper hören konnten. Spohr, den wir in Göttingen schon hatten spielen hören, dirigirte seine „Jessonda“. Wir verehrten diesen Meister höchlich und stellten ihn Mozart nahe. Als Virtuosen auf der Violine waren ihm wenige zu vergleichen. Als Componist würde er noch größer geworden sein, wenn ihm die Violine nicht so viel Zeit gekostet hätte. Ein Componist sollte kein anderes Instrument spielen als das neutrale Fortepiano. Am folgenden Tage sahen wir die ausgewählte Gemäldegallerie, welche gerade ihrer Kleinheit wegen Anfängern sehr zu empfehlen ist. Den Abend brachten wir bei den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm zu, welche damals noch bei der Bibliothek in Cassel angestellt waren. Wir kannten diese beiden großen Männer nur als Märchenerzähler, Wilhelm Grimm lernten wir als geschickten Vorleser kennen, er trug an jenem Abend ein komisches Lustspiel im Frankfurter Dialecte vor. Ich habe die edlen Brüder später noch öfter gesehen. Aus ihren Werken spricht der Genius Deutschlands, kein Wunder, daß sie dazu berufen waren, eine Rolle zu spielen in der Schicksalstragödie, welche mit dem Untergange des Königreichs Hannover endigte.

In Marburg hielten wir uns nur so lange auf, als nöthig war, um die Kirche der heiligen Elisabeth zu sehen. Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß in Marburg eine Universität sei, von der wir in Göttingen noch nichts gehört hatten.

In Gießen hielten wir uns gar nicht auf, diese Universität wurde erst später durch Liebig entdeckt, wir hörten aber, daß dort Süddeutschland anfinge, weil man den Wein aus Biergläsern trinkt. Es ist schade, daß dies nicht der einzige Punkt ist, in welchem Nord- und Süddeutsche verschiedener Meinung sind, es würde sich leicht ein Mittelweg finden lassen, wie derselbe von den Biertrinkern bereits angebahnt ist.

In Frankfurt gefiel es uns ganz vorzüglich, zunächst wegen des ungewohnten Comforts und Lebens in einem großen Gasthofe, dem Weidenhofe, dessen frühere Besitzerin einst Goethe's Großvater geheirathet hatte. Sie war, wie Goethe sagt, eine schöne Frau, ihr zweiter Gatte ein gewandter Mann; aus ihrem Hause stammte der Wohlstand der Goethe'schen Familie. Im zweiten Buche von Wahrheit und Dichtung erzählt Goethe ganz arglos eine Kindergeschichte aus seinem siebenten Lebensjahre. Zwei böse Buben wollten ihn ärgern und gaben ihm zu verstehen, sein Vater stamme von einem vornehmen Manne her, der Großvater habe nur den Namen hergegeben. Mir war, sagt Goethe, durch diese hämischen Worte eine Art von sittlicher Krankheit eingeimpft, die im Stillen fortschlich. Goethe grübelte lange darüber und suchte die Wahrheit zu erforschen, bis er sich überzeugte, daß es sich um ein leeres Märchen handle.

In Atterboom's Aufzeichnungen aus den Jahren 1817 bis 1819, welche erst kürzlich, von Franz Maurer übersetzt, erschienen sind, läßt der junge Schwede Jean Paul sagen: Goethe habe sich selbst für unehelich geboren angesehen und nach einem

prinzlichen Vater gesucht, sich auch gefreut über diese zweifelhafte Ehre. Goethe würde dies nicht in seinen Memoiren verrathen haben, wenn er gewußt hätte, welchen tiefen Blick dies in sein Herz erlaube.

So werden zwei große deutsche Dichter von einem Schweden verunglimpft, und ein Deutscher, der offenbar Goethe's Denkwürdigkeiten nicht gelesen hat, giebt sich dazu her, ein mißverstandenes Wort Jean Paul's zu übersetzen, ohne einmal nachzuschlagen, ob es denn auch möglich gewesen wäre, daß Jean Paul so etwas sagen konnte. Es ist nicht gerade bezeichnend für eine große Nation, wenn die Deutschen so gern darnach hinhören, was andere Völker von ihnen sagen und wenn sie ihre großen Männer ungestraft antasten lassen.

Unter den Merkwürdigkeiten von Frankfurt, die wir besichtigten, befand sich die Ariadne von Dannecker, der Kaisersaal, die goldene Bulle und die Judengasse. Die Ariadne gefiel mir am besten, nur nicht, wenn der Diener sie zum Erröthen brachte durch Vorziehen einer rothen Gardine. Solche Späße sind, bei großen Kunstwerken, übel angebracht. Die Judengasse fanden wir abscheulich, man schämt sich darin, ein Christ zu sein.

In Wiesbaden trafen wir Frau Johanna Schopenhauer und ihre Tochter Adele, in einem anmuthigen Gartenhause wohnend. Meines Freundes Verhältniß zu ihnen machte es mir leicht, mich bei ihnen heimisch zu fühlen. Frau Johanna erinnerte mich an meine Mutter, vielleicht blos durch die Güte, mit welcher sie mir entgegenkam. Sie verstand die Kunst, Andere zum Reden zu bringen und ihre besten Seiten zu zeigen. Fräulein Adele war ein Wesen eigener Art, außer einer schlanken Figur und zarten Händen hatte sie nichts, was das Auge bestechen konnte, ihre Gesichtsbildung war geradezu unschön. Und doch gefiel sie den Männern durch Geist, feine

Bildung und ausgebreitete Kenntnisse. Sie sprach mehr als ihre Mutter, ihre Conversation war stets anregend und belehrend, ohne an den Blaustrumpf zu erinnern. Sie war die Braut eines sehr stattlichen Mannes, den ich später als Professor der Physik an einer süddeutschen Universität kennen lernte. Von ihrem Bruder, dem jetzt so berühmten Philosophen Arthur Schopenhauer, war nie die Rede, er lebte in Unfrieden mit seiner Familie und wurde zuletzt ein solcher Misanthrop, daß er seinen Hund „du Mensch" schalt, wenn derselbe sich nicht gut aufführte. Ich habe nie Verlangen gehabt, eine Philosophie kennen zu lernen, welche den Sohn einer edlen Mutter entfremdet. Beide Damen schwärmten für die schönen Künste. Frau Johanna, welche damals 54 Jahre alt war, hatte in ihrer Jugend viel gemalt, Adele hatte nie regelmäßigen Unterricht gehabt, bei ihr zeigte sich das Talent, indem sie reizende Compositionen in schwarzem Papier ausschnitt, kleine Idylle, oder Märchen, Figürchen mit Arabesken und Pflanzen verschlungen.

Beide Damen riethen uns, nicht bis Schaffhausen zu gehen, sondern von Straßburg über Lahr nach Stuttgart abzuschwenken, wo wir Dannecker und die Gebrüder Boisserée kennen lernen würden, das sei besser, als der Rheinfall, den man ein andermal sehen könne. Wir hatten eben Dannecker's Ariadne gesehen und waren durch Frau Schopenhauer's Buch, Johann van Eyck und seine Nachfolger, darauf vorbereitet, die Boisserée'sche Sammlung zu sehen.

Adele war unsere Führerin in Wiesbaden, sie zeigte uns zuerst den Rhein von einem Hügel, der den Rheingau überschaut, und führte uns gegen Abend nach Bieberich in einen dicht am Rhein liegenden Garten, der ganz mit Reben überlaubt war; dort sahen wir die Schiffe dicht vor unseren Augen vorüberziehen, sie weckten uns die Sehnsucht, ihnen zu folgen.

Zum Thee bei Frau Schopenhauer trafen wir den Freiherrn von Haxthausen, einen ungefähr 50 Jahre alten Herrn. Er sang zur Guitarre ein Lied, von dem ich, mit der Melodie, den ersten Vers behalten habe:

Und als ich ein kleines Knäbelein,
Juchheissa, mit rothem Schuh,
Da wünscht' ich mir ein Paar Stiefelein,
Denn es regnete immerzu.

Es paßte zu unserer Ungeduld, weiter zu kommen, wir brachen schon am folgenden Tage auf. Es gab damals noch keine Dampfschiffe, die Wasserreise geschah auf kleinen unbequemen Schiffen, die nur bei schönem Wetter erträglich waren. Wie ganz anders war das drei Jahre später, wo man die Rheinreise in schwimmenden Palästen machte? Noch immer ist die Rheinreise ein herrlicher Genuß, aber durch die eleganten Dampfschiffe hat sie viel von ihrer Romantik eingebüßt. Man macht die Rheinfahrt jetzt, um weiter zu kommen, früher, um den Rhein zu sehen. Jetzt wird man abgezogen durch die Gesellschaft, denn auf dieser großen Heerstraße der Völker ist man sicher, irgend einen Bekannten wieder zu finden. In den alten Marktschiffen war man ganz auf die Natur angewiesen, man machte auch kürzere Touren und die Eindrücke waren bleibender.

In Rüdesheim verlor ich einen Nachmittag, weil ich Mittags Gurkensalat gegessen hatte. Seitdem sind 46 Jahre verflossen und ich habe nie wieder Gurkensalat angerührt. Mit dem Kaffee habe ich es ungefähr ebenso gemacht, seitdem mir Professor Marx in Göttingen gesagt hatte, daß ein Uebelbefinden im zweiten Semester davon herrühre. Wenn man gegen Patienten streng zu sein lernen will, muß man es zunächst gegen sich selbst werden!

In Coblenz gefiel es uns nicht sonderlich, seine Festungs-

bauten zerstören alle malerischen Effecte, mathematische Linien sind der Tod aller landschaftlichen Schönheit.

Köln gefiel uns besser, besonders der Dom und das wundervolle Bild von Rubens, die Kreuzigung Petri.

Bei Schopenhauer's hatten wir viel von dem Dome reden hören, schon damals wirkte Sulpice Boisserée durch Wort und Schrift auf die edlen Geister der Nation, mit der Hoffnung, das größte Werk deutscher Gothik der Vollendung entgegen zu führen. Er hatte noch die Freude zu erleben, daß seine Worte zündeten und konnte mit dem beruhigenden Bewußtsein sterben, daß unser Jahrhundert den Kölner Dom vollenden werde.

Bei späteren Rheinreisen habe ich nie versäumt, dem Kölner Dom meinen Besuch zu machen, um zu sehen, wie weit er fortgeschritten sei, aber nicht blos seiner Schönheit wegen, sondern weil er das Sinnbild deutscher Einheit auf idealen Gebieten darstellt. Erst kommen die Ideale, dann die schwieriger zu erringenden materiellen Güter. Möchte es den Deutschen vergönnt sein, auch auf dem Gebiete der Politik einen ähnlichen Bau zu errichten, fest und schön wie der Dom! Aber das ist wohl ein unglücklicher Vergleich, denn der Kölner Dom ist auf zwei Thürme berechnet, nicht wie der Stephansdom auf eine Spitze.

In den Taunusbädern, welche wir zu Fuß durchwanderten, versuchten wir, wie das Wasser schmeckte, nahmen ein Bad und besuchten die angesehensten Brunnenärzte. Die Bäder gefielen uns überall, besonders in Schlangenbad, der Geschmack des Wassers weniger, am wenigsten die Brunnenärzte, ich weiß eigentlich nicht warum. Es sind doch sehr höfliche und gewandte Leute und meistens ganz poetische Naturen. Ihre Schriften enthalten mehr Phantasie und Erfindungsgabe, als die Werke von Lafontaine oder Clauren. Von allem, was ein Arzt werden kann, dachte ich damals, möchte ich am wenigsten

ein Irrenarzt sein, aber eben so wenig ein Brunnenarzt. Jetzt ist es mit den Brunnenärzten anders geworden, sie sind fast die exactesten Forscher der Neuzeit und gestehen mitunter, daß es einzelne Uebel giebt, gegen welche ihre Quelle nicht hilft.

Wir kamen sehr vergnügt nach Wiesbaden zurück, eigentlich nur, um den Damen Schopenhauer unsere Reiseeindrücke zu erzählen. Mit einer Einladung für mich nach Weimar in den nächsten Osterferien und mit Empfehlungsbriefen für unsere weitere Reise versehen fuhren wir nach Mainz und setzten von dort, nach Besichtigung des Domes und der Stadt, unsern Weg nach Darmstadt fort.

Wir hatten auch für Darmstadt unsere Einrichtungen so getroffen, daß wir die damals sehr berühmte Oper kennen lernen konnten. Othello von Rossini wurde gegeben mit dem vortrefflichen Wild in der Titelrolle. Er war als Schauspieler eben so ausgezeichnet, wie als Sänger, von edler Figur und Gesichtsbildung. Diese Vorstellung des Othello war die beste, welche ich erlebt habe. Einige dreißig Jahre später habe ich Ira Aldridge, den wirklichen Mohren, als Othello gesehen und doch ist mir der Eindruck des künstlichen, musikalischen bleibender gewesen, wie der des natürlichen, der doch auch ein großer Künstler war, dessen Naturlaute aber zu nahe an das Thierische streiften. Wir waren Morgens in der Probe gewesen und hatten den alten Großherzog selbst dirigiren sehen. Er ging mit den Künstlern um, als ob sie seine Kinder wären. Seine Begeisterung für die Musik in so hohem Alter war uns sehr tröstlich; wenn das Leben alle anderen Blüthen abgestreift hat, bleiben doch noch die im Reich der Töne.

Aus der großherzoglichen Gemäldegallerie erinnere ich mich noch deutlich der schönen Rembrandt's, aus dem Naturaliencabinet eines Schädels mit zolldicken Wandungen, dessen Besitzer blind

und taub gewesen sein muß, weil die Oeffnungen für den Austritt der Nerven ganz verengert sind.

Die schöne Bergstraße von Darmstadt nach Heidelberg machte uns große Freude, jetzt fährt man auf der Eisenbahn gefühllos daran vorüber.

In Heidelberg gefiel es uns so gut, daß wir uns in einer reizenden Studentenwohnung am rechten Neckarufer, dem Schlosse gegenüber, welche in den Ferien leer stand, niederließen. Wir besuchten Morgens die Kliniken von Puchelt und Chelius und machten Nachmittags unsere Ausflüge. Chelius gefiel uns sehr. In seiner Klinik war doch wirklich von Chirurgie die Rede, nicht wie bei Langenbeck nur von Anatomie, welche meistens mit den Haaren herbeigezogen wurde, er examinirte nicht über die chirurgische Anatomie des vorliegenden Falls, sondern über Capitel, mit denen seine Seele gerade beschäftigt war. An operativer Gewandtheit stand Chelius weit unter Langenbeck, aber seine Resultate waren besser. Er wurde deshalb auch viel mehr von Patienten aus fernen Gegenden gesucht, als Langenbeck, bei dem dies fast gar nicht vorkam. Chelius Handbuch der Chirurgie hat großen Erfolg gehabt, einen größeren als irgend ein späteres, es war für seine Zeit eine vorzügliche Leistung, der Autor hatte Alles gethan, was in seinen Kräften stand, mit der größten Redlichkeit gestrebt, nützliche Kenntnisse zu verbreiten. Er wurde belohnt für den Fleiß, den er schon in jungen Jahren diesem Werke gewidmet hatte. Aber in einer Beziehung hat er diesen Ruhm theuer bezahlt. Die frühzeitige Abfassung eines so umfassenden Werkes schädigt die eigene, naive Auffassung, man sieht mehr mit fremden Augen, als mit den eigenen. In allen seinen Werken findet sich nur eine einzige originelle Beobachtung, die Ossification des Periosteums bei Kephalämatoma. Wenn man originelle Beobachtungen machen will, so muß man sich in der Welt umher-

treiben; Vieles sehen, Vieles hören, nicht zu früh abschließen. In einem Handbuche soll man bei jedem Capitel abschließen. So ist es eine bedenkliche Arbeit, wenn man jung ist, und im Alter ist es wieder zu spät, wenn man abgeschlossen hat. Die Wissenschaft schließt nie ab, man sollte nur schreiben, so lange man selbst im Fortschreiten ist, aber dann bildet ein großes, umfassendes Werk ein Impediment, eine Last, welche die Seele drückt. Die neuere Methode, Handbücher in Compagnie zu schreiben, ist darin vorzuziehen, aber die rechte Form ist noch nicht gefunden, sie wird auch nicht gefunden werden, die Redaction kann die widerstrebenden Elemente nicht versöhnen, die vorhandenen Lücken nicht ausfüllen, Absurditäten nicht ausmerzen. Man sehnt sich nach Einheit der Grundsätze, nach edler Form, nach gleicher Redlichkeit und Zuverlässigkeit. Es ist auch nicht gleichgültig, ob Astley Cooper einen Lehrsatz vertritt oder Hinz und Kunz. So viel ist gewiß, wer auf Originalität Anspruch machen will, sollte kein Handbuch schreiben, er wird stets das Vorurtheil gegen sich haben, daß er mehr aus anderen Büchern entlehne, als aus dem Buche der Natur. Die Form der Vorlesungen verdient den Vorzug, sie gestattet größere Freiheit, erfordert geringere Opfer und leistet im Grunde nicht weniger, denn nur das, was vom Leben kommt und in das Leben übergeht, ist doch allein das Nützliche. Es ist nicht nöthig, daß jeder Schriftsteller das längst Dagewesene wiederhole, es genügt, wenn er damit bekannt ist und von der Wissenschaft ausgeht, welche zu seiner Zeit lebendig war. Die Geschichte seines Faches muß er kennen, damit ihm die Fortschritte der Neuzeit nicht unermeßlich scheinen. Jede Zeit hat ihren eigenen Maßstab, was gestern groß war, ist heute klein.

Wir waren an Johann Heinrich Voß, den Vater des deutschen Hexameters, empfohlen und fanden eine freundliche Aufnahme, als wir ihn eines Abends besuchten. Er war 1751

geboren und starb 1826, damals war er also schon 73 Jahre alt. Seine etwas harten Züge, seine klaren blauen Augen sind mir noch deutlich in Erinnerung. Er zeigte uns vom Fenster aus bei Sonnenuntergang das Haus, wo sein Gegner Creuzer wohnte und freute sich, daß wir von dem noch nichts gehört hatten, es sei auch weiter nicht nöthig. — Wer spricht heute noch von Creuzer und seiner Symbolik? Voß wird fortleben im Gedächtnisse der Deutschen, durch seine Verdienste um ihre classische Bildung, durch seine Homerübersetzung. Ob er die Luise geschrieben hätte oder nicht, darauf kommt wohl so viel nicht an, jedenfalls war sie eine gelungene Uebung, die deutsche Sprache zu handhaben. An Shakespeare hätte er sich nicht versuchen sollen, das war, als wenn ein Bildhauer malen will. Nur in der Beschränkung liegt der Weg zu den höchsten Leistungen, welche selbst einem Genie wie Michel Angelo unerreichbar sind bei Zersplitterung der Kräfte; die feineren Züge gehen verloren.

Unser Aufenthalt in Heidelberg dauerte eine ganze Woche voll Heiterkeit und Sonnenschein. Von dem Leben und Treiben der Studenten ließen wir uns erzählen, sie waren alle ausgeflogen. Das Semester vergeht ihnen unter Duellen und Kneipereien, wobei sie ein abscheuliches Bier trinken. Heidelberg ist die Universität der Füchse, welche fest entschlossen sind, die ersten Semester zu verjubeln, für einen fleißigen Göttinger ein Sodom und Gomorrha, aber doch ein reizender Aufenthalt, um den man die Leute beneiden kann, welche sich von ihrem Leben ein Jahr schenken können. Sie werden heutzutage immer seltener, ohne daß die Welt darum viel klüger würde. Heidelberg ist dafür aber leerer geworden, weil die deutsche Jugend nicht so viel Zeit hat, sich zu amüsiren.

In Carlsruhe hatten wir einen Freund zu besuchen, den ältesten Sohn eines ausgezeichneten Pädagogen, des Schulraths

Doll, welcher mit uns in Göttingen Medicin studirte und durch Talent, Kenntnisse und glühenden Eifer zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Wir verlebten einen angenehmen Tag im Kreise dieser glücklichen Familie. Die Stadt Carlsruhe würde kein Recht haben zu existiren, wenn sie nicht Residenz wäre; als solche wurde sie 1715 von dem Markgrafen Carl Wilhelm von Baden-Durlach erbaut. Ihr Grundplan entstand deshalb nicht durch die allmählich hervortretenden Bedürfnisse des Verkehrs, wie bei den meisten Städten, sondern entsprang, vollkommen ausgebildet, dem Haupte des Gründers. Wie Radien gehen die Straßen von dem Residenzschlosse aus in der Richtung nach Osten. Von der Südseite des Schlosses durchschneiden andere Radien in gleicher Zahl den anstoßenden Wald. Von allen Punkten der Windrose hat die Luft freien Zutritt. Gerade Linien sind keine Schönheitslinien, es findet Niemand die Stadt Carlsruhe malerisch schön. Auf die Vegetation ihrer Bewohner scheint der ungehinderte Zutritt der frischen Luft günstig zu wirken, sie sind groß und schlank mit wohlgebildeten Gesichtszügen. Ich hatte 1843 Gelegenheit, in demselben Monate einem Balle in Carlsruhe und in Freiburg beizuwohnen und war erstaunt darüber, wie viel kleiner und weniger wohlgebildet die jungen Leute der letzten Stadt erschienen. Enge Straßen, welche der freien Ventilation entzogen sind, begünstigen einen geringen Grad von Rhachitis, wobei die Knochen sich weniger vollkommen entwickeln und schöne Formen nicht entstehen. Carlsruhe war damals berühmt durch die Weinbrenner'sche Schule der Baukunst. Diese ging von dem Principe aus, daß ein Haus von Innen nach Außen construirt werden müsse, daß es den entsprechenden äußern Charakter erhalte, wenn es seinen Zweck möglichst vollständig erfüllt. Der äußere Schmuck ist dann leicht zu finden, dem Weinbrenner selbst nur geringe Opfer brachte. So einfach und nothwendig dieser

Grundsatz auch zu sein scheint, so wird es doch oft ganz aus den Augen gelassen. Schüler von Weinbrenner sind es gewesen, welche in Hannover die Baukunst zu veredlen berufen waren. Einige folgten mit Glück dem Grundsatze ihres Meisters, der Rundbogenstil bot ihnen die Gelegenheit, ohne große Kosten den Gebäuden mehr äußern Schmuck zu verleihen, einer der talentvollsten wollte ein Rathhaus zu einem Dogen-Palaste machen und hat als Andenken ein Fragment davon hinterlassen, an dessen Weiterbau Niemand denkt.

Freie Ventilation der Straßen schützt gewiß gegen viele Schädlichkeiten, aber nicht gegen alle. Das lehrte uns das traurige Geschick der liebenswürdigen Familie Doll im folgenden Jahre. Als unser Freund im Herbste 1825 von Göttingen nach Carlsruhe zurückkehrte, fand er seinen Vater und zwei seiner jüngeren Geschwister am Typhus darniederliegend. Sie starben, bald folgte ihnen auch unser Freund; nur die Mutter und ein junger Sohn blieben übrig. Wir mußten uns leider sagen, daß die Lebensweise unsers Mitstudenten nicht geeignet gewesen war, ihm die Kräfte zu verleihen, einer ansteckenden oder miasmatischen Krankheit zu widerstehen. Er ging früh Morgens ins Colleg, ohne bis Mittag das Geringste zu genießen. Wir hatten ihn oft gewarnt, aber er lächelte dazu und glaubte, sich bei seiner Lebensweise vortrefflich zu befinden. Seinen frühzeitigen Tod habe ich tief beklagt, nicht blos seiner großen Fähigkeiten, sondern vorzüglich seines edlen Herzens wegen.

In Baden-Baden gefiel es uns außerordentlich gut, es ist der schönste deutsche Badeort und war 1824 viel gemüthlicher als er jetzt ist.

In Straßburg hatten wir wieder Glück mit dem Theater. Die große Schauspielerin Mars war dort und trat im Misanthrope von Molière auf. Sie war schon 45 Jahre alt, aber noch immer schön und graziös, ich habe sie noch vier Jahre

später in Paris jugendliche Rollen geben sehen. Es war in Straßburg, wo wir beide zum ersten Male Franzosen spielen sahen. Wir verstanden die Mars viel besser, als die übrigen. Es war uns merkwürdig, wie ein so großes theatralisches Genie sich von seinen Umgebungen abhebt und viele Eigenthümlichkeiten verschwinden macht, welche von der Nationalität abzuhängen scheinen, aber doch nur Fehler sind, denn vor dem geläuterten Geschmacke kann das bombastische Declamiren nicht bestehen. Die größten Schauspieler aller Nationen hören auf zu declamiren, sie reden die natürliche Sprache des Herzens und des tiefer blickenden Geistes, das Declamiren ist der Nothbehelf der Mittelmäßigkeit.

Das Straßburger Münster zu sehen und seinen Thurm zu besteigen war zunächst unsere wichtigste Angelegenheit. Die Aussicht von der Plattform, welche die Stelle des unvollendeten zweiten Thurmes einnimmt, ist eine der schönsten, welche ein hoher Punkt in der Ebene gewähren kann, an einer Seite der Schwarzwald, an der andern die Vogesen, in der Mitte der Vater Rhein. Ein deutsches Herz wird sich nie ganz darüber beruhigen, daß das Alles, was man vor sich sieht, deutsches Land gewesen ist und daß ein deutscher Baumeister, Erwin von Steinbach, dieses Wunderwerk gothischer Baukunst für Deutsche errichtet hat. Es müssen schlimme Zeiten gewesen sein, als 1681 Ludwig XIV. diese Perle Deutschlands an sich reißen durfte, nicht viel bessere 1815, als die siegreichen Deutschen sie nicht wieder forderten. Es waren auch schlimme Zeiten 1848, als in Frankreich eine Phantasie-Republik proclamirt war, damals gab es Leute, welche sich nicht gescheut hätten, auch das Großherzogthum Baden und das Freiburger Münster preiszugeben, um französische Ideen importiren zu können, glücklicher Weise lebte Ludwig XIV. nicht mehr.

Im Jahre 1824, kaum zehn Jahre nach den Befreiungs-

kriegen, hielt man so etwas für unmöglich, unsere patriotischen Gefühle knüpften sich an den deutschen Baumeister des herrlichen Doms und an eine humoristische Geschichte, welche Sterne in seinem Tristram Shandy dem Stakenbergius nacherzählt, dessen lateinischen Text er beidrucken ließ.

Diego, ein ausgezeichneter Spanier mit einer ungewöhnlich großen Nase, kommt nach Straßburg und reist nach kurzem Aufenthalte wieder ab, mit dem Versprechen, von einer Reise nach Frankfurt in vier Wochen zurückzukehren. Nur wenige Leute haben ihn gesehen, ihre Erzählungen von der wunderbaren Nase des Fremdlings machen aber solches Aufsehen, daß ganz Straßburg in Aufruhr geräth. Männer und Frauen, Bürger, Geistliche und Professoren streiten sich über die Realität der Nase, einige sind der Ansicht, sie sei von Papiermaché, andere von Messing, dritte vertreten ihre Naturwüchsigkeit und erörtern die physiologischen Grundrechte organischer Nasen. Um die Zeit, wo der wunderbare Fremdling zurückzukehren versprochen hatte, rückt ihm fast ganz Straßburg auf dem Wege nach Frankfurt entgegen, in 7000 zweispännigen, 15,000 einspännigen Chaisen und 20,000 Bauerwagen, vollgestopft mit Senatoren, Räthen, barmherzigen Schwestern, Wittwen, Frauen, Jungfrauen, Nonnen und Aebtissinnen, Domherren und Prälaten ꝛc. Sie Alle suchen auf verschiedenen Straßen den wunderbaren Fremden.

Man vergißt, die Thore der Stadt zu schließen, mittlerweile kommen die Franzosen und bemächtigen sich Straßburgs.

Den wunderbaren Fremdling bekommt Niemand zu sehen, er hat, ohne Straßburg zu berühren, den Rückweg nach Spanien, dem Lande der Luftschlösser, angetreten.

Wären die Franzosen nicht so schnell gekommen, die guten Straßburger würden vielleicht bis Frankfurt gelangt sein und hätten dort mit gleichgestimmten Seelen ihre Verhandlungen

fortgesetzt, bis die große Nase endlich ad acta gelegt werden konnte, wie Anno 1849.

Nachdem wir uns auf der Plattform satt gesehen hatten, wollten wir bis in die Spitze des Thurmes steigen, erfuhren aber, daß dazu eine schriftliche Erlaubniß nöthig sei. Unverdrossen stiegen wir wieder hinab und holten sie, um dann bis unter das Kreuz zu klettern. Es hat freilich nicht den allergeringsten Nutzen, aber es war für uns eine Ehrensache, auf diesem Wege nicht hinter Heim und Goethe zurückzubleiben.

Im Wirthshause fanden wir Gelegenheit, uns mit Straßburgern zu unterhalten und ihre zweischlächtige Natur kennen zu lernen. Es giebt nichts Komischeres, als wenn so ein alter Straßburger von einem Idiom in das andere fällt, und man stets im Zweifel darüber bleibt, welche Sprache er schlechter spricht, die deutsche oder die französische, obgleich die französische Herrschaft schon 143 Jahre gedauert hat. Angesehene Straßburger Familien lieben es, ihre Söhne in Deutschland erziehen zu lassen, damit sie wenigstens eine Sprache ordentlich erlernen.

Schon vom Thurme aus hatten wir die Gegend gesehen, der wir jetzt entgegengingen, man sieht dort die Hügel bei Lahr, welches unser nächstes Reiseziel war. Seit meiner Kindheit hatte ich von Lahr gehört, es war der Geburtsort meines Großvaters Louis, das gelobte Land der Familie.

Christian Trampler war der Schwestersohn meines Großvaters, sein Vater war Pfarrer in Lahr. Er hatte bei seinem Onkel Louis in Hannover die Handlung erlernt, bei seiner Rückkehr nach Lahr hatte ihm dieser den Rath gegeben, die Fabrikation des Braunschweiger Cichorienkaffees nach Süddeutschland zu verpflanzen. Trampler hatte damit große Reichthümer erworben, er betrachtete meinen Großvater, seinen Onkel, als den Gründer seines Glückes, aber es knüpften ihn auch zartere Erinnerungen an Hannover. Er hatte meine

Mutter geliebt und hätte sie vielleicht heimgeführt, wenn mein Vater ihm nicht zuvorgekommen wäre. Er war einer der edelsten und liebenswürdigsten Männer, die ich kennen gelernt habe, von klarem Verstande und einer stets gleichen Heiterkeit des Gemüths, mit einer zierlichen Figur und einem feinen aristokratischen Gesichte. Er trank selbst keinen Cichorienkaffee, wußte aber sehr beredt die Vortheile desselben für Andere zu erläutern, namentlich wie dies Getränk dem Branntwein mit Erfolg Concurrenz gemacht habe und sich als ein Bedürfniß der ärmeren Classen geltend mache. Bis zu seinem Lebensende war die Fabrik in beständigem Wachsen, ein Filialinstitut wurde nach Bregenz auf österreichisches Gebiet verlegt, so daß ganz Deutschland ihm seinen Tribut bezahlte. Es begegnete ihm zuweilen auf Reisen beim Frühstück, daß einer der Wirthshausgäste „Guten Morgen, Herr Trampler!“ rief, ohne ihn zu kennen. Der Gruß galt dem unerwünschten Zusatze von Cichorien zu dem Morgenkaffee, nicht dem Fabrikanten in Person. Seine Gattin war eine schöne, kluge Dame, voll Gefühl für Natur und Poesie. Sie verstand es meisterhaft, Hebel's allemannische Gedichte vorzulesen.

Es war in der Familie ein öffentliches Geheimniß, daß ich dazu ausersehen sei, eine längst ersehnte Verbindung der Familien zu Stande zu bringen. Die mir bestimmte Tochter war ein reizendes Kind von dreizehn Jahren, der schönen Mutter sehr ähnlich, fröhlich und wohlgemuth wie ein junges Reh. Sie würde mir wohl gefallen haben, aber der Himmel hatte es anders beschlossen. Im folgenden Jahre starb das holde Kind am Scharlach und mit ihr die jüngste von fünf Schwestern. Zwei derselben waren verheirathet, die dritte war die Braut meines verstorbenen Onkels Ernst, sie ist unvermählt geblieben und lebt noch.

Im Kreise dieser liebenswürdigen Familie verlebten wir

einige glückliche Tage im heitersten Naturgenusse, unter einer Fülle von herrlichen Trauben, die uns Nordländern eben so neu waren, wie der liebliche Markgräfler-Wein. Ein Nachspiel zu diesem idyllischen Leben bildete der Besuch bei der einen verheiratheten Tochter in Pforzheim, wo wir den Abend zubrachten. Frau Eisenlohr war die lustigste der ganzen Familie, in ihrer Gesellschaft konnte man kaum aufhören zu lachen, sie war ein echtes süddeutsches Frauchen.

In Stuttgart mußten wir wieder ernsthaft sein. Der große Meister Dannecker, damals schon 66 Jahre alt, zeigte uns selbst sein Atelier, wo wir den eben vollendeten Christus und Schiller's Colossalbüste sahen. Die edlen Brüder Boisserée und ihr Freund Bertram nahmen uns besonders freundlich auf und führten uns selbst abwechselnd umher in ihrer berühmten Sammlung, deren Zweck und große Bedeutung uns dadurch bald einleuchtend wurde, wir blieben deshalb mehrere Tage in Stuttgart, um sie besser kennen zu lernen. Ich habe mich später darüber gefreut, denn in München machte die Sammlung nicht denselben Eindruck, wie bei einer ungekünstelten Aufstellung in Stuttgart. Die schönen königlichen Pferde in ihren heiteren Ställen, die schwarzen Schwäne im Park interessirten uns sehr.

In Ulm hielten wir uns nur so lange auf, um den Dom zu sehen, in Augsburg länger, die charaktervolle alte Stadt gefiel uns sehr, es waren auch mancherlei Kunstwerke dort zu sehen, die wir später kaum beachtet haben würden.

In München fanden wir die freundlichste Aufnahme bei meiner Tante Schröder. Sie wohnte mit ihrem jovialen Gatten den Arcaden gegenüber, wir hatten nur wenige Schritte bis zur Gemäldegallerie und machten es uns zu ernsthafter Aufgabe, sie zu studiren. Wir waren dort ohne künstlerische Führung und mußten ganz unserm eigenen Geschmacke folgen.

Ohne zunächst den Katalog zu Rathe zu ziehen überließen wir uns dem Eindrucke, welchen die Bilder auf uns machten, verschafften uns einen Ueberblick über das Ganze und suchten dann erst im Kataloge die Namen der Künstler. Man freut sich dabei, wenn dann Bilder, welche uns gefielen, von berühmten Männern herrühren, manchen hat man in seinem Werke richtig erkannt, ohne den Katalog zu befragen, man vergleicht die Bilder desselben Meisters mit einander, die Bilder des Schülers mit denen seines Lehrers und kommt so allmählich zu einigem Verständniß der Schulen, der Zeiten, der einzelnen Meister. Durch Künstler wird man leicht irre gemacht, wenn man sich ihrer Führung überläßt. Der Heiligenmaler interessirt sich nicht für historische Bilder, der Landschaftsmaler nicht für die übrigen. Bildhauer wissen Gemälde selten zu schätzen. Maler suchen in dem Bilde nicht blos den Gesammteindruck, wie der Kunstfreund, sie stellen ihre Augen anders ein, weil sie die Mache, die Art, wie ein Bild entstanden ist, studiren. Dies thut auch der Kunstfreund mit der Zeit, aber der Gesammteindruck ist ihm wichtiger. Ich erinnere mich von damals noch meines Zornes über einen Maler aus Hannover, der mich in der Münchener Sammlung vor dem jüngsten Gerichte von Rubens stehend traf und zu mir sagte: Was finden Sie denn an diesem Menschensalate? Ich antwortete ihm aber ganz höflich: Ich finde den großen Künstler darin!

Auf Erörterungen über die Schönheit eines Kunstwerks habe ich mich nie eingelassen, ich mochte mich gern darüber belehren lassen, wie ein Bild entstanden sei, aber ob es mir gefallen darf, das ist meine Sache. Geschmack lernt man nicht und wenn man 100 Jahre mit Künstlern umginge.

Auf diese Weise habe ich mehr Genuß von Bildern gehabt, wie Manche, die ihren Geschmack von Andern leiten lassen und nach gewissen Merkmalen der Schönheit suchen,

deren Abwesenheit sie sofort verstimmt. Eine unbefangene Hingebung an das Kunstwerk bewahrt am besten eine gewisse Vielseitigkeit der Auffassung, man entscheidet sich nicht für alte oder neue Bilder, für Italiener, Deutsche, Niederländer oder Franzosen, man liebt sie alle, wenn sie es zu verdienen scheinen.

Nirgends ist mir meine angeborene Schweigsamkeit besser zu Statten gekommen, als in Gemäldegallerien, man erspart sich dort durch Schweigen vielen Verdruß über einfältige Urtheile. Als Kenner glänzen zu wollen, fiel mir niemals ein, es hat nie Jemand bemerkt, wie tiefes Interesse ich an der Kunst nahm. Den Geschmack Anderer zu bilden, wenn man nicht selbst Künstler ist und der Welt durch seine Arbeiten zeigen kann, was schön sei, scheint mir ein vergebliches Bemühen. Die Fähigkeit, Fehler bei seinem Nebenmenschen zu entdecken, ist sehr verbreitet, man kann Andere lehren, Krankheiten zu entdecken, aber Schönheit zu erkennen wird man Niemand lehren, wer sie nicht selbst findet, der ist für die Kunst verloren.

München war damals gemüthlicher, als es jetzt ist, der Ultramontanismus war noch nicht erfunden, der vielgeliebte alte König Max paßte zu den Münchenern besser, als seine Nachfolger mit idealeren Bestrebungen.

Das große Theater in München war 1823 abgebrannt, man beschäftigte sich damit, es wieder aufzubauen, und setzte die Welt damit in Erstaunen, daß dies geschehen konnte mit Hülfe einer Auflage von einem Kreuzer auf jede Maaß Bier, die in München getrunken wurde. Von diesem Theaterbrande her schreibt sich die Verbreitung des bayrischen Bieres über ganz Deutschland, über die ganze Welt, man wollte überall ein Getränk kennen lernen, welches Brände unschädlich macht. Norddeutschland hatte dem Süden seinen Cichorienkaffee gesandt. Der Süden antwortete mit Bier und hat auf diesem Gebiete

jedenfalls den Sieg davongetragen, der alte Hannoversche Broyhan und seine Berliner Cousine, die kühle Blonde, mußten die Segel streichen. Cichorienkaffee ist ein Surrogat, Bier ein originelles Getränk von culturhistorischer Bedeutung. Wo sollten die Deutschen sich zu Politikern ausbilden, wenn die Bierhäuser nicht wären? Was die Schulbank ist für den Gelehrten, das ist die Bierbank für den Patrioten.

Es gefiel mir damals so gut in München, daß ich mir dachte, es würde mein höchstes Glück sein, wenn das Schicksal mir den bleibenden Aufenthalt in dieser Stadt gewährte. Ein heiterer Lebensgenuß in einem liebenswürdigen Kreise, der Umgang mit erhabenen Kunstwerken lag diesen Wünschen zu Grunde; wie ganz anders sollte es kommen, als ich ernstere Ansprüche an das Leben zu machen hatte und nicht blos genießen, sondern wirken wollte!

Mein Freund Eduard war in München ganz in seinem Elemente. Er liebte die Gemälde wie ich selbst und fand im Hause meiner Tante die größte Anerkennung, ihre Stiefkinder waren musikalisch sehr begabt und so war man glücklich, ihnen ein solches Vorbild zeigen zu können.

Wir blieben fast drei Wochen in München, der October ging zu Ende, wir mußten nach Göttingen zurückkehren und konnten uns unterwegs nicht mehr aufhalten.

Bei meiner Ankunft in Göttingen erhielt ich durch den Superintendenten Krause die traurige Nachricht vom Tode meines Vaters. Mit ihm waren schöne Hoffnungen für mich zu Grabe getragen; während meiner Studien dachte ich immer daran, wie ich mit ihm davon reden werde, wie er hoffentlich einst sich freuen werde, wenn ich ihm von eigenen Unternehmungen berichten könne. Doch blieb mir das Gefühl dafür unvermindert. Ich habe mich oft im Leben gefragt, was würde mein Vater dazu sagen, wenn er noch lebte? Mehr als ein

anhänglicher Schüler hat mir geschrieben: Wenn ich zu einem schweren Kranken gehe, so lege ich mir immer die Frage vor, was würden Sie in diesem Falle gethan haben? Auf diese Art lebt man mit einander fort und hilft einander, selbst wenn das Grab zwischen uns liegt.

Weihnachten 1824.

Dieses Mal war die Einladung nicht ausgeblieben und Freund Eduard darin eingeschlossen. Meine Mutter wollte doch den jungen Mann kennen lernen, der in Lahr und München so gut gefallen hatte, der Neffe einer berühmten Schriftstellerin und nebenbei ein großer Musikus war. Er kam, er sah und siegte, konnte man sagen, denn er wurde bald der allgemeine Liebling, dessen Gegenwart eine Familie erheiterte, welche durch den Tod des Vaters noch tief gebeugt war. Die kurzen Weihnachtsferien verflossen wie ein einziger Tag.

Meine Mutter hatte zum Mitvormunde den Hofrath Lichtenberg erkoren, den ältesten Sohn des berühmten Göttinger Professors. Wir wohnten früher mit ihm in einem Hause an der Marktstraße, als Lichtenberg seine erste Frau verlor. Meine Mutter hatte sein jüngstes Söhnchen zu sich genommen und ein Jahr lang verpflegt. Hofrath Lichtenberg war ein kluger, angesehener Mann, der seine eigenen Kinder sehr gut erzogen hatte und zum Vormunde ganz geeignet erschien. Ich kann ihm nachrühmen, daß er mich ruhig meinen eigenen Weg hat gehen lassen, und mir, daß ich ihm nicht so viele Mühe gemacht habe, wie mein Vater seinem Vormunde, ich habe seine Handschrift nie zu Gesicht bekommen. Der Vice-Mitvormund war meine älteste Schwester, welche das Vertrauen der Mutter besaß und durch Einsicht und Fleiß verdiente.

Es ergab sich, daß meines Vaters hinterlassenes Vermögen für jedes seiner sieben Kinder ein Erbtheil von 10,000 Thlrn.

in Aussicht stellte. Nach den Andeutungen meines Vaters, welche er mir gab, als ich die Universität bezog, hätte ich mein ganzes Vermögen erhalten können, wenn ich nach erlangtem Doctorhute in Militairdienste getreten wäre. Diese Aussicht war verlockend genug, ich hätte ohne besondere Anstrengungen eine völlig gesicherte Zukunft vor mir gehabt. Warum nicht darnach greifen, mein Vater hatte es ja gewollt? Aber einige Jahre früher, als er noch rüstiger war, hatte er mir gesagt, ich müsse mich nicht mit dem Gewöhnlichen begnügen, sondern Professor zu werden suchen. Was war das Gewöhnliche? Ein bequemes Leben. Wie konnte ich Professor werden? als königlich hannoverscher Assistenzarzt schwerlich. Wollte ich mich nicht mit dem Gewöhnlichen begnügen, so mußte ich wohl einen höhern Einsatz wagen, als die Zinsen meines Vermögens, das Capital mußte der Einsatz sein. Was aus mir wird, findet sich, der akedemischen Carrière geradezu nachzustreben, fiel mir nicht ein, der rechte Professor muß geboren sein, man kann ihn nicht auffüttern, er muß sich im Leben bewähren und dann muß die Welt ihn finden. Es giebt außerdem nichts Traurigeres, als das Leben eines Privatdocenten für praktische Fächer, er verschmachtet, weil es ihm an Lern- und Lehrstoff fehlt und versitzt seine besten Jahre, unter Bemühungen, ein Colleg zu Stande zu bringen. Die beste Vorbereitung zu einem Lehrstuhle der Chirurgie bildet die Rolle eines Assistenten einer chirurgischen Klinik. Aber wie war es damit zu jener Zeit in Deutschland bestellt? Suchten die Professoren der Chirurgie, sich ihre Nachfolger zu bilden oder nicht? Sie hielten sich bequeme Handlanger, von denen sie keine Concurrenz zu besorgen hatten. So war es in Göttingen und anderswo. Gelang es mir, durch irgend eine nützliche Erfindung meinen Beruf zum Lehrfache an das Licht zu stellen, so wurde ich vielleicht Professor, sonst nicht. Ueber eins war ich entschlossen, nicht in Militair-

dienste zu treten, dies hätte die gelehrte Carrière ausgeschlossen. Daß man auf Reisen mehr lernt, wenn man schon einige Jahre praktisirt hat, ist gewiß, aber welchen Zuwachs finden die Kenntnisse eines jungen Arztes einer großen Stadt in den ersten Jahren der Praxis? Wenn er gut gewachsen ist, so arrangirt er Bälle, zeigt sich fleißig an öffentlichen Orten, um sich bekannt zu machen; damit wird man kein Professor. Junge Aerzte mit etwas mehr gelehrter Bildung bringen es wohl zu einer Uebersetzung aus dem Englischen oder Französischen, oder wenn sie eine mehr industrielle Richtung haben, so schreiben sie ein populär medicinisches Büchlein. Am schlimmsten ist es, wenn der junge Arzt zum Wunderdoctor erhoben wird. Mit dem wissenschaftlichen Streben ist es dann vorbei, der Mann ist fertig, er braucht nichts mehr zu lernen und hat keine andere Aufgabe, als durch Aufmerksamkeit das zu erhalten, was ihm zugeflossen ist. Die schönsten Talente können dabei verkommen.

Mit diesen Erwägungen beschloß ich, meine Studien und Reisen uno tenore abzumachen und dann erst zu sehen, was ich mit meiner Weisheit anfangen könne.

Ostern 1825.

Die Einladung, nach Weimar zu kommen, welche ich in Wiesbaden erhalten hatte, machte damals noch keinen großen Eindruck; auf der schönen Reise hatte ich sie fast vergessen. In Briefen an Eduard wurde sie wiederholt und darauf der Beschluß gefaßt, daß ich in den Osterferien meinem Freunde dahin folgen sollte, meine Mutter war sehr dafür eingenommen. Der April 1825 war ein schlimmer Monat, es schneite und regnete fast beständig, ich sah fast nichts von den Gegenden, die ich zu durchreisen hatte, ja kaum etwas von den nächsten Umgebungen Weimars. Aber in dieser Stadt gab es ein Haus, in dem ein ewiger Frühling thronte, Licht und Wärme in

anderen verbreitend, und das war Goethe's Haus. Es ist von außen nicht sehr bestechend, schmucklos, durch die Mansarden des zweiten Stocks sogar unschön, dazu liegt es an einem kleinen, wenig belebten Platze, der dem Auge nichts Anziehendes darbietet, und doch giebt es in ganz Deutschland kein Haus, wohin so viele andächtige Pilger aus allen Ländern der Welt gewandert sind.

In einem Wirthshause, dicht neben Goethe's Wohnung, hatte Eduard Zimmer für mich gemiethet, wo ich die Stille des Platzes sehr angenehm empfand, denn während der drei Wochen, welche ich dort blieb, war ich oft auf das Haus angewiesen. Ohne meinen Freund würde es mir nicht gelungen sein, die Verbindungen zu knüpfen, welche den Reiz dieses Aufenthaltes bildeten, ich überließ mich ganz seiner Führung. Die goldenen Meinungen, welche er sich durch seinen vorigjährigen Aufenthalt erworben hatte, kamen mir zu Statten. Seine Leistungen in der Musik berechtigten ihn in meinen Augen, überall den Vorzug vor mir zu finden, man ließ es mich aber nicht merken, ich wurde mit derselben Güte und Freundlichkeit aufgenommen. Schon am Tage nach meiner Ankunft betrat ich das Goethe'sche Haus, um der Frau von Goethe vorgestellt zu werden, welche mit den Damen Schopenhauer im freundschaftlichsten Verhältnisse stand. Frau Ottilie von Goethe, geborene von Pogwisch, des Dichters Schwiegertochter, war eine sehr anziehende Erscheinung. Sie war ungefähr 32 Jahre alt, von zartem Körperbau; eine hohe Stirn, große dunkelblaue Augen, eine fein gebogene Nase, ein bewegtes Mienenspiel drückten Verstand, Gemüth und Heiterkeit aus. Mit ihren schönen beiden Knaben neben sich war sie ein Bild des Glückes und der Anmuth. Ihr Gatte war ein stattlicher Mann, dessen große dunkle Augen an den Vater erinnerten. Ihre Schwester Ulrike von Pogwisch hat hellere Augen und lichteres Haar, als

Frau von Goethe, sie ist witzig und heiter wie diese, aber zur Zeit etwas leidend durch einen Sturz auf das Hinterhaupt, welchen die Ungeschicklichkeit eines Tänzers verschuldete. Sie mußte sich führen lassen, weil sie die Fähigkeit verloren hatte, geradeaus zu gehen, wurde aber völlig davon geheilt.

Ich würde es nicht gewagt haben, den Wunsch auszudrücken, Goethe selbst vorgestellt zu werden, und hätte ruhig gewartet, bis sich die Gelegenheit, ihn zu sehen, gefunden hätte, ohne ihm beschwerlich zu werden, aber die Damen-Lenkerinnen unseres Geschickes hatten es anders beschlossen. Einige Tage später mußte mich Eduard Morgens 11 Uhr vorstellen. Wenn man die schöne malerische Treppe bis zum ersten Stock erstiegen hat, sieht man auf dem Vorplatze die Büste der Juno. Im Vorzimmer stand Byron's Colossalbüste, im Empfangszimmer, zwischen dem Fenster und der Thür, welche in das folgende Zimmer führte, der colossale Jupiterkopf. Goethe trat bald zu uns ein, ich hatte das Glück, ihm eine halbe Stunde gegenüber zu sitzen, unsere Unterhaltung drehte sich um Göttingen, die dortigen Professoren, namentlich um Blumenbach. Sein Kopf war auf das günstigste beleuchtet, er hatte den Rücken dem Jupiter zugewendet, vom Fenster fiel das volle Licht auf seine linke Seite. Ich habe ihn später öfter gesehen, aber dieser erste Eindruck war bleibend. Er war damals 75 Jahre alt und doch noch von großer unvergleichlicher Schönheit. Ich konnte nicht umhin, seinen Kopf mit dem des olympischen Zeus zu vergleichen. Wie viel edler ist doch Goethe's Haupt! Er ist, wie Zeus, zum Herrscher geschaffen, aber für das heitere Gebiet der Dichtkunst, nicht um Titanen zu bekämpfen und Frau Juno zu regieren. Er hat ihre Büste wohlweislich vor die Thür an die Luft gesetzt, sie weckte ihm vielleicht unangenehme Erinnerungen. Zu dem Haupte des Zeus zog ihn geheime Sympathie, er besaß diese

Büste schon vor 38 Jahren in Rom. Seine Wirthin weckte ihn eines Morgens, ein Wunder zu sehen, wie die Katze Gott Vater anbete! Das Thier war auf den Tisch geklettert und leckte, auf den Hinterbeinen stehend, an dem Barte des Jupiter, dessen Gyps noch fetthaltig sein mochte. Hätte Goethe zu Phidias Zeiten gelebt, der olympische Zeus wäre vielleicht noch schöner geworden, er hätte dazu sitzen müssen. Carus, der Goethe 1821 sah, bemerkt über dessen Aussehen: ganz wie uns Rauch ihn dargestellt hat! Ganz wie gemalt! würde Gumpelino gesagt haben. Allen Respect vor Rauch, aber Goethe war doch schöner als Rauch's Büste ihn darstellt, er lebte ja und sprach. Man sagt wohl, ein sprechendes Bildniß, aber das sind Redensarten, noch nie hat ein Bild gesprochen. Wie muß er erst ausgesehen haben, ehe ein breiter Altersring einen Theil seiner dunklen Iris versteckte. Er war majestätischer, wenn er saß; wenn er stand, bemerkte man, daß seine Unterextremitäten etwa um einen Zoll zu kurz waren. Carus, der auch schon den Greisenbogen sah, hat dies nicht bemerkt, obgleich er eine Proportionslehre für Maler geschrieben hat. Germanicus konnte, nach Tacitus Angabe, seine etwas zu mageren Beine durch Reiten nach Tische stärken, gegen die zu kurzen giebt es nur Palliative, welche Goethe verschmähte, nur als Dichter trug er den hohen Kothurn.

Von den Soiréen, denen ich in seinem Hause beiwohnte, erinnere ich mich vorzüglich der liebenswürdigen Art, wie seine Schwiegertochter mit ihm umging, und wie glücklich ihn dies zu machen schien. Man irrt sich, wenn man glaubt, sein Alter sei verlassen gewesen, für eine beglückende Hausfrau konnte ihm Niemand besseren Ersatz geben, als Frau Ottilie. Von ihr und der Schwester Ulrike weiß Carus nichts weiter zu berichten, als daß sie einen angenehmen Pli gehabt hätten. Die schalkhaften Damen haben ihn gewiß einmal ausgelacht.

Wenn man Goethe gesehen hat, wird es begreiflich, daß er es unterlassen konnte, sich die passende Lebensgefährtin zu suchen. Seine Siege wurden ihm zu leicht; weil er selbst nicht genug gequält wurde, quälte er seine Geliebte, bis es mit der Liebe vorbei war. Signor, la donna ognora, tempo ha, di dir cosi! singt Susanna in Figaro's Hochzeit. Aber auch Susanna würde vielleicht zu früh Ja gesagt haben, wenn Goethe um sie geworben hätte.

Nach dem Besuche bei Goethe freute ich mich, daß ich ihm gegenüber nicht verlegen gewesen war, und machte mir auch keine Gewissensbisse darüber, ihm eine halbe Stunde geraubt zu haben. Er klagt ja doch, daß die Zeit nicht immer gut hinzubringen sei und macht seine Studien bei Besuchen, die er erhält. Sein Urtheil über junge Leute, welche ihn damals aufsuchten, lautet nicht günstig. (Eckermann's Gespräche mit Goethe III, pag. 251.)

Kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, ganz ohne Jugend, das ist das Bild der meisten, wie sie sich mir darstellen. Und wenn ich mich mit ihnen in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unser einer Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Speculation sie zu interessiren geeignet sind. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben und zwar unwiederbringlich, denn wenn einer in seinem zwanzigsten Jahre nicht jung ist, wie soll er es in seinem vierzigsten sein?

Glücklicher Weise paßte dieses traurige Bild nicht auf uns, Goethe wird sich über uns nicht beschwert haben, denn wir unterhielten uns unter seinem eigenen Dache vortrefflich mit Dingen, die ihm selbst theuer waren, nur eine Treppe höher, denn Frau Ottilie wohnte in der Mansarden-Etage, wo

wir täglich einige Stunden zubrachten, während Goethe mit Eckermann beschäftigt war.

Frau Ottilie sang sehr schön und Eduard begleitete vortrefflich. Wir lernten durch sie die Irish melodies von Thomas Moore zuerst kennen, alles was darin Patriotisches vorkommt, sang sie mit großem Feuer. Ich höre sie noch singen: O the shamrock, the green immortal shamrock, chosen leaf of bard and chief, old Erins native shamrock! Oder wie sie das Recitativ aus dem Tancred vortrug: O patria! dolce, ingrata patria! Das war schön und unvergeßlich, es weckte den Gedanken, auch wir liebten unser Vaterland, aber man müßte doch in der That vernagelt sein, wenn man in Goethe's Hause nicht auf den Einfall käme, daß man Grund dazu habe. Zu unseren Unterhaltungen im Goetheschen Hause gehörte auch das Besehen von Kupferstichen, welche demselben reichlich zuflossen. Bei dieser Beschäftigung sagte Frau Ottilie einmal: Goethe würde mich gewiß gern um sich haben, weil ich so vorsichtig mit Kunstwerken umgehe. Dieser Ausspruch ist mir wieder eingefallen, als ich so viele zerschossene Glieder zu behandeln hatte. Didicisse fideliter artes emollit mores, nec sinit esse feros, sagt Ovid, wie auf dem Theatervorhange in Hannover zu lesen ist.

Wie Felix Mendelssohn einige Jahre später, so versuchte es auch Eduard, Goethe für Beethoven'sche Musik zu gewinnen, Goethe wollte nur von Mozart hören. Eduard spielte die verständlichsten Sätze von Beethoven, ohne vorher den Componisten zu nennen. Goethe fand sie dann schön und erfuhr hinterher den Namen des Tondichters. Felix Mendelssohn ging etwas gewaltsamer zu Werke, er spielte dem Alten gleich die C-moll-Symphonie von Beethoven vor und beschreibt es sehr drollig, welchen Rumor dieselbe in Goethe's Ideen hervorbrachte. Es giebt kaum ein Musikstück, welches so zu Goethe's

Charakter zu passen scheint, wie die C-moll-Symphonie, aber einen alten Herrn zuerst mit Beethoven bekannt zu machen, dazu war sie wohl nicht geeignet.

Während Frau Ottilie für alles Patriotische und Heroische schwärmte, zog die etwas jüngere Adele Schopenhauer sanfte, gefühlvolle Lieder vor, von denen sie viele besaß. In der Literatur war der Geschmack der beiden Damen ungefähr eben so verschieden, wenn sie auch dieselben Dichter liebten. Sie machten uns mit Byron, Moore und Washington Irving bekannt, liehen uns die Bücher und lasen einzelne Stellen mit uns. Meine Kenntnisse im Englischen kamen mir dabei gut zu Statten. Weimar war seit Jahren von Engländern viel besucht worden, welche sich oft lange dort aufhielten, weil sie bei Hofe eine freundliche Aufnahme fanden. Dieser Zufluß hatte schon etwas abgenommen, die jungen Briten waren zuletzt ziemlich unbequem geworden. Mr. Sterling, der erst kürzlich abgereist war, lebte aber in gutem Andenken. Er war es, der 1830 Goethe's Sohne in Italien die Augen zudrückte.

Frau Johanna Schopenhauer war nicht wie die jüngeren Damen in Byron und Moore vertieft, sie erinnerte uns öfter an ältere Dichter, durch sie wurde ich zuerst auf den Cid von Herder aufmerksam gemacht. Sie war eine Frau von äußerst hellem Verstande, die immer den Nagel auf den Kopf traf, voll von positiven Kenntnissen in allen Zweigen der Literatur, die sie stets zu rechter Zeit vorzutragen wußte. Sie war einen großen Theil des Tages mit ihren schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt und ging fast gar nicht aus.

In diesem magischen Kreise voll Musik, Poesie und Humor fühlten wir Beide kein Bedürfniß ausgebreiteter Bekanntschaft. Wir wurden zu einigen Bällen eingeladen, zu einer Vorstellung lebender Bilder bei der Gräfin Julie Egloffstein, wo wir die Schönheiten von Weimar in ihrem Glanze sahen. Die Gräfin

war noch immer schön; aber wie schön mußte sie vor zehn Jahren gewesen sein, als Goethe ihr Talent für die Malerei so günstig beurtheilte. Ich habe vor einigen Jahren hier ihre nachgelassenen Bilder gesehen, einen ganzen großen Saal voll, es war nichts Schönes darunter, am meisten mißfiel mir Goethe's Portrait. Wir hatten Verkehr mit dem von Froriep'schen Hause, wo der Vater uns besonders gefiel. Er war ein stattlicher, großer Mann von ausgebreiteten Kenntnissen. Durch sein Handbuch der Geburtshülfe, seine vortrefflichen chirurgischen Kupfertafeln, seine Notizen zur Natur- und Heilkunde, sowie durch die von ihm besorgten Uebersetzungen classischer Werke des Auslandes, hat er sich um seine Zeit sehr verdient gemacht. Unter den jetzt lebenden Aerzten ist keiner, der sich in ähnlicher Weise nützlich gemacht hätte. Durch einige Fragen klärte er mich darüber auf, wie wenig Langenbeck mit der Zeit fortgeschritten sei. Die Tochter Emma von Froriep war eine stolze Schönheit, deren goldenes Haar das Entzücken aller Maler war. Den Sohn Robert lernte ich erst später in Bonn kennen.

Eckermann kannte ich schon von Hannover her, er kam nie zum Vorschein, sein Leben war ganz dem Dienste des alten Dichters geweiht, dem er seine eigene Poesie zum Opfer brachte. Er hat wohl daran gethan; was hätte er Besseres schaffen können, als das schöne Bild Goethe's im Spiegel einer reinen, liebenden Seele?

Goethe's Freund und Beschützer, den Großherzog Carl August, habe ich nicht gesehen, wohl aber seinen Sohn, den damaligen Erbgroßherzog, den Wiederhersteller der Wartburg. Ich hatte die Ehre, ihm in einer Soirée bei Frau Schopenhauer einige Lieder vorzusingen und von ihm gelobt zu werden. Ich würde es nicht gewagt haben, Goethe vorzusingen, vielleicht wenn ich ihn vorher hätte lesen hören, aber ich bin nicht so glücklich gewesen und war zu schüchtern, es anzustreben.

Pfingsten 1825.

In den Osterferien waren wir wenig in die frische Luft gekommen, und folgten deshalb dem Rathe unserer Freundinnen in Weimar, in den Pfingstferien einen Theil von Thüringen im Frühlingsschmucke zu sehen. Die achttägige Reise fiel, vom Wetter begünstigt, sehr gut aus, die Obstbäume prangten in der schönsten Blüthe. Wir fuhren in einem Einspänner und machten nur kurze Tagereisen. Am Pfingstsonntage sahen wir die berühmten Wasserkünste der Wilhelmshöhe bei Cassel, welche damals, wie die von Herrenhausen bei Hannover, zu den Wunderwerken der Welt gerechnet wurden. Auf Wilhelmshöhe war um Pfingsten eine Art Volksfest, nicht blos der Bruder Studio fand sich dabei sehr zahlreich ein, die ganze Umgegend sandte ihre fröhlichen, schön geputzten Bewohner. Die Wasserkünste sind wohl recht hübsch, da aber ein Werk nach dem andern springt, weil dasselbe Wasser dazu benutzt wird, so übt die Art, sie zu sehen, indem man von oben nach unten folgt, einen Zwang aus, der mit Vergnügen nicht recht vereinbar ist. Ohnehin ist die Thätigkeit jedes einzelnen Werkes auf Minuten eingeschränkt. Die kleinen Ilsefälle erschienen uns viel interessanter, als diese mit großer Kunst und Verschwendung angelegten Wasserwerke. Mit den Herrenhäuser Werken, welche Stunden lang gleichzeitig springen, ist es mir ungefähr ebenso gegangen, ich hatte sie seit meinen Kinderjahren nicht wieder gesehen, als ich im Jahre 1865 während der Naturforscherversammlung einmal wieder dahin gelangte. Die Zeit für solche Naturdecorationen ist vorüber, wir sind zu naturalistisch geworden. Die Gartenkunst muß sich der Natur eng anschließen, wenn sie gefallen will. Es ist merkwürdig, daß ein englischer Dichter, dessen Werke in meinen Augen sehr viel Gekünsteltes haben, den Anstoß zu dieser Umgestaltung des Geschmackes gegeben hat. Pope war es, der in seinem nur

fünf Morgen großen Garten in Twickenham die erste Versuchsstation der englischen Gartenkunst anlegte und durch seinen Essay on gardening bekannt machte. Die Anlagen von Wilhelmshöhe zeigen den Uebergang, die Verbindung englischer Anlagen mit theatralischen Vorstellungen, welche das gequälte Wasser giebt.

Von Cassel fuhren wir nach Witzenhausen und durch das Werrathal nach Eisenach, wo ich die Wartburg in ihrem alten Zustande kennen lernte. Das Zimmer, in welchem Luther wohnte, ist mir aus jener Zeit noch deutlich in Erinnerung. Zum zweiten Male war ich auf der Wartburg mit dem Naturforschervereine von Gotha aus. In dem Getümmel einer solchen Begleitung sammelt man keine Erinnerungen. Auf der Rückreise von Eisenach sahen wir die Ruinen von Paulinzelle und das Waldschloß Schwarzburg, Punkte, die uns von unseren Freundinnen besonders empfohlen waren. Ueber dieser ganzen Reise schwebte ein solcher Duft von Frühlingsblüthen und Sonnenschein, daß ich die einzelnen Reisetage ganz vergessen habe.

Berlin.

Wintersemester 1825 bis 1826.

Nach zweijährigen Studien in Göttingen hielt ich es für gut, weiter zu ziehen. Aber wohin? Meinen Vater konnte ich nicht mehr befrageu, Langenbeck würde gesagt haben, hier bleiben! Man bespricht solche Angelegenheiten mit den Commilitonen. Es fehlte mir noch das Studium der Geburtshülfe, Mende hatte sich in diesem Fache kein Ansehen erworben. Er wollte einmal einen Kaiserschnitt machen und hatte Langenbeck und alle Kliniciſten herbeigerufen. Während der Vorbereitungen zur Operation kam die Frau mit einem lebenden Kinde nieder. Er wurde nach Göttingen berufen, weil er zugleich gerichtliche Medicin lesen sollte, worin er etwas geleistet hatte. Als man

Stieglitz, der diese Berufung veranlaßt hatte, darauf aufmerksam machte, Mende sei kein Geburtshelfer, erwiederte er: Einige Geburten soll er doch schon besorgt haben! Zu meinen Commilitonen in Göttingen gehörten die beiden Söhne des Professors der Geburtshülfe, Elias von Siebold in Berlin: Eduard, der nachherige Professor der Geburtshülfe in Göttingen, und Carl, der jetzige Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie in München. Diese beiden ausgezeichneten Männer waren als Studenten mit Eduard und mir befreundet, die Musik hatte uns zusammengeführt, worin sie Vorzügliches leisteten, beide als Clavierspieler, Eduard auch als Sänger. Er hatte eine herrliche Baßstimme und viel dramatisches Talent, besonders für komische Sachen. Für unsern Geschmack tobte in ihm zu viel feuriges süddeutsches Blut, der sanftere Carl zog uns mehr an. Bis auf den heutigen Tag habe ich ihm die Gesinnungen bewahrt, welche er mir schon als Student einflößte. Diese beiden Brüder bestärkten mich in der Idee, nach Berlin zu gehen. Zu meinem weiteren Freundeskreise gehörte auch Friedrich Pauli aus Landau, welcher in Göttingen bei den Studenten in großem Ansehen stand, als Preisträger durch seine Abhandlung: De vulneribus sanandis, über Wundheilung. Er schwärmte für seinen Landsmann Philipp von Walther, rieth mir, nach Bonn zu gehen und brachte mich wenigstens zu dem Entschlusse, Deutschland nicht zu verlassen, ohne denselben kennen gelernt zu haben. Pauli machte eine rühmliche Ausnahme von der Regel, daß akademische Preisträger später nicht viel zu leisten pflegen. Er wurde ein glücklicher und angesehener Arzt in seiner schönen Heimath Rheinbaiern, die er nicht verlassen mochte. Er war einmal zum Professor der Chirurgie in Würzberg ernannt worden, kehrte aber bald von dort nach Landau zurück, weil er die Verhältnisse nicht seinen Erwartungen entsprechend fand. Er hat mir

seine Freundschaft bis zum Ende bewahrt, er war der erste, welcher die von mir vorgeschlagene Schieloperation versuchte und recensirte noch kurz vor seinem 1868 erfolgten Tode das letzte in demselben Jahre erschienene Heft meiner Chirurgie. Die chirurgischen Kliniken in Berlin standen in großem Rufe, Eduard von Siebold sollte ich dort als Assistenten seines Vaters in der geburtshülflichen Klinik wiederfinden, so entschied ich mich für Berlin. Gnuschke wollte seine Studien noch ein Jahr in Göttingen fortsetzen und dann auch nach Berlin kommen. Er ging in den Herbstferien über Hannover nach Danzig zu seinen Eltern, die er seit zwei Jahren nicht gesehen hatte; in den Osterferien wollten wir uns in Weimar wiederfinden.

Berlin hat mit seinen Umgebungen vor anderen großen Städten den Vorzug, daß es um so schöner erscheint, je weniger man davon sieht, und das ist im Winter. Man freut sich an dem Theile der Stadt, welcher zwischen dem Brandenburger Thore und der Kurfürstenbrücke liegt, und denkt sich, im Sommer möchte es wohl sehr schön im Thiergarten und bei Potsdam sein. Im Universitätsgebäude hatte ich nichts zu thun, meine Beschäftigungen lagen jenseits der Spree, ich nahm daher meine Wohnung an der Oranienburgerstraße. Mein Zimmernachbar war Phoebus, der nachherige Professor der Materia medica in Gießen. Er war lange als Demagoge eingekerkert gewesen und sah sehr blaß aus. Sein Zimmer war mit chemischen uud physikalischen Geräthen angefüllt, er arbeitete unablässig, die unterbrochenen Studien zu Ende zu führen.

Von theoretischen Vorträgen hatte ich nur die Geburtshülfe zu hören, ich besuchte auch gleich die geburtshülfliche Klinik, da mir das Fach ohnehin nicht ganz fremd war. Klinik und Touchirübungen fand ich sehr instructiv, die Vorträge weniger, das Handbuch wurde vorgelesen und auf eine meinen

Gefühlen nicht ganz zusagende Weise commentirt. In keinem Collegio sind Witze weniger angebracht, als in dem über Geburtshülfe; der Professor sollte bedenken, daß er junge Leute vor sich hat, denen das Weib in einem idealeren Lichte erscheint, als einem alten Geburtshelfer, der mit Hebammen und leichtsinnigen Mädchen mehr zu thun gehabt hat, als mit Damen und ehrbaren Frauen.

Gräfe's Persönlichkeit machte auf mich einen sehr günstigen Eindruck. Er hatte schwarzes Haar und schöne blaue Augen, seine nicht ganz regelmäßigen Gesichtszüge hatten einen freundlichen Ausdruck. Er war erst 38 Jahre alt (geb. 1787, gest. 1840) und stand doch schon auf der Höhe seines Ruhmes. Schon 1811, als 24jähriger Mann, war er Professor der klinischen Chirurgie in Berlin geworden, hatte sich während der Befreiungskriege ausgezeichnet und durch Operationen und Schriften weit über Deutschland hinaus bekannt gemacht. Sein Vortrag war klar und verständlich, seine operative Geschicklichkeit eminent. Er besaß den Willen und die Fähigkeit, ein guter Lehrer zu sein. Ich habe in den beiden Semestern, in welchen ich seine Klinik besuchte, nichts von ihm gesehen, was er nicht vor Gott und den Menschen hätte rechtfertigen können, er unternahm keine Operation, von der sich nicht etwas Gutes für den Patienten erwarten ließ, keine aus Eitelkeit oder der eigenen Uebung wegen. Er suchte die Diagnose so viel als möglich festzustellen, ehe er operirte und wandte Alles an, den Erfolg sicher zu stellen. Er war in Allem exact, jede Bindentour war ihm wichtig, nichts durfte übereilt oder nachlässig ausgeführt werden. Durch Einführung plastischer Operationen, durch Erfindung der Gaumennath hatte er die Chirurgie in ganz neue Bahnen gelenkt. Seit 50 Jahren bemühen sich die Chirurgen aller Länder, auf der von ihm beschrittenen Bahn fortzugehen, und wenn erst jetzt die soliden Fortschritte, welche

darin liegen, zum Vorschein kommen, wie in der Behandlung der Blasenscheidenfistel, so verdient doch der nicht vergessen zu werden, welcher den Keim dazu legte. Todtschweigen konnte man ihn nicht, man suchte ihn zu verkleinern. Gräfe bot Anlaß dazu, er veröffentlichte Erfindungen, die er hätte zurückhalten sollen, bis er ihre Nützlichkeit selbst hinreichend erprobt hatte, seine Normen für Ablösung größerer Gliedmassen taugten nicht viel. In seiner Klinik gab es nicht viel zu amputiren, in den Befreiungskriegen war es der preußischen Armee gegangen wie später, primaire Amputationen konnten nicht viele gemacht werden, und so blieb es Engländern und Franzosen mit besser ausgebildeten Einrichtungen für das Armee-Medicinalwesen vorbehalten, praktische Grundsätze für die Amputationen, welche bei Spätamputationen nicht zu finden sind, zu Tage zu fördern. Um die Behandlung der Angiectasien, um die Lehre von der egyptischen Augenentzündung hat er sich große Verdienste erworben. In Beziehung auf seine überflüssigen Erfindungen war er besser als sein Ruf, er schadete nur sich selbst damit, sie kamen in der Klinik nicht zum Vorschein. Nur das, was sich bleibend erhalten hat, das unscheinbare Ligaturstäbchen, sah man öfter in Gebrauch ziehen. Das simplex veri sigillum fehlte wohl in seinen Schriften, aber nicht in seiner Klinik.

Nicht genug zu loben war die Art, wie er dem Egoismus der Collegen auf den Leib ging, indem er in seiner Klinik, nicht blos selbst operirte, sondern auch seine Schüler operiren ließ. Dies war der erste Schritt dazu, die operative Chirurgie populär zu machen. Die meisten Lehrer der Chirurgie folgten seinem Beispiele.

Er lebte in glücklichen häuslichen Verhältnissen, seine Gattin war eine feine, hochgesinnte Dame, die Mutter Albrecht's von Gräfe. Wenn ich des Vaters frühen Tod beklage, so ist

es vorzüglich, weil es ihm nicht vergönnt war, zu erleben, welch ein kostbares Geschenk er in diesem Sohne der Welt gemacht hatte. Im Uebrigen, was kann es Besseres geben, als in der Mitte einer glänzenden Laufbahn abberufen zu werden, beklagt und ersehnt? Es giebt Professoren, die so lange leben, daß die Studenten sagen, wenn sie sich ausstopfen ließen, so würden sie der Welt gerade so nützlich sein, wie jetzt. Gräfe's unerwarteter Tod hier in Hannover am 4. Juli 1840 erfolgte durch einen rasch verlaufenden Typhus. Einer meiner hiesigen Collegen, welcher damals noch Apotheker war, hatte die Recepte zu machen. Spangenberg, der Gräfe zuerst allein behandelte, gab ihm Potio Riverii, als Stieglitz zugezogen wurde, kamen die stärksten Reizmittel an die Reihe. Gräfe war schon früh corpulent geworden, es war damals sehr heiß, er war schnell gereist und jedenfalls in großer Gemüthsbewegung über die bevorstehende Operation des Kronprinzen von Hannover, von der ein guter Erfolg nicht zu erwarten stand, die den Umständen nach aber nicht verweigert werden konnte. Die künstliche Pupillenbildung, welche dabei in Betracht kam, die der Sohn zu so großem Ansehen gebracht hat, war des Vaters schwache Seite, seine selbst erfundenen Instrumente dazu waren viel zu complicirt. Friedrich Jäger von Wien versuchte später eine Zerstückelung des angewachsenen Staars, welche ohne alles Resultat blieb; schließlich legte Spangenberg durch Iridodyalysis eine große künstliche Pupille an, worauf das schon atrophisch werdende Auge seine regelmäßige Form wieder annahm.

Ich nahm meinen Mittagstisch in der Gräfe'schen Klinik mit dem vortrefflichen ersten Assistenten Dr. Schmidt, welcher früh verstorben ist, und dem bekannten Dr. Angelstein, der mir weniger sympathisch war, dem ich jedoch nachrühmen muß, daß er, als nach Gräfe's Tode die Kläffer dessen Andenken zu ver-

unglimpfen wagten, wie ein Löwe aufstand am Grabe seines Meisters. Die Bekanntschaft mit den beiden Assistenten veranlaßte mich, in der Klinik zu bleiben, nachdem Gräfe den Operationssaal verlassen hatte, um bei der Abfertigung der zahlreichen ambulatorischen Kranken behülflich zu sein. Ich besuchte auch einige derselben in ihren Wohnungen und lernte dabei die Höhlen des Elends, die sogenannten Familienhäuser, kennen.

Rust's Klinik in der Charité hatte einen seiner Eigenthümlichkeit entsprechenden, sehr verschiedenen Charakter. Philipp von Walther sagt, indem er einen schon von Sokrates ausgesprochenen Satz amplificirt: man könne Chirurg sein, ohne zu operiren, Raphael würde der größte Maler aller Zeiten gewesen sein, auch wenn er ohne Hände und Füße geboren wäre. Der Raphael unter den Chirurgen war Rust gerade nicht, er gehörte mehr zu den Genremalern. Er war ein kleiner dicker Mann, sehr kurzsichtig, seine rechte Hand war eben so ungeschickt wie seine linke, man freute sich, bei jeder seiner Operationen, wenn der Assistent unverletzt davonkam, aber er war doch ein guter Lehrer. Sein Genre war das Capitel von den Entzündungen, besonders der Gelenke und der Haut mit ihren Folgen, den Geschwüren. Er verfolgte diese Processe mit einem nicht geringen Grade von Beobachtungsgabe. Er studirte fortwährend die objectiven Kennzeichen der mit äußeren Entzündungszufällen verbundenen inneren Krankheiten. Die Geschwüre bildeten für ihn den Ausgangspunkt solcher Forschungen. In einer späteren Zeit zog man es vor, solche Untersuchungen am Leichentische und mit dem Mikroskope anzustellen, es hat aber doch für den Patienten sein Gutes, wenn sie schon zu seinen Lebzeiten stattfinden. In seiner Lehre von den Geschwüren (Helkologie) gab Rust Nachricht über diese Untersuchungen. Man bespöttelt sie jetzt, Billroth sagt, sie

gingen über seinen Horizont, er würde in einem Examen darüber sicher durchfallen. Ich wollte mich gern anheischig machen, Alles aus ihm heraus zu examiniren, was Rust von seinen Schülern darüber zu wissen wünschte. Man wird auf solche Untersuchungen später wieder mehr zurückkommen und mit verbesserten physikalisch-chemischen Hülfsmitteln Größeres darin leisten. Die Augenärzte sind wohl schon dahinter gekommen, daß man nicht alle Entzündungen mit Blutegeln und Bittersalz curiren kann, obgleich sie am meisten gespottet haben über die rheumatischen Augenentzündungen auf scrophulösem Boden und ähnliche Mixturen. Das vile imitatorum pecus ist es vorzüglich gewesen, welches Rust's Arbeiten in Miscredit gebracht hat.

Seine Forschungen über die charakteristischen Formen der Geschwüre hatten gleich den großen praktischen Nutzen, nach Kern's Vorgange feuchte Verbandmittel einzuführen, deren Anwendung die Beobachtung erleichtert oder ermöglicht, denn Pflaster, Salben, trockene oder ganz negative örtliche Behandlung bringen Veränderungen hervor, welche den einfachen Ausdruck der Krankheit maskirt. Er war dabei sehr sorgfältig in der Wahl der feuchten Localmittel, welche jedenfalls die Heilung sehr beschleunigen, wenn man auch, wie Kern, mit warmem oder kaltem Wasser auskommen kann. Seine Lehre von den Gelenkkrankheiten (Arthrokakologie) hatte das Verdienst, die Aufmerksamkeit diesem Gegenstande zuzuwenden, sie blieb aber, trotz ihrer glänzenden Ausstattung und ungeachtet ihres dem Celsus entlehnten Motto's, daß das Feuer Alles heile, was heilbar sei und dem Wasser nicht gewichen, sehr zurück gegen Brodie's gleichzeitige Leistungen auf diesem Gebiete, dessen mildere Principien mit Ruhe, als dem wichtigsten Heilmittel, bis auf den heutigen Tag maßgebend sind. Von längerer Dauer sind seine Bemühungen um die Einführung der Innunctions-

cur gewesen, welche jetzt mehr als je zuvor gebraucht wird, sogar in Fällen, wo die Haut sehr leidend ist und wo die blauen Pillen (Pil. hydrarg. Pharm. Lond.) den Vorzug verdienen.

Am besten gefiel mir Rust's sokratische Lehrmethode; wir waren in seiner Klinik unser drei, die er beständig um sich haben wollte, Dr. Becker, Dr. Lene und mich Wir hatten dabei den Vortheil, die Patienten gut sehen zu können, während die übrigen 200 meistens auf das Hören angewiesen waren. Es war an seiner Klinik zu tadeln, daß er über sein Genre, die Entzündungen, nicht gern hinausging, obgleich die Charité ihm Gelegenheit geboten hätte, auch andere Capitel, Wunden, Fracturen, Luxationen, Pseudoplasmen 2c., vorzunehmen. Er brachte in einem Semester so ziemlich Alles vor, was er besonderes wußte, im zweiten fand ich seine Klinik deshalb schon weniger anziehend, auch hatte ich für meine Person keine Neigung mehr, mich sokratisiren zu lassen.

Bei Professor Jüngken nahm ich einen Privatcursus im Bandagiren und einen zweiten in den Augenoperationen, welche mich beide sehr befriedigten. Beim Bandagiren wurden auch wohl Allotria verhandelt, namentlich die Musik, welche er leidenschaftlich liebte. Ich konnte es ihm nie vergeben, daß er eines schönen Tages von „diesem verliebten Mozart" redete. Hätte er sich an Hippokrates und dessen Mitra vergriffen, das würde ich leichter vergessen haben, aber an Mozart! Von diesem Augenblicke an war Jüngken für mich keine Antorität mehr und ich konnte mich nie entschließen, seine Schriften zu lesen.

Bei Rudolphi hörte ich ein Publikum über Anatomie der Sinnesorgane, welches mir, wie überhaupt der würdige, gütige Mann, sehr gefiel.

Mit den Kliniken für innere Heilkunst sah es nicht so glänzend aus, wie mit den chirurgischen. Horn, der damals

wohl der bedeutendste Arzt in Berlin war, hatte keine Klinik mehr. In seinen theoretischen Vorlesungen, welche er Morgens von 7—8 Uhr hielt, hospitirte ich einige Male und fand sie äußerst interessant, instructiv und praktisch.

Die drei klinischen Lehrer, Hufeland, Behrends und Neumann, waren zusammen fast 200 Jahre alt, repräsentirten also eine bedeutende persönliche Erfahrung. Hufeland, obgleich erst 63 Jahre alt, war doch schon ganz invalide. Er saß in seiner ambulatorischen Klinik fast regungslos, seine feinen, edlen Züge belebten sich nicht, während sein Schwiegersohn Osann die Patienten über Hämorrhoidalknoten ausfragte. Man ging in diese Klinik, nur um Hufeland einmal zu sehen und dann nicht wieder. Neumann, der seine Klinik in der Charité hielt, sorgte für eine passende Auswahl von Fällen, welche, gut benutzt, hinreichend gewesen wären, die Studirenden anzuziehen, aber seine senile Schwatzhaftigkeit war so groß, daß man es bei ihm nicht gut aushalten konnte. So blieb denn nur Behrends übrig, um den Studenten Respect einzuflößen, das that er denn auch! Goethe, der Behrends 1819 in Carlsbad kennen lernte, nennt ihn einen sofort Vertrauen erweckenden Medicus. Er war ungefähr 72 Jahre alt und sah sehr ehrwürdig, klug und bedächtig aus, man würde sich seiner umsichtigen Behandlung gern anvertrauen. Er behandelte nicht blos das kranke Organ, sondern den ganzen Menschen. Seine Gelehrsamkeit war umfassend, nicht, wie bei Conradi, literarhistorischer Art, sondern auf die Ideen eingehend. Conradi suchte seinen Vorgängern immer etwas am Zeuge zu flicken, Behrends wußte sich in den Geist früherer Zeiten zu versetzen und knüpfte daran seine eigenen Wahrnehmungen. Man durchwanderte mit Behrends die wenigen Krankenzimmer, er stieg dann im Auditorio auf ein hohes Katheder. Professor Sundelin, sein erster Assistent, sitzt davor, so daß Behrends den kleinen Mann

nicht sehen kann. Jetzt werden mit den betreffenden Praktikanten die vorliegenden Fälle gründlich besprochen. Die meisten Praktikanten sind noch sehr unwissend, Sundelin sucht ihnen die passenden Antworten telegraphisch einzuflüstern, Behrends persiflirt die Einfältigsten auf seine Art. Sundelin sorgte dafür, daß die aufzunehmenden Fälle nicht aufregender Art waren, meistens chronische, oft unheilbare Kranke, bei denen die Apotheke allmählich durchprobirt werden kann, und zwar nach den allerfeinsten Indicationen. Sundelin interessirt sich sehr für diese Erörterungen, er schreibt ein Werk über Materia medica, dem er große Opfer gebracht hat, seine eigenen Zähne, indem er die Arzneien an sich selbst probirte. Wenn er lacht, so ist das so gut, als ob er sagen wollte: Nehmt Euch vor vielen Arzneien in Acht.

Der ernste Behrends und der heitere Sundelin passen gut zusammen, sie sind Beide sehr beliebt, und es läßt sich nicht leugnen, daß man in dieser Klinik etwas lernen konnte, wenn man es nicht schon vorher wußte. So ging es mir, ich kannte die Dinge, welche hier vorkamen, aber die Art, wie sie vorgebracht wurden, war mir doch anziehend. Wenn zwei dasselbe sagen, so ist es doch nicht immer dasselbe, Alles, was Behrends sprach, trug den Stempel des hochgebildeten, erfahrenen, menschenfreundlichen Arztes. Es ist kein Wunder, daß die jungen Leute noch für Behrends schwärmen, obgleich sie wissen, daß er den Fortschritten der Heilkunst nicht mehr folgt. Wenn man aus den chirurgischen Kliniken in Behrends' Klinik kam, so machte das den Eindruck, als wenn man aus einer Sammlung moderner Gemälde in einen Antikensaal tritt. Von physikalischer Diagnostik, von pathologischer Anatomie war in allen drei medicinischen Kliniken nicht die Rede.

Meine Promotion in Berlin
am 6. April 1826.

Ich hatte eigentlich den Wunsch, in Göttingen meinen Doctorhut zu erwerben. Ganz wider Erwarten und im Widerspruche mit früheren Vorgängen wollte sich die Göttinger Facultät nicht darauf einlassen, mir meine $2^1/_2$jährigen Studien in Hannover anzurechnen, ich sollte erst das Triennium academicum nachweisen. Dies war mir nicht gelegen, weil ich nach Ostern gern als Doctor auf Reisen gehen wollte. Ich schrieb deshalb an Stieglitz und erkundigte mich, ob ich wohl im Auslande promovirt werden dürfe. Ohne Bedenken, war die Antwort. Stieglitz betrachtete die Weigerung der Göttinger Facultät als einen Schlag gegen die chirurgische Schule in Hannover, welche in ihrer damaligen Gestalt sein Werk war.

So wurde ich der erste im Auslande promovirte Hannoveraner.

Mein Beispiel fand Nachahmer, und die Göttinger Facultät dürfte es zu bereuen gehabt haben, ihre Forderungen so hoch gespannt zu haben, eigentlich so hochmüthig, denn die Lehrer der chirurgischen Schule in Hannover hätten an jeder Universität glänzen können. Die Göttinger Facultät verfuhr dabei freilich nicht nach dem alten Principe: Sumimus pecuniam et mittimus Doctorem in patriam. Das verdient Anerkennung. Es ist doch etwas Schönes um die Treue, welche man alten Gebräuchen bewahrt. Drei Jahre muß ein Doctor auf Universitäten studirt haben, keine Stunde weniger, was er sonst wo gelernt hat, kommt nicht in Betracht. Erst dann verdient er es, daß man ihm zu Ehren einen Esel schlachtet und seinen Namen, so wie den des zeitigen Prorectors, auf das Fell desselben drucken läßt, mit großen Buchstaben, so daß es schön aussieht und am schwarzen Brette weithin leuchtet,

und daß die Welt es erfährt: Jetzt ist ein Esel weniger und ein Doctor mehr in der Welt.

Es that mir aber doch leid, nicht in Göttingen promovirt zu werden. Meine Examinatoren waren Linck, Rudolphi, Behrends und Gräfe. Ehe ich in das Examen ging, spielte ich mir die schöne Melodie aus Weber's Euryanthe: Ich bau auf Gott, welche Adolar zu singen hat, das machte mir Muth und ich blieb ganz unbefangen. Alle vier Herren examinirten vortrefflich, wie es von so klugen und erfahrenen Männern zu erwarten war. Nur auf eine Frage von Behrends blieb ich die Antwort schuldig. Er examinirte über die symptomatische Behandlung des Erbrechens. Ich nannte die gebräuchlichen Mittel, aber eins fehlte, ich wußte es nicht! Clysterum donare hätte ich nach Molière antworten müssen. Ich hätte es wissen sollen, denn den Malade imaginaire hatte ich schon gelesen, und mein Vater hatte mir erzählt, daß er in London eine Aufführung davon gesehen, wobei in der Pantomime der Patient floh, auf die Logenbrüstung sprang, um das ganze Logenhaus herumlief, hinter ihm her sechs Apotheker mit Klystierspritzen bewaffnet. Aber Behrends Vorliebe für dies Instrument kam mir theuer zu stehen, ich erhielt nur den zweiten Charakter.

Zwei andere junge Leute, welche mit mir examinirt wurden, wußten gar nichts, man schickte sie aber doch als Doctoren in ihr Vaterland. Sie dauerten mich, sie kamen den ganzen Abend vor Angst nicht dazu, den guten Rheinwein zu versuchen, mit dem wir tractirt wurden.

Bei meiner Disputation hatte ich Wilhelm Horn aus Berlin, Ferdinand Becker aus Offenburg und August Krohn aus Petersburg, denen ich ähnliche Dienste leistete, zu Opponenten. Dr. Becker ist früh gestorben, er hatte sich in Berlin niedergelassen und als Privatdocent habilitirt. Bei

längerem Leben würde er gewiß eine bedeutende Rolle gespielt haben. Was ihm an Genie etwa abging, ersetzte er durch große Leichtigkeit der Auffassung. Er hatte in Edinburg studirt, und würde für Berlin nützlich geworden sein, indem er der Vermittler der Ideen des Inselreichs und Deutschlands geworden wäre. Dr. Krohn hat sich als vergleichender Anatom bekannt gemacht. Wilhelm Horn lebte zuletzt als Director der Charité in Berlin, wo er vor einigen Jahren gestorben ist.

Ich gab meinen Opponenten ein splendides Diner bei Jagor unter den Linden, wobei auch Carl Klingemann und dessen späterer Schwager, Friedrich Rosen, zugegen waren. Rosen war ein Neffe von Dr. Ballhorn, des Freundes meines Vaters, dessen Bruder sich noch Ballhorn=Rosen nannte. Die nächste Generation ließ den Namen Ballhorn ganz fallen. Friedrich Rosen starb als Professor des Sanscrit an London-University, allgemein geachtet wegen seines vortrefflichen Charakters und seiner Leistungen. Er hatte die Latinität meiner Dissertation etwas in der Cur gehabt. Dieses Opus de Hydroceles cura per injectionem verdankte seinen Ursprung dem Wunsche, meines Vaters Namen ehrenvoll zu erwähnen und zeigte schon den Trieb, nöthigenfalls gegen den Strom zu schwimmen. Rust und Gräfe operirten die Hydrocele mit dem Schnitte, der eine schnitt von oben nach unten, der andere begreiflicherweise umgekehrt. Die Cur war schmerzhaft, langwierig und nicht ohne Todesfälle. Mein Vater hatte in London die Einspritzung durch ihren Erfinder, Sir James Earle, kennen gelernt, war immer glücklich damit gewesen und hatte sehr solide Regeln dafür aufgestellt. Wir wollen uns belehren lassen, sagte Gräfe sehr höflich, als ich ihm meine Dissertation überreichte.

Berliner Abende.

Wenn man von der Schloßbrücke nach den Linden zu geht, bemerkt man linker Hand ein großes Gebäude, welches wie eine alte, geschweifte Commode aussieht und die Inschrift trägt, Nutrimentum spiritus. Von hinten sieht es noch sonderbarer aus. Es ist die Bibliothek und die Inschrift soll bedeuten: Geistes-Nahrung. Da der menschliche Geist wie der Körper nicht blos der stickstoffhaltigen Nahrung, sondern auch der leicht verbrennlichen Wärmeerzeuger bedarf, so baute ein weiser König der Bibliothek gegenüber das Opernhaus, welches er selbst bei großartiger Thätigkeit doch fleißig besuchte. Mit dem Schauspielhause hat es eine andere Bewandtniß, es steht zwischen zwei Kirchen, welche sich einander ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern, man bleibt immer im Zweifel, in welche man am liebsten eintreten möchte, und geht einstweilen in das Schauspielhaus, dessen Bretter die Welt bedeuten. Man ist auf Reisen gegangen, um die Welt kennen zu lernen, es würde Zeitverschwendung sein, Abends wie in Göttingen bei seinen Büchern zu sitzen, man muß Erinnerungen für das übrige Leben sammeln. So ging ich denn fleißig in das Schauspielhaus und in die große Oper. Was soll ich aber zur Entschuldigung dafür sagen, daß ich auch so oft in das Königstädtische Theater gegangen bin, wo doch fast gar keine classische Opern gegeben wurden, sondern meistens Werke von Meistern, welche ein treuer Verehrer von Mozart und Beethoven über die Achsel ansieht? Nur gemach! Die beiden großen Meister wären gewiß selbst hingegangen, um Henriette Sontag zu hören, die Nachtigall der deutschen Oper, die Sängerin voll Anmuth, Grazie, Humor und Schelmerei. O Henriette, du hast damals größere Verwüstungen in den Herzen angerichtet, als alle Sängerinnen, die vor oder nach dir gewesen sind. Die Welt wird schwerlich deinesgleichen wiedersehen. Mit mir hast du es noch glimpflich

gemacht, ich verehrte in dir nur die große, unnachahmliche Künstlerin; die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihres Lichts! Ich will dir aber nur gestehen, daß ich den zweiten Winter nicht wegen Gräfe und Rust, sondern um deinetwillen wieder nach Berlin gekommen bin. Das war auch ein rechtes Glück für mich, denn in diesem zweiten Winter hörte ich dich als Donna Anna in der großen Oper und lernte dich persönlich kennen. Ich konnte dir selbst meine Dankbarkeit aussprechen. Du nahmst meine Huldigungen gütig auf und tanztest sogar mit mir. Es war sonderbar, wie gut dies auf mich wirkte, es war mir, als ob mit den Dankesworten meine Rolle dir gegenüber ausgespielt sei und als könnten wir Beide nun ruhig unsere Wege ziehen, du um Lorbeeren zu ernten in allen Welttheilen und ich um meine Pflicht zu thun! Im Königstädtischen Theater war neben Henriette Sontag nur der Bassist Spitzeder eine ebenbürtige Erscheinung, alle anderen waren eben erträglich. Der Tenorist Jäger, welcher gewöhnlich das Glück hatte, von der schönen Henriette auf den Brettern geliebt zu werden, besaß nur den Vorzug, daß er dabei nie aus dem Tacte kam und daß der männliche Theil des Publikums nicht eifersüchtig auf ihn wurde. Cosi fan tutti war die einzige Oper von Mozart, welche auf dem Königstädtischen Theater gegeben werden durfte, die weiße Dame von Boieldieu, der Barbier von Rossini sind noch heute die Lieblinge in der heitern Oper, die übrigen, in welchen Henriette glänzte, die Italienerin in Algier, die diebische Elster, Aschenbrödel, der Schnee, sind vom Repertoire verschwunden. Wer würde sich jetzt noch für den Schnee interessiren, wenn eine andere als Henriette ihn aus den Locken schüttelte?

In der großen Oper herrschte seit sechs Jahren Spontini, die Berliner fingen an, seiner herzlich überdrüssig zu werden, er hatte ihren Trommelfellen übler mitgespielt, als alle Fell-

raßler der Garnison. Es war ein Act der Rache für Waterloo, daß Spontini den Berlinern zugeschoben wurde, dadurch, daß man in Paris seine Olympia schlecht aufnahm. Dreiundzwanzig Jahre dauerte die Spontini'sche Occupation, für ein so musikalisches Volk, wie die Deutschen, eine harte Probe! Musik, das ist die Stelle, wo sie empfindlich sind, Spontini bemerkte es selbst, indem er sagte: Les Allemands traitent la musique comme une affaire d'état! Seine beste Oper, die Vestalin, welche ich schon kannte, wurde nicht mehr gegeben, sie würde die späteren zu sehr in den Schatten gestellt haben. Olympia, Alcidor, Nurmahal, Ferdinand Cortez hörte ich gewissenhaft, aber nur einmal jede. Die Mozart'schen Opern wurden schmählich vernachlässigt, Fidelio wurde nicht gegeben. Die Gluckschen Opern hielt Spontini auf dem Repertoire, sie sollten durch ihre Einfachheit den seinigen zur Folie dienen. Es trat der umgekehrte Fall ein. Gluck's Armida, Alceste und Iphigenia in Tauris waren nicht blos für mich die interessantesten Opern, ich hatte noch keine davon gehört. Den Orpheus lernte ich erst 40 Jahre später kennen, er machte mir denselben Eindruck wie die anderen. Das ist der Vorzug der ächten Kunst, daß der Reiz ihrer Werke nie veraltet. Die Seele dieser Opern war Frau Milder-Hauptmann, im gewöhnlichen Leben ein seelenloses Geschöpf, aber ausgerüstet mit einer prachtvollen, sympathischen Stimme und einer Gestalt, welche ganz geschaffen war, in antikem Costüme an die edlen Formen griechischer Statuen zu erinnern.

Die Lieblingsoper der Berliner war damals Jessonda, welche von Spohr's Opern überall den meisten Beifall gefunden hat, weil er sich darin möglichst frei gehalten hat von einer weichlichen Sentimentalität, welche ermüdend wirkt. Jessonda wurde vortrefflich gegeben, Bader als Nadori, Eduard Devrient als Tristan, Frau Seidler als Amazili leisteten das Vorzüglichste.

Im Winter $18^{25}/_{26}$ kam Weber's Euryanthe zuerst zur Aufführung. Ich war in der ersten Vorstellung am 23. December 1825 unter des Componisten eigener Direction, auch in der zweiten, wenige Tage später, am 28. December 1825. Weber hatte in einer der mittleren Reihen des Parquets seinen Platz genommen, um ruhig zuzuhören. Ich saß so, daß ich ihn den ganzen Abend beobachten konnte. Er verzog keine Miene, sein blasses Gesicht verrieth keinen Augenblick, welchen Antheil er an der Vorstellung nehmen mußte.*) Sie war in hohem Grade gelungen, Bader als Adolar, Frau Seidler als Euryanthe sangen und spielten vortrefflich. Ich war von der Schönheit der Musik tief gerührt und freute mich ihrer guten Aufnahme. Spontini hatte den Geschmack der Deutschen doch nicht zu Grunde richten können, sie liebten noch ihren alten Gluck, den edlen Spohr und den feurigen Weber. Ich bedauerte, daß nicht einer dieser beiden großen deutschen Tondichter den Platz einnahm, auf dem Spontini sich wie ein Pfau geberdete. Aber eine Ehre wie diese war Berlin nicht beschieden. Während Dresden seinen Weber, Cassel seinen Spohr und Hannover

*) Da ich bei der zweiten Vorstellung der Euryanthe den ganzen Abend dicht hinter Weber saß, so muß ich dem Sohne widersprechen, wenn dieser in dem Lebensbilde seines Vaters erzählt, dieser habe auch das zweite Mal dirigirt (vide vol. II, pag. 657). Sehr charakteristisch ist, was Weber (pag. 628) an seine Frau über die Art schreibt, wie die Schulz die große Arie der Eglantine: „Bethörte, die an meine Liebe glaubt" vortrug. „Wie ein Satan schmetterte sie das heraus."

Eben so charakteristisch ist der Brief Zelter's an Goethe vom 24. December 1825 nach der ersten Vorstellung der Euryanthe. Sie vermochte seinem ledernen Herzen kein Wort der Anerkennung zu entlocken. Er sagt nur, er sei hingegangen, um nicht neidisch zu scheinen. Und doch zeigt er seinen Neid gleich in den ersten Zeilen: Gestern ist Weber's neueste Oper Euryanthe mit vorentschiedenem Beifall gegeben worden.

Das ist nun der Mann, welcher aus Felix Mendelssohn einen Operncomponisten bilden sollte. Es ist, als ob man den Bock zum Gärtner macht.

Marschner besaß, konnte Felix Mendelssohn nicht bewogen werden, Spontini's Tactstock zu übernehmen. Er componirte für den kunstsinnigen König, aber nicht in Berlin. Man sollte fast glauben, die märkischen Rüben bekämen den Componisten nicht gut, wie die Bohnen den griechischen Philosophen.

Ganz neue Kunstgenüsse waren für mich die Möser'schen Streichquartette, welche ich im ersten Winter regelmäßig besuchte. Der Saal dafür war nicht groß, auch nicht übermäßig gefüllt, aber mit lauter aufmerksamen Hörern. Im zweiten Winter hörte ich dasselbe Quartett öfter im Hause von Heinrich Beer, dem Bruder von Michael und Meyer Beer. Berlin hatte damals keinen großen Violinvirtuosen, das Möser'sche Quartett, so wie das der Gebrüder Müller aus Braunschweig, welches ich später in Hannover hörte, zeichneten sich durch ein vollendetes Zusammenspielen aus. Spohr war der erste große Geiger, den ich im Quartett hörte, der letzte Joachim. Wenn ein großer Violinspieler sich im Quartett hören läßt, so macht das ungefähr den Eindruck, als wenn ein wohlgerathener Sohn, der etwas Vorzügliches gelernt und in fremden Ländern Vermögen erworben hat, zu seiner Familie zurückkehrt. Er beglückt die Seinigen und einen weitern Kreis durch seine klugen Reden, die Familie steigt im Ansehen, auch ihre bescheideneren Mitglieder werden mit größerer Aufmerksamkeit angehört. Der kluge Sohn läßt es sich gar nicht merken, daß er die Seele der Familie geworden ist durch Reichthümer, welche er halbcivilisirten oder wilden Völkern abgewonnen hat, durch Glasperlen, bunte Bänder und Feuerwasser. Sie hatten ihre Freude daran und fanden den Preis nicht zu hoch. Aus dem Kampfe des fortschreitenden musikalischen Geschmacks gegen das Virtuosenthum ist nur die Geige siegreich hervorgegangen. Sie ist das erste Instrument des Orchesters und muß als pars pro toto respectirt werden. Das Piano, welches durch Vielstimmigkeit

das Orchester repräsentirt, ist ein Instrument für sich; zum Frommen der Clavierspieler wird es nie an großen Pianisten fehlen. In den schönen Winterconcerten, die ich in meiner Jugend hörte, erschienen außer der Geige noch viele andere Orchesterinstrumente. Der Flötenspieler Heinemeyer, der Oboespieler Rose, der Clarinettebläser Seemann, der Fagottspieler Hunstock waren ausgezeichnete Virtuosen. Ihre Instrumente sind jetzt von der Ambition zurückgetreten, Solisten zu bilden. Wenn Jean Paul jetzt die Flegeljahre schriebe, so würde Vult schwerlich die Flöte blasen. Der Particularismus geht auch in der Musik seinem Untergange entgegen, die erste Violine ist Premierminister des constitutionellen Staats, das Quartett ist sein Conseil. Ich habe die ersten Geiger meiner Zeit gehört, den unvergleichlichen Kiesewetter, den königlichen Molique, den schwärmerischen Spohr, den dämonischen Paganini, Lafont, die Schwestern Milanollo, Bazzini, den genialen Ernst, den lieblichen Ole Bull, Vieuxtemps, oft leider auch Louis Maurer, der immer unrein spielte, zuletzt Joseph Joachim, den ersten Geiger unserer Zeit. Ich habe ihn, wie viele der andern, bewundert als Solospieler, wenn ich mir aber jetzt etwas Schönes zu hören wünsche, so ist es ein Quartett, worin Joachim die erste Violine spielt.

Mein erster Besuch im Schauspielhause brachte mir eine schöne Erinnerung an Goethe. Iphigenia wurde gegeben. Herr und Frau Wolf, die der Dichter selbst ausgebildet hatte, traten darin auf. Von allen dramatischen Arbeiten Goethe's hat mir Iphigenia immer am meisten gefallen, keine seiner übrigen ist so vollendet, wie diese. Sie hat ihm auch viele Mühe gemacht, zum Troste für schwächere Sterbliche; sie war zuerst in Prosa geschrieben und wurde auf der italienischen Reise in Verse übertragen. Die Vorstellung war so schön, daß ich mich später nie wieder entschließen konnte, Iphigenia

zu sehen. Die beiden Wolf traten nur selten auf, in ihrer classischen Weise paßten sie nicht mehr zu der romantischen Schule, deren Haupt Ludwig Devrient, der Garrick Deutschlands, war. In tragischen, wie in heiteren Rollen, als Shylock oder als Falstaff, war er gleich bewunderungswürdig, unvergeßlich, unnachahmlich.

Keiner seiner berühmten Neffen hat es versucht, den Onkel Ludwig zu copiren. Carl und Emil Devrient wurden große Schauspieler durch weise Benutzung der reichen Gaben, mit denen die Natur sie für ihren Beruf ausgestattet hatte, Eduard wurde ein trefflicher Sänger und fand seinen höheren Lebensberuf in der Theaterleitung. Das hinreißende Feuer des Onkels, zu sehr genährt durch den Umgang mit solchen Salamandern wie Hoffmann, hat ihn selber früh verzehrt, die Neffen haben besser Haus gehalten und der Welt ein nützliches Beispiel von Mäßigung gegeben.

Ludwig Devrient ebenbürtig war nur Frau Stich, die spätere Crelinger, welche bei geringen äußeren Reizen eine große Herrschaft über die Gemüther ausübte. Ihre Stimme war Musik, jeder Modulation fähig, das willige Organ ihres tiefen, innigen Verständnisses. Ich glaube diese Stimme noch zu hören, wenn ich der Stücke gedenke, wie Romeo und Julia oder Donna Diana. Ihr Gatte Stich hatte nur eine berühmte Rolle, die des Merentio, welche, so klein sie ist, doch einen großen Schauspieler erfordert, um sich für Königin Mab zu interessiren; Carl Devrient gab sie vortrefflich.

Meine Studien brachten mich in Verbindung mit den Familien meiner Lehrer, welche ziemlich förmlicher Art war. Mein Hauptumgang war im Hause Mendelssohn-Bartholdy, an welches ich von Weimar aus empfohlen war. Von den Söhnen des Philosophen Moses Mendelssohn lebten damals zwei in Berlin, der ältere, Joseph Mendelssohn, Banquier in

der Jägerstraße, und Abraham Mendelssohn-Bartholdy, der Stadtrath, Leipzigerstraße Nr. 3, wo jetzt das Herrenhaus sich befindet.

Die Mendelssohn's in der Jägerstraße waren treffliche, feine Leute, Frau Marianne, die Gattin des ältesten Sohnes Alexander, war von seltener Liebenswürdigkeit.

In der Leipzigerstraße wohnte das Wunderkind der Familie, Felix Mendelssohn-Bartholdy, welcher damals 16 Jahre alt war (geb. 1809, gest. 1847). Seine Eltern schienen so ziemlich von einem Alter zu sein, sie mußten spät geheirathet haben, Josephs Söhne waren wohl um 10 Jahre älter.

Felix Vater hatte blaue Augen und eine angenehme Gesichtsbildung, die Mutter war dunkel und hatte so scharfe Züge, daß man sich anfangs vor ihr fürchtete. Der Vater erinnerte mich an Mr. Shandy, er war ein großer Freund vom Disputiren und vertheidigte, wie dieser, gern schwache Festungen. Mit der Erziehung seines Felix beschäftigte er sich eben so eifrig, wie Mr. Shandy mit der Tristapädie. Wie bei diesem lag in Allem, was er sagte und that, ein Fond von Scharfsinn und Großmuth, von seines Vaters philosophischer Richtung hatte er nur so viel geerbt, daß er im Streben nach dem Höchsten wohl das Nächste übersah. Die Thüren knarrten nicht im Hause an der Leipzigerstraße wie in Shandyhall, aber es knarrte doch sonst etwas, und das war der Papa selbst.

Wie allerliebst ermahnt nicht Felix die Geschwister, doch zuweilen etwas Oel zu träufeln auf das reizbare Gemüth des Vaters!

Es giebt wohl kaum eine Kunst, welche so der Welt bedarf, wie die Musik, einen Sohn, den man dafür erziehen will, sollte man auf eine öffentliche Schule schicken und nicht einem Hofmeister übergeben, auch wenn derselbe so vortrefflich

ist, wie Dr. Heyse, der alle die negativen Eigenschaften besaß, welche Mr. Shandy von einem Hofmeister verlangt, und nicht minder die positiven, welche Capitain Shandy und Yorick voranstellen.

Wenn man diesen musikalisch hochbegabten Sohn gern als Operncomponisten glänzen sehen möchte, so überläßt man seine musikalische Erziehung nicht einem Manne wie Zelter, der überhaupt ziemlich unfruchtbar, für die Oper gar nichts leistete, besonders wenn man die Wahl hat zwischen ihm und Cherubini, dem größten Musiklehrer und einem der ersten Componisten seiner Zeit. Zu ihm hatte der Vater den sechszehnjährigen Felix geführt, um zu erfahren, ob derselbe Talent genug besäße, sich ganz der Musik zu widmen. Cherubini hatte das große Talent in den mitgebrachten Arbeiten erkannt und sich erboten, dasselbe auszubilden.

Von den vier Kindern Abrahams M. war Fanny die älteste Tochter. Sie war eine ausgezeichnete Virtuosin auf dem Piano und nicht ohne Talent für Composition, welches durch ihre frühe Verheirathung mit dem Maler Hensel in seiner Entwickelung unterbrochen wurde, denn, wie Felix ihr schreibt, Componiren und ein Kind päppeln geht nicht zusammen.

Felix war mit sechszehn Jahren ein schöner schwarzgelockter Jüngling, wollte man Goethe als Zeus darstellen, so könnte man ihm Felix als Ganymed zur Seite stellen, das würde ein reizendes Bild geben. Als ich ihn zwanzig Jahre später in Freiburg wiedersah, fand ich ihn früh gealtert, er war seit seinen Jünglingsjahren wenig gewachsen, sein Antlitz trug die Spuren angestrengter Geistesarbeit, seine Gewohnheit, die Augenlider halb geschlossen zu halten, hatte so zugenommen, daß er seine nächsten Bekannten auf der Straße kaum bemerkte. Sein Haupt war vorwärts geneigt, seine ganze Haltung hatte alle Frische und Elasticität verloren.

Im Jahre 1825 war er heiter, lebenslustig, feurig, zu allen Scherzen aufgelegt, Alles machte ihm Plaisir, wie er es nannte, seine Studien, die Musik und jugendliche Gesellschaft.

Die zweite Schwester Rebecca war die liebenswürdigste und gemüthlichste der ganzen Familie. Ohne große musikalische Begabung, hatte sie ein offenes Herz für alles Schöne. Sie hat ihren Gatten, den Professor Lejeune Dirichlet, glücklich gemacht. Wir waren sehr gute Freunde, sie besuchte mich noch 1855 von Göttingen aus hier in Hannover und freute sich meines damals noch ungestörten häuslichen Glückes.

Alle drei sind jung gestorben.

Der jüngste Sohn Paul hat durch eine sinnvolle Auswahl von Briefen ein Bild seines berühmten Bruders gegeben, so zart und treu, wie kein Biograph es gekonnt hätte.

Eduard Devrient hat in dieses lichtvolle Gemälde mit Freundeshand einige tiefere Töne gebracht, welche nur dazu dienen, dasselbe um so wirkungsvoller zu machen. Er berichtet darüber, auf welche Art Felix so geworden, wie er war, und nicht wie diejenigen ihn gern gehabt hätten, welche nie zum Augenblicke sagen: O weile doch, du bist so schön, und sich allenfalls darüber ärgern, daß heute gerade Sonntag ist, wo alle Boutiquen geschlossen sind.

Felix war in der That ein Sonntagskind, man konnte sich versucht fühlen, Mr. Shandy beizustimmen darin, daß Namen über das Schicksal des Menschen entscheiden. Wer war glücklicher als Felix, von Geburt an bis zu seinem frühen Tode auf der Höhe des Lebens? Der Sohn einer an geistigen und irdischen Schätzen reichen Familie, eines Vaters, der ihn, ohne es zu wollen, auf eine ihn beglückende Bahn brachte, einer strengen Mutter, welche seinen Fleiß anspornte, im Besitze der Schwester Fanny, welche das Echo seiner

musikalischen Versuche war, und der jüngeren Rebecca, deren Liebenswürdigkeit ihn erfreute, bis sein Herz sich nach anderen Banden sehnte, und des munteren Paul, der ihn weckte, wenn er zu lange schlief.

Zu den Erziehungsprincipien des Vaters gehörte auch die Sorge für passenden Umgang im elterlichen Hause, nicht außerhalb desselben. Dies diente natürlich sehr dazu, die Anhänglichkeit der Geschwister unter sich und an das Elternhaus zu befestigen. Es war aber doch ein pädagogischer Mißgriff Felix gegenüber, dessen große Reizbarkeit sich besser abgestumpft hätte, wenn er nicht immer der Mittelpunkt der Gesellschaft gewesen wäre, wie ein Wunderkind im elterlichen Hause es zu sein pflegt. Die Wochentage waren den Studien gewidmet, der Sonntag nur der Musik und dem geselligen Umgange. Schon vor Tische von 12 Uhr an wurden größere musikalische Productionen unternommen, Abends 8 Uhr kamen die Freunde wieder. Es wurde dann auch musicirt, aber nur Felix und Fanny spielten, mitunter begleitet von Eduard Rietz, dem seelenvollen Geiger, welchen Felix liebte wie einen Bruder. Dann wurden gesellige Spiele gespielt, zuweilen getanzt. Alle, die da kamen, interessirten sich mehr oder weniger für Musik, oder hatten es wenigstens gelernt, während musikalischer Aufführungen das Geheimniß ihrer anderweitigen Interessen durch Schweigen zu bewahren. Daß dies rathsam sei, würde Felix ihnen nöthigenfalls deutlich gemacht haben, denn er hörte sofort zu spielen auf, wenn nicht Alles mäuschenstill war. Um die Respectspersonen, welche dort erschienen, Zelter, Varnhagen, Marx, Prof. Gans, Prof. Rudorf, Prof. Casper, pflegten wir jüngeren Leute uns nicht viel zu bekümmern. Zelter, dem alten Eisbären, ging man aus dem Wege, sogar Felix fürchtete sich vor ihm, wie E. Devrient sehr komisch beschreibt. Varnhagen kam mir vor, wie ein gut rasirter Kater, er verlobte

sich nach Rahel's Tode mit einer Verwandten des Mendelssohn'schen Hauses. Die Heirath kam aber nicht zu Stande, worüber ich mich weniger wunderte, als über die Verlobung, denn Ludmilla Assing paßte offenbar viel besser dazu, Varnhagen's schmutzige Wäsche zu verwerthen, als die beabsichtigte Rahel II, welche die Windeln seiner posthumen Denkwürdigkeiten nicht ungewaschen auf die Zäune gehängt hätte! —

Marx musikalische Zeitung habe ich mehrere Jahre gelesen, in der Hoffnung, mich dadurch zu bilden, es wollte aber nicht gehen. Felix hat unter der Freundschaft dieses Mannes zu leiden gehabt und entdeckte erst allmählich dessen wahren Beruf, den: sich und die Jungens ennuyiren. Er verschaffte ihm 1830 die Stelle eines Professors der Musik an der Berliner Universität. Dadurch rächte er sich zugleich an den Berlinern, die seine „Hochzeit des Camacho" nicht gut aufgenommen hatten.

Es ist ein schöner Zug in Felix Charakter, daß er nie ganz das Wohlwollen gegen Diejenigen verlor, welche ihm Dienste zu leisten bereit waren.

Er grämte sich über Zelter's Tod, und mußte doch gestehen, daß der Mann ihm nicht sehr förderlich gewesen war. Bei Besprechung des Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter kommt dies zum Vorschein. Felix spricht freilich nur von dem Buche, aber offenbar ist der ganze Zelter gemeint, der nicht leicht abzuschütteln war. Es ging nicht ohne vieles Brummen ab, als Felix Vater dem Unterrichte bei Zelter ein Ende machte, nachdem er zu der Einsicht gelangt war, daß Felix mit seiner Ouverture zum Sommernachtstraum 1826 Zelter vollständig entwachsen sei, wie der Schwan einer Gans, die ihn ausgebrütet hat.

Es war eine von den Wunderlichkeiten des alten Mendelssohn, daß er dies besser einsah, als Zelter, trotzdem

daß er selbst Beethoven zu den Phantasten rechnete, in anderer Beziehung also keine sonderliche musikalische Einsicht verrieth.

Aber aus Zelter's Händen ging Felix gewissermaßen in die von Sebastian Bach über, und die so dramatisch gedachte Ouverture zum Sommernachtstraum war nicht der Vorläufer der von dem Vater so sehnlich gewünschten Opern.

Unter den jungen Männern, welche das Mendelssohn'sche Haus besuchten, stand mir Klingemann am nächsten, dann Rietz, Lindblad, Friedrich Rosen, Ferdinand Becker.

Klingemann war der Vertraute meiner Berliner musikalischen und theatralischen Freuden und Leiden, man war sonst ein wenig blasirt im Mendelssohn'schen Hause, Gefühle waren nicht gut anzubringen, selbst mit der Euryanthe ging es mir so, die doch Allen neu war. Devrient hat Klingemann nicht gut gekannt, wenn er von seinem ceremoniell diplomatischen Wesen spricht. Was so erschien, war Schüchternheit, die sich mit der Zeit verlor. Felix nennt ihn seinen einzigen Freund und hatte doch für diplomatische Naturen wohl keinerlei Sympathien!

Junge Damen waren nicht oft zu finden, Felix sollte wohl nicht gestört werden. Aeltere und mittelalterliche waren immer vorhanden. Sie machten ungefähr den Eindruck, wie die Ziegen auf dem Helikon, welche den kleinen Münchhausen zu bilden trachteten. Felix konnte nicht einmal die Frau Rahel leiden, die bei aller falschen Sentimentalität doch Geist hatte. Die Uebrigen werden auch nicht viel an ihm gebildet haben. Es war wohl nicht der Ziegen wegen, daß Felix den Münchhausen von Immermann nicht leiden mochte, er kannte gewiß das Urbild des Helden, dessen Namen heutzutage kaum Jemand flüstern möchte!

Ich dachte mir manchmal, welchen Effect doch Henriette Sontag im Mendelssohn'schen Hause machen müßte, es schien

mir nicht, als ob Felix für sie schwärme. Als er später in London begeistert von der Malibran schrieb, gab es gleich einen Aufruhr in der Familie, und Eduard Devrient hielt es für nöthig, den Vater mit den Worten zu beruhigen: Felix werde keiner Unbesonnenheit fähig sein, die ihn außer Uebereinstimmung mit seiner Familie setzen könne. — Also eine Mesalliance wäre es gewesen, wenn Felix die erste Sängerin der Welt geliebt und sie, die zugleich die edelste Seele war, geheirathet hätte! Sehr schön für den guten Sohn, wenn er es nicht that, aber man verlange dann auch nicht von ihm, daß er Opern componire. Es gehört ein bischen Liebe dazu, nicht die aus Büchern entlehnte, wie zwischen Damon und Phyllis, sondern wahre Empfindung. Muß ein junger Mann sie niederkämpfen, fasten und beten, damit er nicht in Anfechtung falle, so schreibt er keinen Don Juan, keinen Figaro, auch keinen Fidelio! Aber Eduard Devrient, der Felix so lange beobachtete, hatte wohl Recht. Neben den Gefühlen für seine Eltern war in Felix Herzen kein Raum für eine große Leidenschaft. Die Stimme der Malibran machte ihn weinen, aber auch eine Symphonie kann Thränen entlocken. Hätte er die Malibran geliebt, so gab es für Felix nur zwei Pforten aus diesem Zaubergarten, die des Glückes und die des Verderbens. Resignation dieser wunderbaren Frau gegenüber scheint mir unmöglich, Felix geistliche Compositionen lassen sich auf Bach zurückführen, nicht auf Entsagung! Er wurde nach langem Besinnen ein glücklicher Ehemann, ohne große Leidenschaft! Ein Romeo macht nicht erst eine Rheinreise, ehe er Herz und Hand der Geliebten zu Füßen legt! Sein Vater hatte schon lange besorgt, Felix werde eben so wenig eine Frau wie einen Operntext finden. Er hatte wohl keinen entschiedenen Beruf zum Operncomponisten, mochte es sich und Andern aber nicht gestehen, denn die Oper, das musikalisch verklärte Leben selbst,

ist doch das Dankbarste, was der Componist zu geben vermag! Er suchte immer nach einem Texte, aber, wie Holtei sagte, er war zu klug, ihn zu finden! Wenn man ihn finden will, so besteht die Klugheit darin, ihn ausfindig zu machen. Er wollte also keinen finden, wollte nicht mit Mozart, Beethoven und Weber in die Schranken treten. Der Text von Hans Heiling, welchen Eduard Devrient 1828 für Felix schrieb, gab Marschner Gelegenheit, seine beste Oper zu componiren. Marx, der große Kunstrichter, scheint Felix verhindert zu haben, sich dieses Stoffes zu bemächtigen. Er hatte ihm eingeredet, nach dem Freischütz dürfe kein ähnlicher Stoff benutzt werden, Felix müsse eine historische Oper schreiben. O du weiser Daniel, eine historische Oper in dem Alter, wo man die Liebe besingt! als ob das Herz des Componisten eine Apotheke wäre, in der man jedes beliebige Recept machen lassen kann.

Aber warum ereifert man sich darüber, daß Felix kein Operncomponist wurde. Er hat uns so reich beschenkt, daß es frevelhaft wäre, mehr zu verlangen, zu seinem irdischen Glücke hat es beigetragen, daß er sich und den Seinigen treu blieb.

Friede sei deiner Asche, edler Felix, die Mitwelt belohnte dich durch ihre Liebe, noch die späteste Nachwelt wird die ewigen Gedanken finden, welche deiner reinen Seele entquollen! Du konntest dein Haupt mit dem Bewußtsein zur Ruhe legen, non omnis moriar!

Reise nach Wien.

Sommersemester 1826.

Am 7. April, Morgens, stand ich mit denselben Gefühlen auf wie früher und mußte als Doctorhut den alten Cylinder aufsetzen, um meine Abschiedsbesuche zu machen. Die am 6. April 1826 unter Böckh's Rectorat und Linck's Decanat vollzogene Doctorpromotion hatte auf mich um so weniger

Eindruck gemacht, weil mein Vater, den ich höher achtete als alle anderen Aerzte, nicht Doctor gewesen war. Es konnte an dem Doctortitel wohl nicht viel gelegen sein, auch der Ausfall einer dreistündigen theoretischen Prüfung erschien mir nicht sehr wichtig, nachdem ich mich in Berlin Tag für Tag am Krankenbette vor Hunderten von Commilitonen hatte examiniren lassen. Der klinische Sokrates, Rust, welcher an attischer Feinheit gerade keinen Ueberfluß besaß, hatte mich an das Examinirtwerden so gewöhnt, daß ich weder für das Doctorat, noch für das spätere Staatsexamen besondere Vorbereitungen machte.

Die Rechte und Privilegien eines Doctors der Medicin gehörten damals schon in das Reich der Ideale, man konnte darauf nicht einmal den Anspruch begründen, für einen Mann von guter Erziehung gehalten zu werden, obgleich das Latein noch seine Rolle spielte. Mein College Henke in Erlangen sagte, Latein sei das einzige Mittel, uns die Barbiere vom Leibe zu halten; man hat es doch beseitigt. Das Abiturientenexamen ist jetzt theilweise an die Stelle des Doctorats getreten, es gewährt mehr reelle Rechte und Privilegien wie dieses, weil es die Aussicht eröffnet, als Officier in der Landwehr zu dienen.

Für die Reise, welche ich vorhatte, versprach der Doctorhut seine Vortheile. Er erleichtert den Zutritt bei berühmten Männern und die Benutzung der österreichischen Lehranstalten in der liberalsten Weise. Der Kaiserstaat war in dieser Beziehung großmüthiger als Preußen. In Berlin konnte man keine Klinik betreten, ohne eine mit Gold erkaufte Karte vorzuzeigen, die man immer bei sich führen mußte, sonst riskirte man, an der Thür zurückgewiesen zu werden. Die Berliner Professoren hatten einen wahren horror vacui, eine Scheu vor den leeren Taschen der Hospitanten.

Seit den Zeiten Heim's, welcher seine gelehrten Reisen

von 1772 bis 1775 machte, haben die deutschen Aerzte in der Urbanität große Fortschritte gemacht. Weit entfernt, jungen reisenden Doctoren Mißtrauen entgegenzusetzen, nehmen sie dieselben freundlich auf, theilen ihnen gern Alles mit und betrachten die pilgernden Jünger als Brieftauben, welche die Nachrichten von einer Stadt zur andern tragen. Seit Einführung der Eisenbahnen werden viele praktische Neuerungen schneller durch Studenten als durch Journale und Bücher verbreitet. Heutzutage würde es Keinem einfallen, wie Heim noch Aerzte zu preisen, die ihre Recepte nicht geheimhalten. Die Kliniker sind sehr liberal mit ihren Erfindungen, nur die Anatomen wollen sich ihre Prioritäten nicht verderben lassen, machen ihre neuesten Untersuchungen in verschlossenen Cabinetten und publiciren sofort ihre embryonalen Entdeckungen, die Sensationsnovellen der Wissenschaft, welche oft weder Novitäten sind, noch Sensation machen.

Männer von wissenschaftlicher Bedeutung, so dachte ich mir schon frühzeitig, können es erwarten, daß Diejenigen, welche ihnen einen Besuch machen, mit ihren Leistungen bekannt sind.

Man will auch nicht blos das Gesicht kennen lernen, sondern Ideen austauschen, Zweifel beseitigen, neue Anregungen empfangen, dies ist unmöglich, wenn man den Standpunkt nicht kennt, auf dem der Gelehrte steht. Ohne diese Vorbedingung kann ihm ein Besuch kaum willkommener sein, wie der eines Weinreisenden. Es ist mir, als ich schon Professor der Chirurgie war, passirt, daß mich ältere Aerzte mit meinem Vater verwechselten, von dessen Kuhpockenimpfungen sie vor dreißig bis vierzig Jahren gehört hatten.

Anstatt mich in Berlin auf das Doctorexamen einpauken zu lassen, präparirte ich mich auf die Sommerreise, indem ich mir die Schriften der Männer verschaffte, welche ich zu sehen hoffte. Es war mir nicht ohne Nutzen, obgleich diese Art

Belesenheit nicht gerade die wünschenswertheste ist, es hilft besser, wenn man Bücher liest, welche sich auf die Studien beziehen, mit denen man gerade beschäftigt ist.

Die Reise, welche ich am 8. April antrat, führte mich über Halle, Weimar, Leipzig, Dresden, Pirna, Töplitz, Prag, Carlsbad, Marienbad, Eger, Regensburg nach Wien und von dort durch Steyermark, das Salzkammergut und Salzburg nach München, dann über Würzburg und Bamberg zurück nach Berlin, wo ich am 1. November wieder ankam.

Halle,

vom 9. bis zum 15. April 1826.

Wer Halle lange nicht gesehen hat, weiß vielleicht gar nicht mehr, wie es aussieht, denn schön ist es nicht, aber wie es riecht, das hat er gewiß nicht vergessen, säuerlich-brenzlich, wie der Rauch der Braunkohlen. Dieser infernalische Geruch haftet an allen Kleidern und scheint auch bis in die Gemüther zu dringen, deren säuerlich brenzliche Stimmung die Streitigkeiten der Professoren verewigt.

Es waren zwei Professoren der Chirurgie vorhanden; Weinhold, ein Mann von ganz bäurischem Aussehen, dem der Kopf tief zwischen den Schultern steckte, war jetzt klinischer Professor, er hatte den Sieg davongetragen über Dzondi, welcher früher diese Stelle einnahm. Die Klinik war in den Ferien geschlossen, ich suchte Weinhold mehrere Male vergebens in seiner Wohnung und fand ihn zuletzt in einem Wirthshause. Seine Leistungen als Chirurg lernte ich in Meckel's pathologischer Sammlung kennen.

Dzondi hatte nach dem Verluste der akademischen Klinik eine Privatklinik angelegt, wo ich ihn operiren sah und dociren hörte. Er war, wie Weinhold, ein Mann zwischen vierzig und funfzig Jahren, seine schlanke Gestalt, seine Gesichtsbildung ließen

auf eine edler angelegte Natur schließen. Er war in seiner Jugend Maler gewesen und erst spät dazu gelangt, Medicin zu studiren. Seine Züge trugen die Spuren der Entbehrungen, der Leidenschaften, des verfehlten Lebens, unter günstigeren Umständen hätte er vielleicht viel geleistet. Er hatte sich eine gewisse Celebrität verschafft durch seine Methode, den Sublimat anzuwenden, die Dzondi'sche Pillencur verdrängte den einst so berühmten van Swieten'schen Liquor. Weinhold hatte es vergebens versucht, ihm durch seine Calomelcur Concurrenz zu machen. Jetzt sind sie beide vergessen; wer seine Reputation auf Quecksilber gründet, hat schlimmer als auf Sand gebaut. Keiner der beiden Chirurgen stand unter den Studenten in sonderlichem Ansehen, die Koryphäen der medicinischen Facultät waren Johann Friedrich Meckel und Peter Krukenberg.

Meckel, der Professor der Anatomie und Physiologie (geb. 1781, gest. 1833), damals 45 Jahre alt, hatte schöne große blaue Augen, eine hohe Stirn und ausdrucksvolle Züge, er sprach mit großer Lebhaftigkeit, klug, eindringlich und witzig. Seine sanftere Gattin war ihm ebenbürtig an Geist und Bildung. Er nahm mich sehr freundlich auf, ich brachte meine Abende bei diesem interessanten Ehepaare zu.

Meckel's Schriften und sein Cabinet bewiesen, daß er ein Wunder von Fleiß, Gründlichkeit und Scharfsinn war, in allen Gebieten der Anatomie hat er Vorzügliches geleistet. Warum, kann man fragen, ist er nicht der Gründer einer neuen Schule der Medicin geworden, welche auf vergleichender und pathologischer Anatomie beruht? Er verkam an einer Universität, an welcher er nicht einmal ein Colleg über pathologische Anatomie zu Stande bringen konnte, er wurde streitsüchtig, weil er in einem so engen Kreise keinen Raum für seinen Thatendrang fand. In Berlin wäre er der Rokitansky des Nordens geworden.

Ich brachte jeden Morgen mehrere Stunden in Meckel's pathologischer Sammlung zu, theils allein, theils in Begleitung von Meckel oder des Prosectors Moser. Diese Stunden sind mir von nachhaltigem Nutzen gewesen, ich sah eine Menge Präparate, deren ich später in meinen Vorlesungen erwähnte.

Das Testimonium paupertatis für Weinhold bestand in einem amputirten Beine, aus dessen Tibia eine Sequester hervorragte, den man mit einem kühnen Griffe leicht hätte ausziehen können. Die pathologischen Anatomen sind gefährliche Leute, wenn sie solche Armuthszeugnisse der Nachwelt aufbewahren.

Peter Krukenberg, Professor der medicinischen Klinik, der Schwiegersohn seines früh verstorbenen berühmten Vorgängers Reil, war mit Meckel ungefähr in einem Alter. In seinem auffallend blassen Gesichte machten die weitgeöffneten stechenden Augen einen Anfangs sehr erkältenden Eindruck, seine Figur war gedrungen, seine Haltung sehr vernachlässigt. Er hielt seine Klinik in den Ferien mit derselben Regelmäßigkeit und Sorgfalt, wie im Semester. Seine Rede war klar und fließend, sein Krankenexamen kurz und bündig, gleich auf den Kern eindringend. Die ganze Einrichtung des klinischen Unterrichts war durchaus lehrreich und praktisch. Seine Therapie war einfach und wirksam, der Antiphlogistik zugethan. Es verdroß mich nur, daß er sich auch mit chirurgischen Fällen befaßte, von denen er nichts verstand, ich sah ihn mit einem Hautkrebse am Kopfe umgehen, als ob es ein Absceß gewesen wäre. Ich hätte ihm gern die Augen geöffnet. Er machte eigenhändig die Section einer am Uteruskrebs gestorbenen Frau. Meckel sagte mir nachher, die Section sei ihm zugekommen, er werde Krukenberg deshalb verklagen. Welch traurige Verhältnisse, wenn ein klinischer Lehrer einen großen Anatomen zur Seite hat, der die Sectionen machen sollte, und er kränkt diesen,

indem er selbst secirt. Aber so ist es noch jetzt an manchen Universitäten, wo der Kliniker zu der Ansicht gelangt ist, daß die pathologischen Anatomen gefährliche Leute sind.

Als Schriftsteller hat Krukenberg nichts geleistet, aber seine Ansichten sind durch zahlreiche Schüler, namentlich in Norddeutschland, weit verbreitet worden. Ich habe viele von ihnen gekannt, sie waren eifrige Therapeuten, wußten die pathologische Anatomie zu schätzen und waren bewandert in der physikalischen Untersuchung. Auf diesen Elementen beruhte die Anziehungskraft der Haller medicinischen Klinik, abgesehen davon, daß die Prakticanten viel zu sehen und in der Poliklinik viel zu thun hatten. Halle ist ein ungesundes Nest. Im Jahre 1850 starben dort 4000 Menschen an der Cholera, viel mehr als in den drei schleswig-holsteinischen Feldzügen auf dem Schlachtfelde oder in den Hospitälern. Auch 1866 wüthete dort die Cholera, und erst seitdem hat man angefangen, dort besser für Hygiene zu sorgen. Glück auf dazu! Die deutschen Universitätsstädte sind in dieser Beziehung ein schlagendes Beispiel, wie weit bei uns die Wissenschaft und ihre Anwendung auseinander liegen.

Weimar

vom 16. April bis zum 7. Mai 1826.

Noch einmal sollte ich an diesem geweihten Orte den theuern Freund und den Kreis wiedersehen, in welchen er mich eingeführt hatte. Für die Entbehrungen des vorigen Jahres entschädigte uns ein früher, schöner Lenz. Wenn ich mich jetzt Eduard's erinnern will, so wandere ich wieder mit ihm wie damals durch die vom Frühling geschmückten Gänge des Parks, wo die Nachtigallen flöteten und die weißen Pfauen, auf den Trauerweiden sitzend, weithin leuchteten, wie Wasserfälle; wo wir an Goethe's bescheidenem Landhause nie vorübergingen,

ohne daran zu denken, wie viel Herrliches dort seinem Geiste entsprungen sein möge. Als ein Andenken dieser Zeit bewahre ich eine zierliche Arbeit von Adele Schopenhauer. Ein herrlich blühender Kastanienbaum entlockte mir die Worte: Das ist des Frühlings Christbaum! In schwarzem Papier ausgeschnitten erscheint auf rothem Grunde ein Kastanienbaum, von allen Seiten kommen Genien geflogen, mit Fackeln in den Händen, um die Blüthen anzuzünden.

Das im März 1825 abgebrannte Theater war wieder aufgebaut, wir besuchten zweimal die seit Goethe's Ausscheiden bevorzugte Oper, deren Stern ein Namensvetter von mir war, der Bassist Stromeyer, der beste, den ich überhaupt gehört habe, als Sarastro und als Wasserträger.

Wir machten eine Excursion nach Jena, wo wir die mit Goethe's und mit Schopenhauer's befreundete Familie Frommann kennen lernten und die Professoren Starck und Kieser besuchten. Wir sahen auch die naturhistorischen Sammlungen, in denen die Aufschrift eines versteinerten Esels-Kinnbackens meine Lachlust erregte. Der Präparat ist noch vorhanden, aber die alte Etikette ist verschwunden. Die Kliniken waren geschlossen, die Stadt ohne Studenten machte uns keinen sonderlichen Eindruck.

Wir fuhren auf einen Tag nach Gotha, um die Gemäldegallerie zu sehen, in welcher uns der freundliche, wohlunterrichtete Director Kühner umherführte. Sie zog mich nicht an, ich habe sie 1866 wiedergesehen. In dem öden Schlosse, welches sich von weitem so gut ausnimmt, scheinen die Bilder nur dazu bestimmt, sich und andere zu langweilen. Ein einziges Bild ist mir immer in Erinnerung geblieben, ich freute mich, es wieder zu finden: van Dyck mit der Sonnenblume, von ihm selbst gemalt. Der Künstler zeigt mit der einen Hand auf die Blume, mit der andern berührt er eine goldene Kette,

die er trägt; Künstlers Erdenwallen, wenn er den Großen sich zuwendet, wie die Blume der Sonne. Der schöne Mann trägt die Kette mit vielem Anstande und, wie es scheint, nicht ungern.

Im Uebrigen lebten wir wie früher in dem engen Kreise, welcher unseren Neigungen entsprach. Eduard kehrte nach Göttingen zurück, in Berlin sollte ich ihn wiederfinden. Adele Schopenhauer schenkte mir beim Abschiede einen Separatabdruck der Iphigenia, den sie einst von Goethe selbst erhalten hatte. Ich fand darin eine Anspielung auf ihre schwesterlichen Gefühle für Eduard, meinen Pylades und mich, der ich für den Orest gelten mußte, obgleich ich meiner Mutter nichts zu Leide gethan hatte. Ich verabschiedete mich von Goethe mit der Ueberzeugung, daß ich den großen Mann nicht wiedersehen werde, mit dem Gefühle, daß ich die in seiner Nähe zugebrachten Tage nie vergessen werde, daß sie mir im Leben förderlich gewesen waren. Wollte man wissen, worin der Einfluß bestand, welchen der Aufenthalt in Weimar übte, so würde es mir schwer fallen, darauf zu antworten. Man könnte eben so gut fragen, was fühltest, was dachtest du, als du dem Wellenspiele des ewig wogenden Meeres zuschautest, oder von der Spitze des Rigi das schöne weite Land sahest mit seinen tiefen Seen und den schneebedeckten Bergriesen. Ueber solche Dinge schweigt das volle Herz, und so habe ich mein Leben lang geschwiegen über die Tage in Weimar, sie waren für mich und nicht für Andere. Ich weiß nur so viel zu sagen, nichts ist so geeignet, Ruhe in unsere Herzen zu gießen, als der Anblick des Herrlichsten, was die Welt zu bieten hat. Ich quälte mich nie mit dem Gedanken, daß es gefährlich sei, unter Palmen zu wandeln, daß uns eine ewige Sehnsucht zurückziehe zu ihrem duftigen Schatten, zu den Gesprächen der Genossen in weißen wallenden Gewändern. Große Geistesgaben sind groß durch ihre Seltenheit, man kann ihnen nicht alle Tage begegnen, man muß

es lernen, sich zu erwärmen an den stillen Tugenden, welche der Arzt zu erkennen so oft Gelegenheit hat. Der edle Vater, welcher sich selber nichts und den Kindern Alles gönnt, die treue Mutter, welche am Bette des kranken Lieblings unablässig wacht, die guten Kinder, welche die armen, schwachen Eltern hegen und pflegen, der tapfere Krieger, welcher schwer verwundet für sein Vaterland geduldig leidet, sie Alle sind ihres Schöpfers würdig, wie die Heroen des Geistes. Sie sind nicht so selten wie diese, an ihnen muß man sich erfreuen, wenn man sich sonst einsam und verlassen fühlt.

Eigenschaften, die man selbst nicht besitzt, können nicht durch Andere geweckt werden, man wird nicht Maler durch den Umgang mit Raphael, nicht Dichter durch Goethe's Nähe. Aber ein denkender Geist möchte gern erfahren, wie ihre Meisterwerke zu Stande kamen. Was uns in Goethe's Schriften anzieht, ist außer ihrer sorgfältigen Vollendung ihre Naturwüchsigkeit. Man kann auf ihn die Worte anwenden, mit denen er uns Aerzte zu verspotten scheint, aber eigentlich die exspectative Heilmethode anticipirt.

Ihr durchstudirt die groß' und kleine Welt, um es am Ende gehen zu lassen, wie's Gott gefällt!

Auch er studirte Welt und Menschen und überließ sich ganz seinem Genius, den er nicht in Fesseln schlug, um für seine Zeit zu schreiben, statt für alle Zeiten.

Man hat ihm den Vorwurf gemacht, er sei kein Patriot gewesen, weil er als alter Mann keine Kriegslieder dichtete wie Theodor Körner und sich über Politik nicht vernehmen ließ. O ihr traurigen Eintagsfliegen, wer hat denn mehr gethan für die deutsche Einheit als Goethe, indem er durch den Zauber seiner Dichtungen alle deutschen Stämme unter den Fittichen seines Ruhmes versammelte? er, der letzte unter den Heroen der deutschen Sprache, welche Weimar sein zu nennen

das beneidenswerthe Glück hatte? Das kleine Weimar! durch den Besitz von Wieland, Herder, Schiller und Goethe ist es so groß geworden, daß es dem Gedächtnisse der Menschen nie entschwinden wird. Und wenn man jetzt mit Arndt fragt: Wo ist des Deutschen Vaterland? so kann man antworten: So weit die deutsche Zunge klingt und Goethe's ew'ge Lieder singt! In hoc signo vinces, Germania!

Leipzig,

vom 8. bis 10. Mai 1826.

Napoleon I. wußte recht gut, was er that, als er nach der Schlacht von Jena Goethe bereden wollte, nach Paris zu ziehen, um große Ideen zu sammeln. Er verstand sein Metier als Imperator, divide et impera! Theile, um zu herrschen! Er hatte Preußen und Oesterreich getrennt, Oesterreich war besiegt. Am 14. October 1806 hatte er bei Jena ein Schattenbild der Monarchie des großen Friedrich zertrümmert, ganz Deutschland lag zu seinen Füßen. Aber der deutsche Geist war noch nicht bezwungen, der furchtlose Schlachtenlenker fürchtete sich vor den deutschen Ideologen, denen Deutschland mehr war als ein geographischer Begriff. Diese mußte er mit ihrem Schutzgeiste entzweien, dem großen Dichter, der in Paris an seinem Triumphwagen ziehen sollte, um sich verächtlich zu machen. Der große Kaiser hatte sich verrechnet. Friedrich der Große konnte sich von Frankreich einen Philosophen leihen, aber welchem deutschen Fürsten wäre 1815 auch nur eingefallen, Beranger aus Paris entführen zu wollen? Napoleon wollte Deutschland seinen größten Nationaldichter entführen. Er blieb und wirkte, auch ohne Kriegslieder zu dichten.

Als ich mich Leipzig näherte, nachdem ich wenige Tage vorher Jena gesehen hatte, beschäftigten mich solche Gedanken, und ich erinnerte mich der Freudenfeuer, welche ich in der

Kinderzeit am 18. October hatte lodern sehen und wie noch jetzt in den Häusern der Patrioten die Feuer in den Oefen nicht vor diesem Tage brennen durften. Man fror lieber ein paar Tage, um sich des 18. Octobers dankbar zu erinnern, an welchem die Macht des fränkischen Kaisers auf den Schlachtfeldern von Leipzig gebrochen war. Napoleon hatte Recht, sich vor den deutschen Ideologen zu fürchten, sie haben ihn gestürzt! Preußen hatte sich nach schweren Leiden kräftig erhoben. Der Hannoveraner Scharnhorst, welcher noch mit meinem Vater in der hannoverschen Armee diente und die Seele war bei der glänzendsten Waffenthat der Hannoveraner, dem Ausfalle von Menin, Scharnhorst hatte das Zauberwort gesprochen, dem Preußen seine jetzige Größe verdankt, Landwehr, Volksheer! Bei Leipzig waren die tapfern Hannoveraner nur im Geiste vertreten, denn Scharnhorst selber war schon am 28. Juni 1813 gestorben an den Folgen einer bei Großgörschen erhaltenen Wunde, die er nicht geachtet hatte, um die edle Aufgabe zu erfüllen, Oesterreich mit Preußen zu versöhnen. Während der Leipziger Völkerschlacht im October 1813 kämpfte die hannoversche Armee als englisch-deutsche Legion noch unter Wellington's Führung auf spanischem Boden gegen die Franzosen, aber 1815 bei Waterloo da fochten sie vereint mit ihren deutschen Brüdern den letzten Riesenkampf.

Im Jahre 1826 herrschte tiefer Frieden, die Wunden heilten, welche die seit der ersten französischen Revolution dauernden Kriege geschlagen hatten. Der Wohlstand, die erste Quelle fortschreitender Cultur, stellte sich wieder her, Künste und Wissenschaften blühten wieder auf, die deutschen Fürsten wetteiferten mit einander, die ihnen anvertrauten Stämme glücklich zu machen! Aber der deutsche Genius, seit seinem mächtigen Aufschwunge von 1813 nach einem höheren Ziele strebend, war nicht befriedigt. Preußen und Oesterreich, in der

Zeit der Noth vereint, fühlten, daß einst die Stunde schlagen werde, wo sie sich auf Tod und Leben bekämpfen würden, um Deutschlands Schicksal zu entscheiden. Preußen war rühriger, weil es größere Bedürfnisse hatte und sich leichter rühren konnte wie Oesterreich mit so vielen fremden Elementen.

Der Wiener Congreß hatte Preußen seinen künftigen Beruf vorgezeichnet, ein Blick auf die Karte vor 1866 lehrt es. Die Herren Diplomaten sagten zu dem Könige von Preußen: Du bist der Beherrscher der deutschen Ideologen, wir wollen Dir ein großes Reich verleihen im Lande der Ideale. Jetzt hast Du dich erschöpft durch patriotische Aufopferung, wir fürchten Dich nicht, der Marschall Vorwärts hat von Deinen tapferen Söhnen, indem er sie zum Siege führte, nicht viele übrig gelassen. Siehe zu, ob sie Dir nachwachsen, und was Du mit dem Wechsel anfangen kannst, den wir Dir auf die Zukunft ausstellen, er lautet auf Sicht!

Preußen hat ein halbes Jahrhundert gezögert, ihn zu verwerthen, aber endlich kam die ersehnte Stunde: am 14. Juni 1866 wurde der Wechsel präsentirt und mußte honorirt werden! —

Leipzig gefiel mir nicht, es ist eine ungemüthliche Stadt, die Häuser sind hoch, die Straßen enge, schöne Gebäude giebt es nicht, die Anlagen waren noch kahl, das Rosenthal erschien mir nur kümmerlich im Vergleich zu dem schönen Walde bei Hannover, der Eilenriede. Die klinischen Anstalten im Jacobshospital waren ein Aggregat von alten Häusern, der Professor mußte mit seinen Schülern von Haus zu Haus gehen, um ein paar Kranke zu sehen, welche in dumpfigen Zimmern lagen, denen alle Ventilation fehlte, wie mein Journal bemerkt. Die Chirurgie war gar nicht vertreten, Professor Kuhl war ein invalider alter Mann, der nicht mehr operiren und nicht mehr reden konnte.

Wie war es möglich, daß Leipzig die Chirurgie vergaß

und so elende Hospitäler hat. Welche deutsche Stadt hätte die Wohlthat guter Chirurgen und Anstalten so schätzen lernen müssen? Nach der Schlacht im October 1813 lagen 40,000 Kranke und Verwundete in Leipzig. Das Gemälde, welches Reil, der sich dort durch Typhusansteckung den Tod holte, von dem Zustande der Verwundeten entworfen hat, ist ergreifender als eine Tragödie von Sophokles, man wird seinen Brief an Stein noch nach Jahrhunderten lesen, und auf die Leipziger hat die grause Wirklichkeit so wenig Eindruck gemacht! Im Frieden muß man es lernen, wie man mit den Kranken umzugehen hat, wenn man es im Kriege verstehen will, wo ein langes Besinnen unmöglich ist.

Hofrath Clarus, der Professor der medicinischen Klinik, hatte es nicht verdient, daß man so wenig für ihn that, er gefiel mir außerordentlich! Seine hohe Stirn, seine schönen braunen Augen, sein edler Anstand, seine Freundlichkeit gegen die Kranken und gegen seine Schüler, das elegante Latein, in welchem er sich am Krankenbette so einsichtsvoll vernehmen ließ, Alles imponirte mir! Mein Journal sagt von ihm, noch kein Arzt habe meinem Ideale eines Heilkünstlers und Lehrers so nahe gestanden! Als ich ihn in seiner Wohnung besuchte, sprach er sich gegen mich aus über die Vortheile der lateinischen Sprache beim klinischen Unterrichte, welche er in Leipzig eingeführt hatte. Der Studirende muß durch classische Vorbildung erst im Denken geübt werden, ehe man sein Gedächtniß mit vielen materiellen Dingen erfüllt, deren Benutzung dem ungeübten Geiste schwer fällt. Die Begriffe werden besser verarbeitet, wenn der Schüler das in einer andern Sprache Erlernte in das Lateinische überträgt, Sophismen und leere Phrasen kommen dabei weniger zum Vorschein, endlich kann man in Gegenwart der Kranken sich frei über die Krankheit und ihre Prognose aussprechen. Diese Vortheile der lateinischen

Sprache für den klinischen Unterricht sind nicht zu bestreiten, nichtsdestoweniger ist sie abgekommen, Professoren und Studenten können nicht mehr, wie früher, Lateinisch sprechen. Das Warum scheint mir darin zu liegen, daß ein Volk sich nur so lange einer fremden vollendeten Sprache für wissenschaftliche Gegenstände bedienen wird, als es selbst noch keine ausgebildete Sprache und Nationalliteratur besitzt. Seitdem wir Deutsche diese durch unsere großen Dichter und Schriftsteller besitzen, dienen die alten Classiker dazu, uns die eigene Sprache und Literatur verständlich zu machen. Die deutschen Classiker müssen uns in das Leben einführen, nicht die Griechen und Römer. Ein Schüler von Clarus, Professor Günther, einer meiner Vorgänger in Kiel, führte dort in der Klinik die lateinische Sprache ein. Er sprach ein sehr fließendes Küchenlatein, ad modum obscurorum virorum, seine lateinischen Brocken lebten noch in heitern Erinnerungen, unter denen sich die lateinische Klinik, auch wohl an anderen Orten, im Sande verlaufen hat.

Ich sah zwei Sectionen in der Klinik von Clarus, die eine ist mir öfter wieder eingefallen und nützlich gewesen. Sie betraf eine Frau, bei welcher der Verdacht auf Magenkrebs stattgefunden hatte. Es fand sich eine von der Milz ausgehende Eiterhöle, welche sich durch Verwachsungen zwischen Leber, Magen und Zwerchfell abgesackt hatte. Clarus erläuterte den symptomatischen Unterschied eines solchen Falles vom Magenkrebse durch das temporäre Nachlassen des Erbrechens.

Ich hatte in Berlin das Werk von Clarus: „Ueber den Krampf" studirt, es wird jetzt nicht mehr gelesen, hat aber auf meine pathologischen Ansichten Einfluß gehabt. Es kam später eine Zeit, wo die Lehre vom Krampf zu den Ontologien gerechnet wurde.

Clarus war der Lehrer von Carus in Dresden, der in seinen Denkwürdigkeiten auch nicht ein anerkennendes Wort

über ihn vernehmen läßt, im Gegentheil, als ihn Clarus an einem schweren Typhus behandelt hatte, schrieb sich Carus die eigene Rettung zu, indem er bei Wiederkehr des Bewußtseins ein warmes Bad verlangte. Dieser Passus erinnert an Münchhausen, wie er sich an seinem eigenen Zopfe aus dem Sumpfe zieht.

Professor Ritterich, der Augenarzt, machte auf mich einen weniger vortheilhaften Eindruck. Er war ein kleiner trockener Mann, der Alles erfunden haben wollte, was längst vor ihm bekannt war, nachlässig in der Diagnose, ungeschickt in seinen Verordnungen. Ich sah ihn 1830 bei dem Naturforscher-vereine in Hamburg wieder, er wollte eine Staaroperation mit der Nadel machen, war aber durch die Gegenwart berühmter Fachgenossen so ergriffen, daß er erst ein großes Glas Wasser trinken mußte, als der zu Operirende schon vor ihm saß. Der Patient dauerte mich mehr als der Operateur, welcher sich zu Hause in seiner Klinik so geberdete, als sei er der größteste Augen-arzt der Welt. Uebrigens war Ritterich der erste, welcher im Reich, das heißt, außerhalb Oesterreich, eine Specialklinik für Augenheilkunst errichtet hat. Jetzt sind fast alle deutschen Universitäten damit versehen. Albrecht von Gräfe, den ich im April 1867 ein halbes Dutzend Staaroperationen nach seiner Methode in einer Stunde machen sah, äußerte gegen mich, die so vereinfachte Operation werde nun wohl in die Hände der Praktiker zurückfallen. Ich erwiederte ihm jedoch, dazu sei wohl wenig Aussicht vorhanden, bis jetzt seien den Specialisten nur die Gerstenkörner abhanden gekommen.

Professor Bock, der Anatom, gefiel mir durch sein ein-faches freundliches Wesen und einen ganz auf sein Fach ge-richteten Eifer. Er zeigte mir alle seine interessanten Präparate zur normalen und pathologischen Anatomie. Unter den Letzteren habe ich ein nach einer Schußwunde im rechten Winkel anchy-

losirtes Kniegelenk notirt und gezeichnet. Ich bin also schon früh darauf hingewiesen worden, daß solche Heilungen vorkommen, aber daß sie zu den Ausnahmen gehören, ist wohl nur für diejenigen zweifelhaft, welche es mit der Diagnose nicht sehr genau nehmen.

Das anatomische Theater war ein sehr elegantes Bauwerk, da es aber nicht geheizt werden konnte, von geringem Nutzen. Unter den Architekten kommen auf einen Weinbrenner immer zwei andere, welche ihren ästhetischen Einfällen den Zweck des Gebäudes zum Opfer bringen.

Dresden,

vom 11. bis zum 31. Mai 1826.

Seit meinem Aufenthalte in München im Herbste 1824 hatte ich viele Kranke und schwierige Operationen gesehen, aber keine schönen Bilder, ich sehnte mich darnach und eilte der weltberühmten Dresdener Sammlung zu, wie ein Bräutigam der Braut; mein erster Gang in Dresden war zur Gallerie, die mich trotz Allem, was ich davon gehört hatte, in Erstaunen setzte. Ich hatte schon einige Stunden darin zugebracht, als mich plötzlich der Gedanke ergriff: wenn du dich in diese Schätze vertiefst, wirst du nicht mehr daran denken, dich um die Aerzte zu bekümmern, es ist besser, erst mit diesen fertig zu werden. So fing ich gleich an, meine Besuche zu machen.

Hofrath Kreyssig gefiel mir sehr, er nahm mich gleich für sich ein, indem er mir erzählte, daß er meinen Vater persönlich gekannt und mit ihm zur Zeit der Kuhpockenimpfungen correspondirt habe. Sein ernstes, mit tiefen Furchen durchzogenes Gesicht verrieth das Leben voll geistiger und körperlicher Anstrengungen, welches er hinter sich hatte. Als königlicher Leibarzt und beliebter praktischer Arzt stand er in hohem Ansehen. Sein Werk über die Herzkrankheiten war eine der

ersten Monographien in der deutschen medicinischen Literatur, es hat glücklicherweise zahlreiche Nachfolge gefunden.

Ich wurde befreundet mit Dr. Friedrich August von Ammon, der 1799 in Göttingen geboren nur fünf Jahre älter war als ich. Er hätte sich erst im Jahre 1825 als praktischer Arzt in Dresden niedergelassen, und war an der Blindenanstalt angestellt, mit welcher er mich bekannt machte. Er trieb schon damals die pathologische Anatomie des Auges mit Vorliebe, theils in der Blindenanstalt, theils an Thieraugen. Er hat diesen Gegenstand nie wieder ganz verlassen und ihm wie der Entwickelungsgeschichte des Auges seine besten Kräfte gewidmet. Er war sonst in seinen Schriften sehr vielseitig, für alles Neue und Nützliche zugänglich. Auch meine Arbeiten gaben ihm die Anregung, sich um die operative Orthopädik, besonders um die Schieloperation verdient zu machen. Er wollte mich gern nach Leipzig ziehen, als ich eben erst Professor der Chirurgie in Erlangen geworden war und ließ mir durch seinen Bruder, welcher dort Prediger war, Anträge machen. Aber Leipzig mit seinem Jacobshospitale hatte mir gar nicht gefallen, und Erlangen gefiel mir.

Ich meine, er hätte selbst nach Leipzig gehen sollen, als Professor der Chirurgie und Augenheilkunde wäre er wohl bedeutender geworden; ob glücklicher, das ist sehr die Frage. Dresden ist ein reizender Ort und Ammon hatte dort alle äußeren Erfolge, welche das Herz wünschen kann, als gesuchter Praktiker und königlicher Leibarzt.

Von den Lehrern der medicinisch-chirurgischen Akademie in Dresden lernte ich folgende kennen:

Hofrath Frank, Professor der Medicin, später königlicher Leibarzt, ein kleiner feiner Mann mit vornehmem Anstande;

Generalchirurgus Ohle, Professor der chirurgischen Klinik;

Dr. Gustav Carus, Professor der Geburtshülfe. Von

ihm sagt mein Journal: Er ist siebenunddreißig Jahre alt, von mittlerer Größe, mit einem nicht bedeutenden Gesichte, seine Stimme ist schwach, seine Rede ist trocken und nölend. An seiner Klinik nahmen außer den angehenden Wundärzten auch die Hebammen Theil. Man erzählte mir, daß er alle seine freie Zeit der Malerei widme und darin Vorzügliches leiste. Ich habe ihn später nicht wiedergesehen, kann ihn mir aber noch jetzt vergegenwärtigen, wie er war, als ich ihm meinen Besuch machte und er mir eine halbe Stunde ruhig gegenübersaß.

Es fehlte den Kliniken der Akademie nicht an Kranken, die Locale waren sehr schön, aber der ganze Unterricht schien mir so oberflächlich, so ganz berechnet für Leute ohne classische Bildung, daß er mit den Leistungen der chirurgischen Schule in Hannover nicht zu vergleichen war. Die medicinisch-chirurgische Akademie in Dresden für die Ausbildung einer niederen Art von Heilkünstlern hat in Deutschland wohl am spätesten ihre Thätigkeit eingestellt. Ich bezweifle, daß man je darauf zurückkommen wird. Wenn ein Volk in der Cultur und im Wohlstande erst so weit vorgeschritten ist, um sich classisch gebildete Aerzte zu halten, wird der Geschmack für andere verschwinden. Die natürlichen Anlagen und die Ansprüche an das Leben bedingen bei den Einzelnen doch so große Unterschiede, daß man nicht nöthig hat, zweierlei Lehranstalten zu schaffen.

Sehr interessant war mir die erst kürzlich entstandene Anstalt für künstliche Mineralwässer von Dr. Struve. Der fünfundvierzigjährige Mann war sehr lebhaft und gesprächig, er machte mich mit seinen Untersuchungen über die Entstehung der natürlichen und der Fabrikation der künstlichen Mineralwässer bekannt. Er war sehr aufgebracht gegen Hufeland, der in seiner vielgelesenen Heilquellenlehre die Brunnengeister eine wichtige Rolle spielen läßt. Struve erklärte sie für Gespenster, an die man nur glaube, wenn man von Physik nichts verstehe. Er

wußte seinen Erfindungen Ansehen und Eingang zu verschaffen, indem er nicht blos in Deutschland, sondern auch in England, Rußland und anderen Ländern Struve'sche Mineralwasser-anstalten begründete. Der Einfluß derselben ist sehr bedeutend gewesen, die Aufmerksamkeit der Aerzte wurde den natürlichen Quellen mehr als früher zugewendet und das quellenreiche Deutschland hat gewiß große materielle Vortheile davon gehabt. Auch die Heilkunst im Großen ist davon berührt worden, man curirt jetzt viele Patienten auf angenehmere und doch wohlfeile Art durch einige Flaschen Mineralwasser statt durch Mixturen. Daß die künstlichen Mineralwässer unter günstigen Umständen eben so große Dienste leisten wie die natürlichen, läßt sich nicht ableugnen, doch habe ich in wichtigen Fällen die natürlichen vorgezogen, auch wenn sie nicht an der Quelle getrunken werden konnten. Es bleibt der Chemie doch noch immer etwas zu entdecken übrig; wer kannte z. B. in Struve's Zeit den minimalen Arsenikgehalt der Eisenwässer, dessen Mitwirkung doch möglich ist.

Außer dem medicinischen Nutzen hatten die Struve'schen Wässer einen noch größeren hygienischen durch die Massen eines guten, kohlensauren Wassers, welche jetzt in Gegenden consumirt werden, wo sonst gutes Trinkwasser nicht zu haben ist, deren Fabrikation eine Haupterwerbsquelle der Anstalten geworden ist.

Wenn Dr. Struve, welcher schon 1840 gestorben ist, jetzt eine Reise durch Deutschland machte, würde er fast an allen Thoren von weißgekleideten kohlensauren Jungfrauen empfangen werden. Diese guten Kinder, welche es gar nicht darauf abgesehen haben, Herzen, sondern nur durstige Kehlen zu erobern, könnten ihm darüber berichten, wie viele Verehrer sie dem Bacchus und Gambrinus abspenstig gemacht haben.

Tieck und Tiedge.

Ich war von Weimar aus an den bekannten Kunstfreund, Herrn von Quandt, an Tieck und an Tiedge empfohlen worden, und beeilte mich, die Briefe abzugeben. Herrn von Quandt, welcher verreist war, sah ich erst kurz vor meiner Abreise, bei Tiedge brachte ich einen gemüthlichen Abend zu. Der schon vierundsiebenzigjährige Dichter der Urania (geb. 1752, gest. 1841) sah noch sehr gut aus, er hatte feine, edle Züge und eine feste, würdige Haltung seiner schlanken Figur. Seine alte Freundin, Frau Elise von der Recke, hatte nichts Ausgezeichnetes in ihrer Erscheinung. Beide waren sehr freundlich gegen mich und interessirten sich für das, was ich aus Weimar zu erzählen hatte. Der Einfluß, welchen Tiedge's Schriften gehabt haben und sein sittlich reines Streben hätten wohl eine freundlichere Erinnerung verdient, als er in Carus' Denkwürdigkeiten gefunden hat, wo von ihm gesagt wird: man könne aus seinen Schriften ermessen, wie hoch seiner Zeit das Wasser in der Poesie gestanden habe. Carissime, mutato nomine, de te fabula narratur! Man könnte mit größerem Rechte von Carus sagen, aus seinen Werken ergebe sich, wie dick der naturphilosophische Nebel seiner Zeit gewesen sei.

Ludwig Tieck (geb. 1775, gest. 1853), damals einundfunfzig Jahre alt, machte auf mich bei meinem ersten Besuche einen wehmüthigen Eindruck. Sein blasses Gesicht mit den großen, seelenvollen Augen trug die Spuren langjähriger körperlicher Leiden. Durch gichtische Entzündungen in den Gelenken der Wirbelsäule waren die natürlichen Krümmungen derselben vergrößert und seine Figur verkürzt, so daß der Kopf dem Brustbeine genähert war und der Rumpf im Verhältniß zu den Extremitäten zu kurz erschien. Warum mußte dieser edle Dichtergeist in dieser gebrechlichen Hülle wohnen? dachte ich

mir. Dieser Eindruck verschwand erst, als ich ihn lesen hörte. Da war es mir ein erhebendes Gefühl, zu erleben, wie ein kräftiger Geist zu siegen vermag über einen Körper, der ihn durch Schmerzen stets an seine Gegenwart erinnern könnte, wenn die Macht der Abstraction nicht größer wäre, als die der Schmerzen.

Wie verschieden war doch der Eindruck, den Tieck fast um dieselbe Zeit auf Carus machte! Er hatte, als er Tieck zuerst sah, für nichts anderes Sinn, als für dessen listigen Ausdruck, wovon ich selbst nach längerer Bekanntschaft nichts bemerkt habe. Wenn es wahr ist, sagt Carus, daß Tieck zur katholischen Kirche übertreten will, so wird nicht er der Betrogene sein!

Carus hatte schon vier Jahre mit Tieck in Dresden gelebt, als er ihn zufällig das erste Mal sah. Es dauerte noch vier Jahre, ehe er näher mit ihm bekannt wurde. Er hatte also kein großes Verlangen gespürt, sich ihm zu nähern. Warum ist Tieck, der mir als ein edler Dulder erschien, Carus so listig vorgekommen? Tieck kannte natürlich Carus schon von Hörensagen, ehe er seiner ansichtig wurde, und dachte dabei wohl: Das also ist der Goethe unter den Doctoren, der Alte in Weimar sieht doch anders aus! Vier Jahre dauerte es, ehe Carus das Lächeln Tieck's so weit vergessen hatte, um es zum zweiten Male ertragen zu können. Er rühmte sich später seiner Freundschaft, aber kann es gar nicht verhehlen, daß es ihm in Tieck's Nähe immer unheimlich zu Muthe war. Tieck war sein böses Gewissen, wie Sarastro für Monostatos, den lüsternen Mohren, welcher auch gern die schöne Prinzessin Poesie geküßt hätte, und sich dabei vor dem Monde fürchtete, wie Carus vor Tieck's blassem Antlitze!

Tieck lud mich auf die Dauer meines Aufenthaltes in Dresden für jeden Freitag zum Thee, wo ich außer Tieck's Familie und der Gräfin Finkenstein jedes Mal nur die Familie

Rehberg aus Hannover antraf. Dreimal habe ich das Glück gehabt, Tieck lesen zu hören, den Sommernachtstraum, den ersten Theil von Heinrich IV. von Shakespeare und den Faust von Goethe. Der Eindruck, welchen mir sein Vortrag machte, ist unbeschreiblich. Freude, Bewunderung, Rührung wechselten in meiner Seele. Tieck verstand es, alle Saiten unseres Innern erklingen zu lassen durch die bloße Kraft seiner wohltönenden, nie verstellten Stimme, er bewegte keine Hand beim Lesen. Aber was dieser biegsamen Stimme ihre Macht verlieh, war das tiefe Verständniß der Dichtungen, welche er vortrug. Nur eine große Dichterseele kann die andere so verstehen, daß wir prosaischen Sterblichen gestehen müssen, wir haben von Allem bisher nur wenig verstanden. Selbst Eckermann, der doch auch ein Dichter war, ging es so, als er Tieck im October 1828 zu Weimar in den mir so wohlbekannten Zimmern der Frau Ottilie von Goethe den Clavigo lesen hörte. Er sagt sehr richtig: die Vorlesung machte den Eindruck einer Vorstellung im Theater, in der jede Rolle vortrefflich besetzt ist. Ich dachte dasselbe und konnte mich deshalb nicht entschließen, in das Dresdener Theater zu gehen. Selbst bei den besten Bühnen muß man froh sein, wenn eine oder zwei Rollen vortrefflich besetzt sind.

Ein anderer Dichter, Clemens Brentano (Frühlingskranz 1844, Vol. I, pag. 451), spricht mit ähnlicher Begeisterung von Tieck's Vorlesungen, indem er sagt: Tieck sei das größte mimische Talent, welches jemals die Bühne nicht betreten, er habe den innersten Beruf und Talent zur Bühne, wie es sich alle Jahrhunderte einmal heraufverirre.

Ich weiß nicht, ob Brentano Recht hat, es ist möglich, aber in jüngeren Jahren hätte nichts Tieck hindern können, die Bühne zu betreten, und hat es je einen großen Schauspieler gegeben, der so lesen konnte wie er? Holtei war ein aus-

gezeichneter Vorleser, hatte aber gar keinen Erfolg auf der Bühne, selbst in seinen eigenen Stücken, in denen Andere mit sehr mäßiger mimischer Begabung glänzten.

An jenen Abenden bei Tieck nahm das Lesen den größten Theil der Zeit und, jedenfalls bei mir, alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Von den liebenswürdigen Damen, welche dabei zugegen waren, Tieck's und Rehberg's Töchtern, habe ich deshalb keine deutlichen Erinnerungen. Nur der alte Rehberg hat es verstanden, sein finsteres Bild meinem Gedächtnisse einzuprägen. Ich hatte es versäumt, ihn in Dresden, wo er als Pensionair wohnte, nachdem er früher in Hannover eine bedeutende politische Rolle gespielt hatte, aufzusuchen, wie er vermuthlich erwartete. Als er mich zum dritten Male bei Tieck traf, fragte er mich ziemlich barsch, warum ich denn noch immer in Dresden sei, wo für einen Arzt doch wohl nicht viel zu lernen sei? Herr Geheimer Cabinetsrath, erwiederte ich ihm, es giebt viele Wege nach Rom, der meinige führt durch Tieck's Haus und durch die Dresdener Gallerie!

Ich machte bei schönem Wetter einen Ausflug in die sächsische Schweiz, sie gefiel mir aber nicht, ich bekam Heimweh nach den Bildern und kehrte schon am dritten Tage wieder zurück. Als der liebe Gott die sächsische Schweiz erschuf, dachte ich, verstand er noch nicht, zu skizziren, und machte die Felsen mit dem Lineal, wie ein Anfänger im Zeichnen.

In der Gallerie orientirte ich mich schneller, als früher in München, Manches kannte ich durch Copien meines Lehrers Winkelmann, Vieles durch Kupferstiche.

Ich brachte jeden Tag drei bis vier Stunden bei den Bildern zu, und würde die meisten jetzt noch wieder erkennen, wo ich sie fände. Was ich damals lernte, war Folgendes: Große Maler stehen den großen Dichtern ebenbürtig zur Seite, wer auf allgemeine Bildung Anspruch macht, sollte sich be-

mühen, auch die Maler kennen zu lernen. Dresden ist dazu der geeignete Ort und würde ein passendes Ziel für deutsche Studenten in den Herbstferien sein. Dresden ist ein wohlfeiler Ort und nicht so zerstreuend wie München oder Wien. Aber in ein paar Tagen sind solche Studien nicht abzumachen. Es gehört für Anfänger schon Zeit dazu, alte Bilder sehen zu lernen.

Das wichtigste Ergebniß meines Dresdener Aufenthaltes war aber die Erkenntniß, daß die Malerei eine schwere Kunst sei, die nicht blos großes Talent und ein poetisches Gemüth, sondern auch große Ausdauer und ein ganzes Menschenleben erfordere, daß es Thorheit sei, sich als Dilettant damit beschäftigen zu wollen, noch thörichter, als mit der Musik. So ließ ich denn in Dresden alle Hoffnung zurück, an meinen eigenen Bildern jemals noch Geschmack zu finden, und entsagte dem jugendlichen Traume, als Arzt zugleich ein wenig Maler sein zu können. Es war mir aber doch ein Opfer, und ich verfolgte später Carus' Schicksal, der das mir unmöglich Scheinende möglich gemacht haben sollte. Ich hatte, ehe ich ihn persönlich kennen lernte, seine Schriften gelesen, sie hatten mir nicht gefallen und waren später für mich nicht mehr vorhanden. Seine Denkwürdigkeiten waren mir erwünscht, um zu erfahren, wie es ihm schließlich ergangen. Bei diesen ist mir dann Folgendes eingefallen, was ich hier einschalte zum Frommen angehender Dilettanten und als Commentar zu Goethe's Worten (Eckermann, Gespräche, Vol. III, pag. 269): Suchen läßt sich der Ruhm nicht und alles Jagen darnach ist eitel. Man kann sich durch allerlei Mittel wohl eine Art von Namen machen, aber fehlt dabei das innere Juwel, so ist es eitel und hält nicht auf den andern Tag.

Wer sich die Mühe geben will, Carus' Denkwürdigkeiten zu lesen, kann sich überzeugen, daß meine Kritik derselbeu nicht übertreibt.

Carus und Goethe, oder: Der neue Empedokles.

Die Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten, welche Carus 1865 und 1866 veröffentlicht hat, waren größtentheils von 1846 bis 1856, zwischen seinem siebenundfunfzigsten und siebenundsechszigsten Lebensjahre, niedergeschrieben; bei seinem 1869 erfolgten Tode war er achtzig Jahre alt. Noch im Jahre 1868 wurde er von der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie zum Präsidenten gewählt.

In der Vorrede zu seinen Denkwürdigkeiten macht der Autor Goethe dafür verantwortlich, daß er dieselben vor seinem Tode erscheinen lasse; der Hinblick auf Goethe's unübertroffenen Mittheilungen aus seinem Leben hat ihn endlich zu deren Herausgabe bestimmt.

Carus erscheint darin zunächst als ein guter Sohn, er liebt seine Mutter, ehrt seinen Vater und verpflegt Beide, als sie alt und arm geworden sind; deshalb geht es ihm wohl und er lebt lange auf Erden, möchte aber auch gern dafür gelobt sein.

Als Schüler und Freund zeigt er nur wenig Pietät und Treue, das kommt aber nur daher, weil er selbst so große Fortschritte macht.

Als Naturforscher giebt er sich selbst das Zeugniß, daß seine Arbeiten, seine Physiologie zum Beispiel unvergleichlich sind. Ueber die Vorurtheile anderer Naturforscher ist er erhaben; er heirathet seine leibliche Tante.

Er wird praktischer Arzt, obgleich er sich sehr vor ansteckenden Krankheiten fürchtet und lobt sich selbst für diese Hingebung. Seine tiefen physiologischen Kenntnisse führen ihn auf Heilmethoden, mit denen er wunderbare Erfolge erzielt; diese Kunst läßt sich aber nicht lehren, die Welt verdient es auch nicht.

Für die Geburtshülfe hat er eigentlich gar keine Neigung, er schämt sich derselben fast, treibt sie nur als Broterwerb und aus Pflichtgefühl; sie ist ihm, wie er sagt, ein Durchgangspunkt.

Für die Malerei ist er geboren, aber die Kunst steht ihm zu hoch, als daß er davon leben möchte. Dies war ein glücklicher Gedanke von ihm, denn die Trauben sind sauer! Da seine Bilder keine Käufer finden, so hätte er bei der Malerei noch ärmer werden können als sein Vater, der ein Färber war. Nichtsdestoweniger hält er sich darin für einen Teufelskerl, denn er erwartet von seinen Bildern dämonische Wirkungen. Das geht auch anderen Malern so, welche ihre nicht verkäuflichen Bilder dämonisch finden. Er malt unablässig, aber fünfzig Jahre alt, möchte er gern Dutzende seiner Bilder in Auction geben, weil Kisten und Wände seines Hauses damit überfüllt sind.

Ich selbst habe zwei Bilder von ihm gesehen, sie waren von gleicher, ziemlich bedeutender Größe, das eine stellte die Insel Ischia, das andere schwimmende Eisberge vor. Sie kamen mir vor, wie auf der Apotheke nach einem Recepte gemacht, ohne alles Naturstudium.

Mit der Bildhauerei hat sich Carus nicht selbst beschäftigt. Er gab aber vielen Bildhauern Gelegenheit, mit seiner Büste die schwere Aufgabe zu lösen, seinem Kopfe einen monumentalen Charakter zu verleihen. Rietschel, sein Schwiegersohn, hat es zweimal versucht, mit der ersten Büste schon gewann er die Hand der Tochter; er hätte vielleicht Hüon's Aufgabe vorgezogen, dem papa beau-père die hohlen Weisheitszähne auszuziehen! Auf philosophischem Wege kam Carus zu der Entdeckung, daß, wie die Musik für das Hörorgan, die Malerei für das Gesicht, so die Bildhauerkunst für das Tastorgan erfunden sei. Einem Geburtshelfer lag diese Idee allerdings nahe, da Lucina mit dem Auge in der Hand abgebildet wird.

Die Griechen waren anderer Ansicht, sie brachten ihre plastischen Werke oft sehr hoch an, aber die Elgin Marbles, welche oben am Tempel der Minerva gesessen hatten, waren so gütig, an Carus, wie er sagt, dicht heranzutreten. Er gab sich viele Mühe, eine berühmte, schöne Sängerin auch dem Tastorgan zugänglich zu machen, indem er es betrieb, daß ihre Statue in Marmor gearbeitet würde.

Auf empirischem Wege ist auch Detmold zu derselben Entdeckung gekommen und hat sie in seiner geistreichen Schrift, „eine schwierige Aufgabe", mitgetheilt. Es handelt sich dabei um die Restauration eines Gypsabgusses der Venus von Medicis, welcher an seiner Kehrseite durch öftere Berührung schwarz geworden war. Durch die Anstrengungen eines Vereins von Kunst-Meyern wurde diese Aufgabe glücklich gelöst, Venus wurde erst abgekratzt und dann wieder übergepinselt.

Als Dichter tritt Carus auf den ersten Anblick sehr bescheiden auf. Er dichtet eigentlich nur mit dem Pinsel, seine Prosa würde gut zu nennen sein, wenn er nicht so viele philosophische Floskeln anbrächte. Sein Dichterberuf gründet sich auf den Spruch in Goethe's Faust:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst!

So ließ es sich denn Carus, wohl oder übel berathen, angelegen sein, der Welt verständlich zu machen, daß er Goethe begriffen habe, das konnte natürlich nur eine große Dichterseele!

Er schickt Goethe seine Schriften zu und dieser bedankt sich jedesmal, ehe er dieselben gelesen hat. Dies erinnert mich an einen Ausspruch des berühmten Dichters Rückert, meines Collegen in Erlangen: Wenn ich Wein geschenkt bekomme, so bedanke ich mich gleich, ehe ich denselben gekostet habe, denn wenn der Wein sauer ist, so wird mir nachdem der Dank auch sauer. — Mit jedem Briefe dieser Art, den er von Goethe erhält, fühlt sich Carus dem großen Dichter näher stehend.

Er spricht es aus in Schriften über Goethe und bringt es so weit, daß er „der Goethe von Dresden“ genannt wird. Er studirt besonders den Faust sehr eifrig und schreibt Commentare dazu. Manches scheint ihm jedoch dunkel geblieben zu sein, zum Beispiel, daß Mephisto in seinem Liede:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,

die großen Herren verspottet, wenn sie gegen die Kleinen zu viel Nachsicht haben. Bettina leuchtete dem Nachtfalter zum Zimmer heraus, den Goethe zappeln ließ. Er ließ auch Carus um sein Licht flattern, wie Bettina selber, das geistreiche Kind, über welche sich Carus so ungalant ausspricht. Wenn Carus wirklich, wie er oft zu verstehen giebt, der Einzige gewesen ist, der Goethe verstand, so ist es diesem so gegangen, wie Hegel, der nur einen Schüler zählte, der ihn verstanden hatte und der hatte ihn mißverstanden. Den Sinn des Goethe'schen Satzes:

Nur die Lumpe sind bescheiden,

hatte Carus auch offenbar nicht richtig aufgefaßt. Des unsterblichen Dichters Stolz bestand darin, daß er in seinen Werken das Vollkommene leisten wollte. Er feilte daran so lange wie möglich und schickte sie dann noch Freunden zur Kritik, an Herder zum Beispiel, auf den Carus nicht viel hält. Macht es Goethe nur nach, ihr Anderen, mit dieser Art von Unbescheidenheit, der wahren Bescheidenheit des Autors, seid ihr sicher, nicht zu den Lumpen gerechnet zu werden. Carus' Auffassung der Bescheidenheit war eine andere, er arbeitete rasch und liebte die Kritik nicht, daher mag es kommen, daß seine Schriften nicht so viel mehr gelesen werden, wie Goethe's Werke. Wer weiß, ob ich nicht sein letzter Leser gewesen bin? Es sollte mir leid thun um seine Denkwürdigkeiten, sie sind wirklich belehrend, man könnte ein Schulbuch daraus ziehen mit dem Motto:

Bescheidenheit ist eine schöne Tugend, artet sie nicht in Blödigkeit aus!

Carus war nicht so blöde wie Waz, das vergnügte Schulmeisterlein, der, wie Jean Paul uns erzählt, sich nur vor seiner Frau selbst zu loben wagte.

Angehenden Selbstbiographen sind Carus' Denkwürdigkeiten sehr zu empfehlen, aber auch anderen, besonders denen vom Geschlecht der Strebelinger. Carus hatte Erfolg im Leben, er wurde wohlhabend, angesehen, man hielt ihn sogar für einen großen Mann, jedenfalls hielten ihn die Maler für einen großen Arzt und die Aerzte für einen großen Maler.

Seine Erfolge verdankte er, wie Numa Pompilius, der Nymphe Egeria, einzig und allein seiner unsichtbaren Gouvernante, Namens Psyche, gegen welche er voll von Aufmerksamkeiten ist. In müssigen Stunden trägt er sie auf den Händen, bewundert und streichelt sie. Psyche leidet oft an einem Schnupfen, dem sogenannten Weltschmerze, dann nimmt er sie in die Cur. Starke Mittel kann sie nicht vertragen, der Umgang mit ernsten, klugen Männern ist ihr lästig. Süßigkeiten liebt Psyche, sie wird danach wieder munter und Carus fühlt sich dem Weltgeiste näher. Dann leistet er das Unglaubliche! An der Hand Dante's steigt er zur Hölle nieder und componirt dort eins seiner dämonischen Bilder, mit Alexander von Humboldt schwingt er sich zum Aether empor und belehrt diesen Freund über die Spiralbewegung der Himmelskörper.

Er sammelt neue Kräfte im Umgange mit mäeutischen Damen aus der sokratischen Schule, welche der Gewohnheit treu bleiben, jedes neugeborene Kind schön und seinem Vater frappant ähnlich zu finden. Jeder Gedanke von Carus erscheint ihnen schön und seiner würdig!

Je mehr er Ursache hat, mit sich selbst zufrieden zu sein, desto schwerer wird es, vor seinen Augen Gnade zu finden. Ein Kunstwerk braucht nur vollendet zu sein, so hat er gleich große Bedenken dabei. Es geht ihm selbst mit den gelungen-

sten Werken Gottes so. Der edle Dichter Tieck kommt ihm bei der ersten Bekanntschaft so vor wie ein Jesuit, der große Maler Lessing wie ein Zimmermann, trotz seiner schönen, ritterlichen Gestalt; Wilhelm Kaulbach macht grobe Zeichnungsfehler. Carus findet eigentlich nur Geschmack an dem Werdenden, Nebelhaften, deshalb beschäftigt er sich am liebsten mit Dingen, die kein Mensch wissen kann, mit dem Wesen Gottes zum Beispiel. Er glaubt an keinen einigen Gott, auch nicht an Pantheismus, er ist aber so glücklich gewesen, einen Mittelweg zu finden, der vorläufig unaussprechlich ist, wie Professor P.'s Lehre von der Unsterblichkeit der Seele:

„Meine Herren, einige halten die Seele für unsterblich, andere nicht! Die Wahrheit wird hier wie gewöhnlich in der Mitte liegen!" —

Carus selbst glaubt nicht an Unsterblichkeit und hat deshalb hienieden keine Zeit zu verlieren, das Universalgenie seiner Psyche zur vollen Entwickelung zu bringen. Sie hat noch eine schwache Seite; in musikalischer Beziehung ist sie eigentlich von Gott verlassen. Mit fünfunddreißig Jahren findet Carus keinen Geschmack an Henriette Sontag, Fidelio gefällt ihm nicht, er muß sich von Carl Maria von Weber verweisen lassen, daß er, neben diesem auf dem Sopha sitzend, beständig den Tact trommelt, zu der schönen Musik, die man gerade aufführt. Diesen Ausputzer des unsterblichen Tondichters nimmt er sehr übel, aber zwei Jahre später schreibt er schon über den Geist der Musik und ist seitdem darin ein vollendeter Kunstkenner.

Psyche ist jetzt vollkommen, sie führt sich eine Zeit lang ganz anständig auf, Carus' zahlreiche Schriften erscheinen in mehrfachen Auflagen, die angesehensten Universitäten, Göttingen, Breslau, Berlin sogar zweimal, auf Alexander von Humboldt's Wunsch, bewerben sich um seinen Besitz.

Durch die vielen Huldigungen, die man ihr von allen

Seiten darbringt, wird Psyche übermüthig, Hochmuth kommt vor dem Falle: sie geht mit Carus durch! — — —

Im Jahre 1853 bricht in der ganzen Welt eine böse epidemische Krankheit aus, das Tischrücken genannt. Carus, seinem Instincte weniger getreu als Falstaff, setzt sich furchtlos der Ansteckung aus. Der große Naturforscher mischt sich unter die im Delirium befindlichen Patienten, wird von einem sich drehenden Tische erfaßt,

Halb zog es ihn,
Halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn!

Seitdem war er verschollen, bis das Jahr 1865 seine Denkwürdigkeiten auswarf, wie der Aetna die Pantoffeln des Philosophen Empedokles. Dieser war auch ein angesehener Arzt und Naturforscher (zu Agrigent in Sicilien, 460 vor Christus), der von demselben Satze betrogen,

Daß Gleiches nur vom Gleichen erkannt werde!

sich den Göttern verwandt glaubte. Er stürzte sich in den Aetna, um durch sein plötzliches Verschwinden den Glauben an seine göttliche Abkunft zu verbreiten, so wie Carus noch im Scheiden aus dieser Welt den Glauben an seine Geistesverwandtschaft mit Goethe.

Der Aetna wurde zum Verräther an Empedokles, die Welt lachte, ich fürchte, sie lacht auch über Carus. Das Beispiel des Empedokles schon hätte ihn belehren sollen, aber auch Goethe hatte ihn gewarnt, indem er einem erzürnten Genius die Worte in den Mund legte:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!

Ueber Prag und Regensburg nach Wien,

vom 31. Mai bis zum 22. Juni 1826.

Mein Reisejournal bemerkt, daß ich am 31. Mai in sehr heiterer Stimmung von Dresden abgereist sei. Der dreiwöchentliche Aufenthalt an diesem poetischen Orte war mir wohlthätig gewesen. Ich hatte von der Heilkunst einmal Urlaub genommen und mich im Gebiete der Kunst wieder aufgefrischt zu neuen Studien. Ich war in Dresden viel allein, konnte mich besinnen und Pläne für die Zukunft machen. Abends las ich oft in meinem englischen Shakespeare, vorzüglich die Stücke, welche ich von Tieck hatte vortragen hören. Ich gedachte dabei schon der Zeit, die ich in England zubringen wollte; wann dies stattfinden sollte, war noch zweifelhaft. Es hatte früher in meinem Plane gelegen, außer England und Frankreich auch Italien zu sehen, in diesem Falle hätte ich in Wien das Italienische treiben müssen, denn ohne die Sprache geläufig sprechen zu können, schien es mir unnütz, irgend ein fremdes Land zu besuchen, weil man dem geistigen Leben der Gegenwart zu fremd bleibt. Gerade in Dresden, wo die Meisterwerke der italienischen Malerei das Verlangen wecken mußten, mehr davon zu sehen, gab ich die italienische Reise auf. Ich fürchtete, daß sie zu mächtig auf mich wirken und mich meinem Hauptzwecke zu sehr entfremden würde, weil ich nicht darauf rechnete, daß sie mir in ärztlicher Beziehung große Ausbeute gewähren könne. Ich hatte in Berlin ein warnendes Beispiel vor Augen gehabt. Einer meiner jungen Freunde, welcher mitten in seinen klinischen Studien auf ein halbes Jahr nach Italien gegangen war, kehrte von daher mit entschiedenem Widerwillen gegen die praktische Heilkunst zurück. Er war klug, fein gebildet und liebenswürdig, besaß große manuelle Fertigkeit, hatte viel gelernt, er würde eine Zierde

des ärztlichen Standes geworden sein. Er hätte die ärztliche Praxis unter den günstigsten Verhältnissen ausüben können. Er hat es nie gethan! Es war für ihn kein Unglück, denn er war reich, aber die Welt verlor an ihm einen ausgezeichneten Heilkünstler. Außer diesem, im frischen Gedächtnisse stehenden Falle erinnerte ich mich einer schönen Stelle in Xenophon's Memorabilien, IV, 7, wo Sokrates einen jungen Freund warnt, sich nicht allzutief einzulassen mit Studien, die nicht zu dem unmittelbaren Lebensberufe gehören, weil das Leben selbst das zu bieten pflege, was man davon nöthig habe und weil man sich im Umgange mit kundigen Leuten aus anderen Fächern Vieles aneignen könne. Er macht bei dieser Gelegenheit die heute noch gewiß richtige Bemerkung, es sei schwer, einen Arzt zu finden, der das der Gesundheit Dienliche besser erkenne, als der, welcher auf sich Acht gebe. Der alte Blumenbach drückte denselben Gedanken in seiner originellen Weise so aus: Wenn mich die Leute fragen, ob sie dies oder jenes essen dürfen, so erwiedere ich ihnen: Schmeckt es Ihnen? Ja! Bekommt es Ihnen? Sehr gut! Na, denn essen sie es in Gottes Namen! Ich fürchtete mich vor dem poetischen Zauber Italiens, dem Keiner sich entziehen kann, der für etwas mehr Sinn hat, als für Wanzen und Flöhe, wie Nicolai. Was dem Arzte außer seiner Fachwissenschaft Noth thut, ist die glückliche Entwickelung seines Charakters, damit er Anderen in schwierigen Lebensverhältnissen Beistand leisten kann, nicht blos mit Recepten, sondern durch Rath und Beispiel. In Italien kann der Deutsche schwerlich Das erlangen, was ihm nöthig ist; eine leichtere Lebensauffassung findet der Norddeutsche bei seinen süddeutschen Brüdern; was ein edler Italiener an Vaterlandsliebe, an Charakterstärke besitzt, verbirgt er dem Deutschen, den er als seinen Unterdrücker haßt und oft seiner Unmäßigkeit wegen verachtet. Nur ein freies Volk kann bil-

dend auf Nachbarvölker wirken, von unterjochten Nationen nimmt der Sieger wohl die Untugenden, aber nur selten das Gute an! Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo Italien seine Ketten abschüttelt und seine hochbegabten Kinder wieder ein Culturvolk bilden, würdig ihrer großen Vorfahren, ihrer Dichter und unvergleichlichen Künstler! England allein erschien mir als das Asyl der Freiheit, des ächten Bürgersinnes, einer ernsten, würdigen Lebensauffassung; um davon Nutzen zu ziehen, durfte mein Aufenthalt in diesem Lande nicht zu kurz sein, es schien mir besser, Italien einmal in einer späteren Zeit zu besuchen, wenn auch nur für einige Monate, welche hinreichen würden, einen allgemeinen Eindruck zu bekommen und die klimatischen Curorte kennen zu lernen. Ich hoffte, dies würde noch möglich sein, selbst nach Beginn einer praktischen Laufbahn. Es hat sich aber nicht so gefügt, und über meine Grübeleien habe ich Italien nicht gesehen, wo ich, ohne allen Schaden für meine medicinischen Studien, sehr gut den Winter von 1826 bis 1827 hätte zubringen können, denn das zweite Semester in Berlin gab mir keinen erheblichen Zuwachs an medicinischer Weisheit. Was ich im Jahre 1826 für Selbstbeherrschung und Berufstreue hielt, war vielleicht eine Thorheit, die mir aber niemals Reue gebracht hat, weil ich überzeugt war, daß meine damaligen Entschlüsse die Zustimmung meines Vaters gefunden hätten, wenn er noch gelebt hätte.

Ich wäre von Dresden am liebsten direct nach Wien gegangen, ohne mich unterwegs aufzuhalten, meine Studien in der Kaiserstadt hätten dann um so länger gedauert, aber zwischen diesen beiden Städten lagen die böhmischen Bäder, deren Besuch mir um so mehr Nutzen versprach, weil er in die Saison fiel. Ein lebhaftes Interesse für die Badeörter habe ich schon in meinen Kinderjahren gefaßt, wo ich mit meinem Vater nach Limmer fuhr und dort die Curgäste

musterte. Dies geschah denn auch in den böhmischen Bädern, wo ich die Physiognomien der Gäste mit so gutem Erfolge studirte, daß mir oft noch nach Jahren, wenn ich über Brunnencuren zu Rathe gezogen wurde, einfiel: der wird in Carlsbad oder Marienbad sich ganz unter Seinesgleichen befinden! Die genauere Untersuchung des Falles bestätigte meistens das Urtheil nach dem ersten Eindrucke und den Nutzen der Krankenphysiognomik. Mein früherer College Baumgärtner in Freiburg hat es versucht, das Studium derselben durch einen Atlas möglich zu machen, welcher colorirt in einem größeren und in einem kleineren Formate erschienen ist, war aber nicht so glücklich, geschickte Künstler für dieses Werk zu gewinnen, und so hat er von ähnlichen Versuchen abgeschreckt durch den geringen Erfolg des seinigen. Daß dabei wohl etwas herauskommen kann, beweist das berühmte Blatt von Wilhelm von Kaulbach: „Aus dem Irrenhause". Dieses stellt die Hauptformen der Geisteskrankheiten in so ausdrucksvoller Weise dar, daß der Stich sich in den Händen vieler Aerzte befindet. Mit Beihülfe der Photographie ließe sich jetzt Vieles erreichen, was früher nur großen Künstlern möglich war. Ein Album aus Carlsbad und Marienbad, mit photographischen Portraits, vor und nach der Cur, würde vielleicht interessanter sein, als manche Brunnenschrift. Allerdings würde nicht jeder Curgast wünschen, auf diese Art bekannt zu werden, aber manchem wäre vielleicht damit gedient, nicht der Reclame wegen, sondern aus menschenfreundlichen Absichten, wie bei den Verehrern des Hoff'schen Malzextracts.

Pirna.

Dieser kleine Ort war damals interessant für Aerzte durch die Irrenanstalt auf dem Sonnenstein, einem früheren königlichen Schlosse, welches, auf einem Hügel an der Elbe liegend,

eine weite, schöne Aussicht bis nach Dresden hat. Die Zahl der dort verpflegten Irren betrug hundertunddreißig, welche theils der öffentlichen Anstalt, theils dem Privatinstitute des Directors Pienitz angehörten. Die Behandlung war sehr milde und einfach, sie bestand in Bädern, Douchen und Arbeiten in freier Luft; der Drehstuhl wurde noch benutzt. Diese Anstalt gab mir zuerst Interesse für die Psychiatrie, ich kannte bis dahin nur die hannoversche, welche in Celle mit dem Zuchthause vereinigt war, sie hatte mir Grauen eingeflößt. Jetzt ist es anders. Im Jahre 1866 besaß das Königreich Hannover drei glänzend ausgestattete Irrenanstalten, in Hildesheim, Osnabrück und Göttingen. Die letztere stand noch leer im Juni 1866 und würde zum Militairhospitale benutzt sein, wenn es bei Göttingen zum Kampfe gekommen wäre.

Außer der Irrenanstalt besuchte ich in Pirna den Dr. Schmalz, welcher als Augenarzt Ruf hatte. Er machte bei Staaren vorzugsweise den Hornhautstich, wie damals viele Norddeutsche, nach C. J. M. Langenbeck's Beispiele, dessen Operationen mir keine sonderliche Vorstellung von ihren Erfolgen gegeben hatten. Dr. Schmalz machte mich mit seiner Methode, die Thränenfistel zu behandeln, bekannt, sie bestand in dem täglichen Weiterziehen eines einfachen, durch einen Einschnitt des Thränensacks und den Nasencanal geführten seidenen Fadens, der auf einer kleinen Rolle unter dem Haar befestigt lag und neben dem Nasloche mit einem Klebpflaster befestigt war.

Kulm.

Wenn man bei Peterswalde die österreichische Grenze überschritten hat, übersieht man von der Nollendorfer Höhe das Schlachtfeld, wo am 30. August 1813 Vandamme mit 30,000 Franzosen durch die alliirten Preußen, Oesterreicher

und Russen besiegt und gefangen genommen wurde. Am 29. August hatte er vergeblich versucht, den heldenmüthigen Widerstand der nur 8000 Mann starken Russen zu brechen, ihre Bataillone standen wie Mauern, ihre Todten lagen noch in Reih und Glied. Am 30. wurde Vandamme's Schicksal dadurch entschieden, daß statt der von Dresden erwarteten französischen Hülfe Kleist mit den Preußen auf der Nollendorfer Höhe erschien. Diese Schlacht war das Vorspiel dessen, was am 18. October dem Kaiser Napoleon selbst widerfahren wäre, wenn die Alliirten es nicht vorgezogen hätten, seinen Rückzug aus Leipzig zu gestatten. Drei Monumente, ein preußisches, ein österreichisches und ein russisches, erinnern an die Schlacht von Kulm. Auf dem Schlachtfelde selbst errichtet, kommen sie der Geschichte zu Hülfe und sind nicht geeignet, feindselige Gesinnungen unter den Nationen zu verewigen. Sie können den Ehrgeiz nicht allzusehr anstacheln, wenn das Schlachtfeld, wie hier, im Herzen des Landes liegt und wenn die Eindringlinge nur mit fremder Hülfe vertrieben werden konnten. Etwas anders ist es mit den Siegesmonumenten der Residenzen, an welchen die Franzosen nach römischem Vorbilde viel Geschmack gezeigt haben. Sie sind oft nur die Schandsäulen einer Politik, welche die Siege nothwendig machte und kein sonderlicher Beweis einer hohen Cultur. Die Pariser Brücke Pont de Jena mußte umgetauft werden, weil Blücher sie sonst 1814 in die Luft gesprengt hätte. Meine eigenen Landsleute, die Hannoveraner, haben die Zeit der Befreiungskriege durch eins der schönsten Monumente, ihre Waterloosäule, zu verewigen gesucht. Die schlanke Säule hat ihnen wenig Segen gebracht; anstatt zu der geflügelten Victoria aufzublicken, hätten sie besser gethan, sich nach der ungeflügelten und anderen gekrönten Häuptern umzusehen. Das herrliche Monument wird hoffentlich viele Jahrhunderte überdauern und dereinst keine anderen

Gedanken mehr erwecken, als daß schon 1815 Hannoveraner und Preußen treu zu einander gestanden haben auf dem Schlachtfelde von Waterloo!

Teplitz.

Ein anmuthiger Badeort, wie in einem Garten liegend, mit heiteren Umgebungen, ebenso passend für Leute, die nicht viel gehen können, wie für andere, die weite Ausflüge machen. Dazu ist es nicht theuer dort zu leben. Die zahlreichen warmen Quellen sind ein wahres Glück für ein Land, welches so oft der Schauplatz blutiger Kämpfe war, wie Böhmen und seine Nachbarschaft. Teplitz steht in besonderm Rufe für Folgezustände schwerer Verletzungen. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., welcher jedes Jahr in Teplitz zu baden pflegte, hat dort eine Anstalt für Soldaten errichtet, wie sie für österreichische Krieger schon früher bestand. Außerdem wird Teplitz gebraucht für Hautübel, Nachkrankheiten von Gicht, Rheumatismus, Schlagflüssen und anderen Krankheiten des Nervensystems.

Da die Wasser von Teplitz nur wenige wirksame Substanzen enthalten, so ist damit nicht leicht Schaden zu stiften, außer durch zu hohe Temperaturen. Die Bäder haben vor gewöhnlichen Wasserbädern eins voraus, daß der liebe Gott die Feuerungskosten trägt. Wenn man einem Bauern sagt, er solle warme Bäder gebrauchen, so fragt er: Was soll ich hineinthun? Es wäre oft hinreichend, ihm zu antworten: Dich selbst! Aber damit ist er nicht zufrieden. Die gebildeten Leute glauben noch an den Brunnengeist, wie Goethe's Freund, der Großherzog Carl August, welcher, schon im Sterben, Alexander von Humboldt darüber ausfragte, ob das unterirdische Feuer denn nicht anders wirke, als ein gewöhnliches Küchenfeuer? Der wahre Brunnengeist ist der der Aerzte, welche die

Bäder dirigiren. Sie haben in Teplitz ihre Sache gut gemacht, die Anstalten sind vortrefflich, die Badecabinette groß und luftig, so daß der Kopf nicht heiß wird, wie in kleinen, dumpfigen Gemächern. Gebildete Leute, wenn sie baden sollen, fragen: Wie hoch muß die Temperatur des Bades sein? Man muß sich hüten, gar zu positiv darauf zu antworten. Die Behaglichkeit im Bade, welche nie fehlen darf, hängt oft von einem halben Grade mehr oder weniger ab. Das Verfahren der Aerzte in Teplitz schien 1826 milde und vorsichtig zu sein. Einer derselben theilte mir eine Erfindung mit, welche er für Verkrümmungen des Beines gemacht hatte, wobei der Patient nicht mit dem ganzen Fuße auftreten kann. Er legte ein Paquet Spielkarten in den Stiefel unter die Ferse, von denen täglich eine weggenommen wurde. So komisch dies auch erscheint, so hat es den Patienten doch gewiß Vergnügen gemacht, sie konnten die Fortschritte beim Gebrauch der Bäder beobachten und es kommt wenig darauf an, ob sie an den Brunnengeist oder an die Wirksamkeit der Karten glaubten. Man ist jetzt in vielen Bädern nicht mehr so geduldig, wie damals in Teplitz, man electrisirt, läßt Heilgymnastik treiben und bricht an den Gliedern herum; da war es doch besser, an den Brunnengeist zu glauben, als an diese Kobolde!

Außer anderen Umgebungen von Teplitz besuchte ich auch das Wallenstein'sche Schloß Dux, wo man ein Deckengemälde sieht, welches darstellt, wie ein Graf von Waldstein seine vierundzwanzig Söhne dem Kaiser vorstellt, alle beritten. Vierundzwanzig Söhne, welch ein Tumult muß im Waldsteinschen Hause gewesen sein! Wir waren unser nur vier Söhne und doch konnte unsere Mutter den Lärm oft nicht aushalten!

Prag.

Ich hielt mich nur drei Tage in dieser merkwürdigen Stadt auf, welche für Mediciner damals keine große Anziehungskraft besaß. Von den Professoren lernte ich den Therapeuten Krombholz und den Chirurgen Fritze kennen. Der erste gefiel mir, als ein ernster, sinniger Mann, der sich für pathologische Anatomie sehr interessirte: ich sah ihn eine Section machen, welche eine vorher erkannte Hydronephrose betraf.

Der Professor der Chirurgie, Fritze, mißfiel mir durchaus, man nannte ihn ein Original, er war aber mehr Carricatur, für ein Vorstadtstheater geeignet. Sein Witz war von der Art, welche einem Juden Schweinefleisch anbietet und eine prüde alte Jungfer nach der Zahl ihrer Kinder fragt. Als er nach beendigter Visite operiren wollte, vertauschte er im Operationssaale seine Nankinghosen mit anderen. Den Prager Studenten fiel dies gar nicht auf, sie wußten es längst, daß der Professor keine Unterbeinkleider trug. Was würden Langenbeck oder Gräfe dazu sagen, wenn man ihnen zumuthen wollte, auf ähnliche Art Toilette zu machen? Gegen seine Chirurgie hatte ich auch viel einzuwenden, sie würde mich bald aus Prag vertrieben haben, wenn ich die Absicht gehabt hätte, länger da zu bleiben.

Prag hatte anno 1409 über 20,000 Studenten, als diese mit einem Theile der Professoren Strike machten und auszogen, um die Universitäten in Rostock, Leipzig, Ingolstadt und Krakau zu gründen. Jetzt weisen nur die Universitäten in China solche Zahlen auf. Es werden in Canton allein mitunter 10,000 Studenten der Staatsprüfung unterworfen, welche nicht blos dort, sondern auch in anderen Städten des chinesischen Reichs stattfindet.

Carlsbad.

Man könnte ohne Uebertreibung sagen: Carlsbad ist der wichtigste Gesundbrunnen der Welt. Alle anderen lassen sich ersetzen, für gewisse Fälle ist Carlsbad unentbehrlich, wie dies von allen Aerzten anerkannt wird. Seit Jahrhunderten spenden die Quellen zahllosen Leidenden ihre Hülfe, die Heilkraft ihrer Wasser bleibt stets dieselbe, während die Systeme der Aerzte beständig wechseln. Sie werden dadurch gezwungen, den Ursachen ihrer Erfolge nachzuforschen und haben schon Vieles darin erreicht, das beweist die Wirksamkeit des künstlichen Carlsbader Wassers, welche gar nicht abzuleugnen ist. Mit jedem Jahre wächst die Zahl der Patienten und die Krankheiten mehren sich, gegen welche in Carlsbad Hülfe gesucht wird.

Die Curgäste sind größtentheils Männer und gehören den wohlhabenden Ständen an, viele sind aus heißen Ländern und anderen fernen Gegenden herbeigekommen. Fast alle haben, ehe sie nach Carlsbad gingen, einen renommirten Arzt zu Rathe gezogen, es gilt für ein Wagstück, Carlsbad zu gebrauchen. Es ist auch jetzt noch so, aber die Heilkünstler haben Fortschritte gemacht, welche man der pathologischen Anatomie und der physikalischen Untersuchungsmethode zu danken hat. Man verwechselt nicht leicht mehr ein rechtseitiges pleuritisches Exsudat mit einem Lebertumor, man erkennt durch Percussion den vergrößerten Umfang der Leber, man hat in der chirurgischen Klinik Fluctuation zu fühlen gelernt und weiß, daß es Abscesse der Leber, aber auch Echinococcussäcke derselben giebt und daß beide nicht nach Carlsbad gehören. Die pathologische Anatomie hat die Häufigkeit der chronischen Magengeschwüre gelehrt, welche früher unter der großen Rubrik Magenkrampf durchschlüpften. Man weiß viele Magengeschwüre auch daheim zu heilen und schickt nur die Patienten nach Carlsbad, bei denen die Magengeschwüre von Stauungen im Pfortadersysteme ab-

hängen. Perforationen des Magens und davon abhängende plötzliche Todesfälle werden jetzt nicht mehr so leicht in Carlsbad vorkommen, denn die von Blutstasen abhängigen flachen Geschwüre perforiren nicht, wie die runden.

Man kennt jetzt Leberkrebse und Lebercirrhosen und weiß sie durch Gefühl und Percussion zu erkennen. Indem man es mehr und mehr gelernt hat, grobe Fehler zu vermeiden, ist man übrigens dreister geworden und läßt auf der einen Seite Leute mit einfacher catarrhalischer Gelbsucht zu Hause genesen, auf der andern schickt man Leute mit Lebertumoren nach Carlsbad, schon ehe das kranke Organ mit den Händen zu greifen ist. Das verlangen freilich noch manche Aerzte, die sich nicht auf die Percussion verlassen, weil sie entweder gar nicht oder nur mit den Fingern percutiren, nicht mit Hammer und Plessimeter, welche für die Untersuchung der Unterleibsorgane viel wichtiger sind, als für die Respirationsorgane. Man schickt zahlreiche Gichtkranke nach Carlsbad, anstatt wie sonst in die Schwefelbäder, oder in die indifferenten Thermen, weil man eingesehen hat, daß es besser sei, dort der Entstehung neuer Gichtanfälle entgegenzuwirken, als sich blos damit zu beschäftigen, die durch Gicht geschwächten Extremitäten durch warme Bäder zu stärken. Man läßt die an Gries und Nierensteinen Leidenden beträchtliche Quantitäten Carlsbader Wassers trinken und die Concremente gehen dabei ab, ohne sich an die Chemiker zu kehren, welche uns beweisen, daß die Steine sich nicht in dem Wasser auflösen. Es ist hinreichend, wenn sie ausgeschwemmt oder brüchig werden, durch Auflösung des ihre Schichten bindenden organischen Leims, wie man an den Steinen sieht, welche die Patienten zuweilen mit nach Hause bringen, die wie eine Zwiebel in Schaalen zerfallen. Auf ähnliche Art verhält es sich mit den Gallensteinen. Der Zuwachs, welchen Carlsbad an den Zuckerkranken gewonnen hat, ist vielleicht

weniger erwünscht und doch eine Wohlthat für Viele und ein Vortheil für die Wissenschaft. Man kann nicht erwarten, daß eine Krankheit, welche mit der Tuberculose verwandt ist, oft gründlich geheilt werde, in wissenschaftlicher Beziehung wird der Nutzen des Carlsbader Wassers in der Zuckerkrankheit dazu dienen, dieses räthselhafte Uebel aufzuhellen. Das kohlensaure Natron scheint der Bestandtheil zu sein, welcher vorzugsweise wirkt. In der That sind keine größere Dosen davon nöthig, als der Patient bekommt, wenn er acht Becher Sprudel trinkt, um unter günstigen Umständen den Zucker bis auf Spuren verschwinden zu machen. Massige Dosen sind nicht blos unnöthig, sondern schädlich, so gut wie exclusive Fleischkost. In einer Beziehung scheint man in neuester Zeit Rückschritte gemacht zu haben, die Diät ist nicht mehr so streng. Patienten und Doctoren finden sich Nachmittags bei einem Glase Bier; dies mag für Manchen keinen Schaden bringen, aber man schickt die Leute nicht nach Carlsbad, um Bier zu trinken oder bei ihren Aerzten lucullische Mahlzeiten einzunehmen, die den ganzen Curerfolg wieder vernichten. Nicht allzu dreist, meine Herren! Das Carlsbader Wasser ist ein Wundertrank, aber für Leute, welche Diät halten, nicht blos während der Cur, sondern noch lange nachher. Nach Mr. Shandy besteht das ganze Geheimniß der Gesundheit in dem richtigen Verhältnisse des radicalen Feuers und des radicalen Wassers. Bei den meisten Leuten, die nach Carlsbad kommen, ist das Feuer zu sehr geschürt worden durch tropische Hitze, durch Leidenschaften, durch feurigen Wein, durch heiße Gewürze. In Carlsbad soll das radicale Wasser wieder zur Geltung kommen. Bei manchen ist nur relativ zu stark eingeheizt worden, weil sie durch angeborene Disposition oder durch Aufenthalt in Malaria-Gegenden Schwellungen der Leber und Milz davongetragen hatten.

Marienbad.

Dieser Gesundbrunnen war 1826 schon sehr im Aufblühen. Man betrachtete ihn als eine Art von kaltem Carlsbad, ein Vergleich, der nicht ganz zutreffend ist. Für Marienbad passen die Zustände, welche mehr mit Fluxionen oder Congestionen einherschreiten und noch keine organischen Veränderungen erheblicher Art hervorgebracht haben. Man kann auch in Marienbad Lebertumoren verkleinern, sie müssen aber nicht veraltet und nicht sehr groß sein. Man sieht in Marienbad mehr blühende Gesichter, eine kräftigere Haltung, als in Carlsbad, wo die Gesichtsfarben vorherrschen, welche durch organische Veränderungen in den Abdominalorganen, Magengeschwüre, Leber- und Milztumoren hervorgebracht werden.

Carlsbad ist ein Weltbad, Marienbad ist die Heilquelle für das Stromgebiet der Elbe und Weser, in denen so vortrefflich gekocht wird, für die Staatshämorrhoidarii und das gelehrte Sitzfleisch von ganz Deutschland. Weder in Carlsbad noch in Marienbad sollten die Patienten gerade mit einem Magenkatarrh ankommen, es ist besser, diesen vorher zu beseitigen, mit dieser Vorsicht pflegen Curen in Marienbad selten zu mißlingen.

Die Gegenden von Carlsbad und Marienbad, welche nur fünf Meilen von einander entfernt sind, fand ich nicht so schön, wie die Brunnengäste, welche in dieser Beziehung genügsam werden. Man soll diese Stimmung benutzen, sie für die Folge zu erziehen, sie zu lehren, wie gefährlich das radicale Feuer wird, wenn man zu stark einheizt.

Eger.

In Eger sah ich das Zimmer, in welchem am 25. Februar 1634 Wallenstein *durch die schnelle Execution* seines

Postens enthoben wurde. Man kann kaum mehr sagen, daß er ermordet wurde, weil die genauesten geschichtlichen Nachforschungen in schwedischen Quellen seine Schuld von Neuem ergeben haben, nachdem es Förster schon gelungen zu sein schien, seine Unschuld in der Weise darzuthun, daß die Familie Waldstein die Restitution der eingezogenen Güter beanspruchte.

Wie wunderbar ist es doch, daß der große Dichter Schiller, der Liebling der deutschen Jugend, Wallenstein so richtig auffassen mußte, von dem er sagt:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte!

Die erste französische Revolution war geschehen, als Schiller den Wallenstein 1799 vollendete, eine neue Zeit schien anzubrechen. Dichter sind die Lehrer und Propheten ihres Volkes! Was sollte der Wallenstein dem deutschen Vaterlande prophezeien und was lehren? Was anderes als: hütet euch vor der Wiederkehr einer Zeit, wie die des dreißigjährigen Krieges, dessen Gemälde ich euch aufrolle, wo die Edlen zu Grunde gehen müssen, weil sie an ihrer Zeit verzweifeln, wo nichts mehr fest zu sein scheint, weil die Liebe zum Vaterlande verschwunden ist, wo die starken Männer, wie Wallenstein, untergehen in Selbstsucht. Es werden wieder schwere Jahre kommen, Kriege und Friedensschlüsse. Hütet euch vor einem zweiten theuren westphälischen Frieden, sagte schon 1788 der Prolog zu Wallenstein's Lager. Die Kriege kamen, man schlug sich nicht mehr des Glaubens wegen, aber die alte Uneinigkeit war wieder da, Deutsche kämpften gegen Deutsche, und den Beschluß machte der Wiener Congreß mit dem Bundestage, der für Deutschland eine kranke Pfortader wurde, die ergiebige Quelle einer schwarzen Galle, vena portae, porta malorum!

Carlsbad mit seinen politischen Doctoren von 1819 konnte

nicht helfen, ein anderes böhmisches Bad mußte versucht werden, das Blutbad von Königgrätz.

Es ist nicht Aufgabe der Dichter, Partei zu ergreifen bei den inneren Kämpfen ihres Volkes, sondern die Liebe zum Vaterlande zu wecken, welches sie selbst durch ihre Werke verherrlichen. Weder Schiller noch Goethe haben die Gegensätze verschärft, welche zwischen Nord und Süd obwalten. Schiller wurde vom österreichischen Kaiser in den Adelsstand erhoben, der König von Preußen wollte ihn kurz vor seinem Tode nach Berlin ziehen. Schiller zog es vor, in Weimar zu sterben, dem kleinen Weimar!

Franzensbad.

Die Bäder von Franzensbad liegen dicht bei Eger in einer flachen unschönen Gegend, die Gebäude und Bäder sind gut eingerichtet. Das an Kohlensäure reiche, nur wenig Eisen enthaltende, alcalisch-salinische Wasser steht in der Mitte zwischen den auflösenden und stärkenden Wassern. Es wird verordnet, wo stärkere Eisenwasser nicht vertragen werden und leichtere Infarcte im Pfortader- oder Uterin-Systeme zu lösen sind. Es ist daher vorzüglich ein Damenbad und verdankt seine größere Frequenz in neueren Zeiten der Geschicklichkeit seiner Aerzte in der Behandlung der Frauenkrankheiten. Stieglitz, welcher in der Verordnung von Mineralwassern großen Ruf hatte, empfahl es zur Nachcur von Carlsbad und Marienbad, wobei er den Eisengehalt der Quellen besonders hervorhob. Daß solche Nachcuren seinen Patienten gut bekommen sind, ist gar nicht zu bezweifeln. Es ist weit leichter, die immer erforderliche Nachcur von Carlsbad an einem Badeorte durchführen zu lassen; am gefährlichsten sind Vergnügungsreisen auf dem Heimwege von Carlsbad.

Regensburg.

Die Liebe der Deutschen zu ihren alten ehrwürdigen Städten und deren Denkmälern gehört mit zu ihren besten Eigenschaften. Sie werden dadurch immer daran erinnert, daß sie nicht von Affen abstammen, sondern daß ihre Vorfahren kluge, sinnige Leute gewesen sind, denen sie in vielen Dingen nachzustreben haben. Meine Erinnerungen vom Jahre 1826 in Regensburg haben sich verschmolzen mit denen eines zweiten Besuches auf einer zweiten Reise nach Wien im Jahre 1839. Der schöne Dom hatte durch König Ludwig von Bayern herrliche Glasgemälde erhalten und ist jetzt auch architektonisch vollendet, die Walhalla war äußerlich fertig, ein schöner stolzer Tempel deutschen Ruhmes. Ein Hannoveraner, Leopold von Klenze, hat den Plan dazu gemacht. Seit 1806, dem Jahre der Schlacht von Jena, hatte König Ludwig diesen Bau beschlossen, und am 18. October 1830 den Grundstein dazu gelegt. Auf einem Hügel des nördlichen Donauufers stehend, schaut die Walhalla nach Süden über ein weites fruchtbares Land. Ihre Giebelfelder tragen Erinnerungen an die Hermannsschlacht und an Deutschlands Befreiung vom französischen Joche. Zur Erinnerung an diese baute König Ludwig die Befreiungshalle bei Kellheim, da, wo der Ludwigscanal in die Donau fällt und diese mit dem Main verbindet. Hätte der Donau-Main-Canal seinen Zweck erfüllt, so würde Regensburg aufgeblüht sein und die Walhalla hätte an der großen Heerstraße der Völker gestanden, eine Erinnerung an die idealen Güter der Menschen beim Ringen nach den irdischen. Jetzt muß man diesen Tempel seiner selbst willen aufsuchen, oder in den Walhalla-Genossen König Ludwigs nachschlagen, um die Männer seiner Wahl kennen zu lernen.

Man hat es mit Unrecht getadelt, daß die Walhalla im

griechischen, nicht im gothischen Stile gebaut wurde. Gothische Dome gehören nicht auf die Spitze eines 250 Fuß hohen Hügels, sondern in die Ebene oder auf geringe Elevationen. Ihre aufstrebenden unruhigen Linien kämpfen vergebens mit denen des Terrains und der Wolken. Die einfachen geraden Linien des griechischen Tempels, welche die Linien der Landschaft schneiden, machen in der Höhe mehr Wirkung. Die Griechen wußten recht gut, warum sie ihre Tempel auf Hügel stellten, und eben so gut wußten die Baumeister der gothischen Dome, weshalb sie die Ebene vorzogen. Man denke sich nur das Freiburger Münster auf den Schloßberg gestellt, oder betrachte die vielen griechischen Tempel in den Straßen von London, um dies einzusehen. Außerdem passen Statuen und Büsten nicht in gothische Bauwerke. Sie erfordern, um zu wirken, in ihrer Umgebung die einfachen ruhigen Linien der griechischen Baukunst. In solchen Dingen kann man sich wohl auf den feinen Geschmack König Ludwigs verlassen. Er liebte nicht blos die Kunst, sondern auch die landschaftliche Schönheit und hatte durch Reisen und den Umgang mit den ersten Künstlern seiner Zeit Gelegenheit, sich auszubilden. Daß er als König von Bayern für Deutschland schwärmte, ist ihm nicht hoch genug anzurechnen. Er wußte die, anderen deutschen Stämmen mehr als den Bayern eigenen Talente für die Kunst zu einer ungeahnten Entwickelung zu bringen. München war unter ihm für die bildende Kunst, was Weimar unter seinem Großherzog Carl August für die deutsche Poesie war. Nicht im Herzen von Bayern, sondern im Herzen von Deutschland baute er seine Walhalla, mit dem einen Giebel nach Süden, mit dem andern nach Norden gerichtet, beide lehren die Freiheit von fremdem Joche als das höchste Gut schätzen. Am 10. Augnst 1871 kamen der deutsche Kaiser Wilhelm und König Ludwig II. von Bayern in Regensburg zusammen. Im

Jahre 1839 konnte man in Regensburg schon sehen, wie die Veredlung der bildenden Kunst in das Leben eindrang. Der Fürst von Thurn und Taxis, welcher selbst sehr einfach wohnte, hatte für seine Ahnen eine schöne gothische Capelle, für seine Pferde die zierlichsten Ställe und eine Reitbahn erbaut, welche mit Marmor-Reliefs von Schwanthaler's Hand geschmückt war. Wie ganz anders steht es jetzt um die Baukunst in Deutschland als vor vierzig Jahren, welchen Einfluß haben die Kunstvereine gewonnen, und zeigt nicht jedes Schaufenster eines Kunsthändlers eine kleine Walhalla, die Lieblinge des deutschen Volkes darstellend?

Donaureise.

Im Jahre 1826 gab es auf der Donau noch keine Dampfschiffe, sie wurde deshalb von den Touristen nicht gesucht, denn die rohen Holzschiffe, auf denen man reisen konnte, hatten große Unbequemlichkeiten. Sie machten nur die Thalfahrt und wurden am Ende ihrer Reise, in Wien oder Pesth, zerschlagen. Das Schiff, dem ich mich anvertraute, war achtzig Fuß lang und funfzehn Fuß breit, in der Mitte lag die Bretterladung, an beiden Enden waren kleine Cajüten, die eine für den Capitain und ein paar Reisende aus den besseren Ständen, die andere für das Schiffsvolk und einige Handwerksburschen, welche, statt Fahrgeld zu bezahlen, beim Rudern halfen. Die ersten Tage ging es bei schönem Wetter ganz leidlich, wenn auch ohne allen Comfort. Bei einbrechender Nacht wurde gelandet, wo man sich gerade befand, bei irgend einem kleinen Dorfe, wo man mit dem schlechtesten Quartiere vorliebnehmen mußte. Am vierten Tage, wo wir noch zwanzig Wegstunden von Wien entfernt waren, brach ein furchtbares Ungewitter los, es regnete in Strömen, die Donau wuchs in einer Nacht so, daß die Reise nicht fortgesetzt werden konnte,

weil das Schiff die Brücken nicht hätte passiren können. Wir lagen in einem unbedeutenden kleinen Dorfe, dessen Namen ich vergessen habe. Als mir der Capitain, der ein guter freundlicher Mann war, am dritten Tage erklärte, daß noch immer nicht an Weiterreise zu denken sei, miethete ich einen mit zwei Ruderern bemannten leichten Kahn, der mich, pfeilschnell mit dem Strome dahinschießend, in sechs Stunden nach Wien brachte, wo ich am 22. Juni Abends anlangte. Seit vier Tagen hatte die Sonne den dicken Wolkenschleier nicht durchbrechen können, erst als wir uns Wien näherten, klärte sich der Himmel auf, und ich freute mich schon von weitem des Anblicks der schönen Kaiserstadt. Die Donaureise war sehr unbefriedigend ausgefallen, unter den kleinen Misèren des Lebens machten die großartigen Naturschönheiten nur wenig Eindruck, und als ich dreizehn Jahre später auf einem schönen Dampfschiffe in der angenehmsten Gesellschaft dieselbe Reise wieder machte, war es, als hätte ich von Allem noch nichts gesehen.

Wien,

vom 22. Juni bis zum 1. September 1826.

Im Gasthause zum goldenen Lamm in der Leopoldsstadt, wo ich mein erstes Unterkommen fand, traf ich zwei junge Aerzte aus den Rheinlanden, mit denen ich in Berlin bekannt geworden war. Sie waren Tags zuvor auf dem Landwege nach Wien gekommen, und lachten mich aus, als sie erfuhren, wie übel mir die Donau mitgespielt hatte, das hätte ich ja aus der Kinderoper, dem Donauweibchen, wissen müssen, wie schelmisch die Nixen sind, ohnehin sei es gar nicht der Mühe werth, die Donau zu sehen, wenn man den Rhein kenne, was ich freilich nicht gelten lassen wollte.

Wir beschlossen, uns sogleich bei Professor Friedrich Jäger

einzuführen, unsere übrige Zeit aber zunächst den Sehenswürdigkeiten Wiens zu widmen, welche bedeutender sind, als die irgend einer anderen deutschen Stadt. Für einen mehrmonatlichen Aufenthalt ist es zweckmäßig, sich sogleich einen Ueberblick zu verschaffen, damit man nachher nicht in den eigentlichen Studien gestört wird und das Interessanteste öfter sehen kann, wenn die Zeit es erlaubt.

Die Stephanskirche freute mich am meisten, sie war das erste gothische Bauwerk, welches ich Monate lang immer wieder betrachten konnte. Wenn Schönheit und Größe so miteinander Hand in Hand gehen, dann ist der Eindruck unwiderstehlich und bleibend. Solche Bauwerke dienen der Vaterlandsliebe nicht minder, wie der Religion. Ihre Schönheit ist der Ausfluß poetischer Begabung, ihre den Jahrhunderten trotzende Festigkeit der Beweis hohen Verstandes, ihre Größe das Zeichen der Opferwilligkeit der Völker und Zeiten, die solche Werke schufen, deren Vollendung eine Generation der anderen, wie ein heiliges Vermächtniß hinterläßt. Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, wußte recht gut, warum er das Marienburger Schloß des deutschen Ordens wieder herstellen mußte und den Kölner Dombau so eifrig betrieb; ohne solche Bauwerke konnte das nördliche Deutschland nie dem südlichen ebenbürtig gegenüber stehen. Staaten und Völker können untergehen, ihre edlen Bauwerke zu Ruinen zerfallen, aber wenn ein blühendes Volk die großen Monumente seiner Cultur vernachlässigt, giebt es sich selbst auf.

Die Kaiserburg in Wien, die Paläste der Magnaten, sind sehr wohl geeignet, ein poetisches Bild kaiserlicher Größe dem Gedächtnisse einzuprägen, sie sind aber keine vollendete Kunstwerke und deshalb geringere Repräsentanten der Cultur, als manche Schöpfungeu von kleinerem Umfange. Schloß und Garten von Schönbrunn bilden ein wohldurchdachtes Ganze,

an welchem nichts Wesentliches geändert werden kann, ohne das Kunstwerk zu zerstören, welches seinen Zweck vollkommen erfüllt, einen imposanten Eindruck zu hinterlassen. Große historische Erinnerungen knüpfen sich lehrreich an das Schloß von Schönbrunn, hier residirte 1809 Napoleon I., hier faßte er den Plan, seine Dynastie zu gründen und zu befestigen, indem er 1810 dem niedergeworfenen Kaiserstaate die Erzherzogin Marie Luise entführte. Ihr Schicksal war weniger traurig wie das ihrer Vorgängerin Marie Antoinette; aber 1814 kam sie wieder nach Schönbrunn mit ihrem Sohne, dem ersehnten Erben eines Kaiserthrones, dem nichts beschieden war, als der leere Titel König von Rom und ein frühes sanftes Ende. Ein so weltkluger Mann, wie Napoleon, wußte gewiß, daß die Schicksale der Nationen nicht durch Heirathen ihrer Herrscherfamilien begründet werden, er glaubte wohl nicht an den Spruch: Tu felix Austria, nube, aber es war ihm recht, wenn andere daran glaubten und immer wieder glauben. Die Prinzessinnensteuer war eine sehr eindringliche Lehre, daß für die Völker kein Gewinn sei bei Hofmariagen. Schon in bürgerlichen Familien kommen die tugendhaften Gefühle oft sehr ins Gedränge, wenn es sich um Soll und Haben handelt. Je höher der Standpunkt, je größer die Zahl der Betheiligten, desto mehr kommen die ewigen Gesetze zur Geltung, welche in der zwieschlächtigen Natur des Menschen liegen, der irdische Antheil siegt, der Engel schweigt und trauert. Goethe klagt mehrfach gegen den Canzler von Müller, daß er in der Geschichte nichts als Unsinn finde, indem er übrigens den Geschichtsschreibern Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er, der sich so für vergleichende Anatomie interessirte und den Reineke Fuchs neu bearbeitete, hatte doch selbst auf comparative Geschichte hingewiesen. In ihrem irdischen Theile zeigt die Geschichte des Menschen gerade so viel Moral und Poesie, wie die Geschichte der Ratten, die

wohl auch einmal ihren Homer finden, wie Frösche und Mäuse. Von der ersten Einwanderung der Hausratten bis zu ihrem Untergange durch die Fortschritte der Wanderratten, von ihren Kämpfen mit reactionären Hunden und Katzen, von ihren Leiden unter den Fortschritten der Wissenschaft, welche das Rattengift erfand, von ihrem geheimnißvollen Verhältnisse zu dem großen Rattenfänger in Rom, welcher so unwiderstehlich auf gefühlvolle Rattenkinder wirkte, bis er selbst kindisch wurde, von ihrer Einbürgerung unter den Chinesen, welche die Ratten lieben, wie wir die Lerchen oder die Krammtsvögel, ließe sich mancher Gesang dichten. Man könnte das Epos ausstatten mit allen Phrasen der Religion, des Rittersinnes und der Vaterlandsliebe, und das mit der größten Dreistigkeit, denn kein Mensch würde auch nur eine Silbe davon glauben. Jeder kennt die Ratten und weiß, daß sie nichts vorstellen und üben wollen, als den Trieb der Selbsterhaltung und der Fortpflanzung, der auch nur ein Sproß des ersten ist, denn die alte, blinde Ratte wird von den Jungen noch gefüttert. Daß auch der Mensch mit solchen Trieben ausgerüstet sei, welche in ihren Wirkungen das Fatum bilden, war eine unvermeidliche Nothwendigkeit, weil er den wilden Thieren die Erde abkämpfen sollte; aber daneben hat ihm der Himmel noch den Trieb verliehen, glücklich zu sein, und dazu gehört Tugend und Cultur, ohne die ein reines Glück unmöglich ist. Diese lehren ihn, die Leidenschaften zu bekämpfen, welche gefährlicher sind als wilde Thiere.

Nur in der Geschichte der menschlichen Cultur ist Sinn und Methode, die ewigen Wahrheiten, welche von großen Geistern entdeckt werden, leben und wirken fort in hellen Köpfen, eine Religion der Liebe in reinfühlenden Herzen. Man fängt an, dies einzusehen und schreibt nicht blos die Geschichte der Siege auf blutigen Schlachtfeldern, sondern auch die der siegreichen Fortschritte der Cultur; vielleicht kommt man auf diesem Wege

noch so weit, einzusehen, daß es besser sei, wenn die Nationen ihre Cultur gegen einander austauschen und nicht ihre Prinzessinnen.

Der Baustil in Wien zeigt wenig Charakter. Es handelt sich nur darum, die Menschen unter Dach und Fach zu bringen und um gute Capitalanlage. In der Altstadt giebt es Häuser sieben Stockwerke hoch, in den Vorstädten die Zinshäuser, welche, großen Casernen ähnlich, vielen Familien zugleich Unterkommen gewähren. Nur an den Landhäusern zeigt sich der Sinn für schöne Architektur und der später ganz zur Mode gewordene Renaissancestil, welcher den Baumeistern die beste Gelegenheit darbietet, ihrer Phantasie die Zügel schießen zu lassen.

Die kaiserliche Gemäldegallerie im Belvedere, die fürstlich Liechtenstein'schen, Schwarzenberg'schen und Esterhazy'schen Sammlungen enthalten herrliche Kunstwerke aus einer früheren Zeit. Wien hatte 1826 keinen großen Künstler, einige schöne neuere Werke der Plastik rühren von Canova her. Lange Kriege hatten in Deutschland das Kunstleben unterbrochen, beim Donner der Kanonen fallen die Staffeleien um, die Kunst wird als Luxus angesehen und einstweilen über Bord geworfen. In dieser Beziehung zeigte der Norden größere Festigkeit, Berlin hatte seinen Schadow, seinen Rauch, seinen Wichmann. In der Zeit von Preußens tiefster Erniedrigung wurde Berlin zur Musenstadt gemacht. Der Sinn für die bildende Kunst scheint in Wien nicht tief eingedrungen zu sein, selbst in den Häusern der reichen Leute sieht man keine Oelgemälde, nicht einmal feine Kupferstiche, wie im Norden.. Die Musik hat mehr Eingang gefunden, wie dies zu erwarten ist an einem Orte, wo Haydn, Mozart und Beethoven lebten. Es wird fast überall musicirt, und an Talent fehlt es nicht. Die Theater sind selbst im Sommer sehr gefüllt, theilweise freilich

von den zahlreichen Fremden; Wien ist für die Deutschen, was Paris für die Franzosen, der siebente Himmel auf Erden. Das Burgtheater mit dem vollendeten Zusammenspiele der Künstler, unter denen sich keine so strahlende Größen wie in Berlin befinden, die Oper im Kärnthnerthortheater machen Wien alle Ehre. Die Vorstadts-Theater sind die Erholungsplätze für die großen Kinder, welche bei Lampenlicht gern noch einmal das tägliche Leben ansehen, oft verklärt im farbigen Schimmer des Zaubermärchens. Harmlose Anspielungen auf die Tagesneuigkeiten, die der Fremde selten versteht, machen die Vorstellungen zu einem Gegenstück der Klatschanstalten des Nordens, der Kaffee- und Thee-Gesellschaften. Man nennt das aber doch Nationaltheater, obgleich von den wichtigen Angelegenheiten der Nation nichts darin vorkommt. In dieser Beziehung fühlen die Engländer doch anders, sie sind nicht zufrieden, wenn in ihren Vorstadts-Theatern nicht John Bull selbst in floribus erscheint. Der Wiener begnügt sich mit seinem Staberl in floribus, der doch ein echter Philister ist.

Die Liebe für die schöne Natur ist ein hervorstechender Zug im Leben der Wiener. Wer im Sommer nicht auf seinem Landhause wohnen kann, sucht sich durch Excursionen in die schöne Umgegend zu entschädigen. Man begnügt sich auch nicht, wie in München, mit dumpfigen Bierstuben, man will im Garten sitzen oder in luftigen Hallen und dabei schöne Musik hören. Industrie und Handel scheinen zu floriren, sie waren zunächst erforderlich, um die Wunden zu heilen, welche die langen Kriege geschlagen hatten. Man wird an diese täglich erinnert, indem man den Unterschied zwischen Silber und Papier zu studiren hat, und ist anfangs erstaunt, daß so wenig Silber so vielen Schein hat. Wien war 1826 ein billiger Ort, halb so theuer als Berlin, jetzt ist es anders.

Das gräfliche Banquierhaus am Josephsplatze, an welches

ich meinen Creditbrief von Hannover erhalten hatte, stellte zu meinem Schrecken gerade seine Zahlungen ein, als ich davon Gebrauch machen wollte. Es fand sich indeß, daß jeder andere Banquier bereit war, mir dieselben Dienste zu leisten.

Durch meine Freunde in München und Berlin war ich besonders mit Empfehlungen an die haute finance versehen, deren großartige Gastfreundschaft ich in den Häusern Geymüller, Eskeles und Pereira genossen habe. Die Baronessen Eskeles und Pereira waren Schwestern des Stadtraths Mendelssohn in Berlin. Eine dritte verwittwete Schwester, Frau Levy aus Berlin, die ich dort öfter gesehen hatte, war diesen Sommer zum Besuch in Wien. Sie war eine feine musikliebende alte Dame, deren zarte Nerven aber nur die sanften Klänge eines Silbermann'schen Claviers vertragen konnten. Sie wollte mich gern für ihre Rückkehr als Reisearzt engagiren, ich sollte die Reiseroute selbst bestimmen. Ich konnte mich aber nicht entschließen, meiner Freiheit zu entsagen, ich wußte, daß ich zu höflich sein würde, um meine medicinischen Studien gehörig zu vertreten. Der Verkehr mit diesen reichen Leuten hatte außer ihrem Umgange und der Bekanntschaft mit ausgezeichneten Fremden noch den Vortheil, mich im Französischen zu üben, die Conversation wurde bei Tische meistens in französischer Sprache geführt, die Correspondenzen immer. Mit den jüngeren Leuten dieser Familien und deren Freunden machte ich öfter des Sonntags Fußwanderungen in der Umgegend, welche sehr früh Morgens begannen, wobei die liebenswürdige Art der Wiener Jugend stets hervortrat, deren Grundzüge eine harmlose Heiterkeit, ein stachelloser Witz, ein offenes Herz für alles Schöne bilden. In dieser Beziehung unterschieden sich die Wiener sehr vortheilhaft von den Berlinern, die selbst bei hohen Geistesgaben fast immer einen etwas ätzenden Beigeschmack verrathen.

Wenn einst die Glocke gegossen wird, welche die deutsche Einheit mit ihren Klängen einläuten soll, dann müßten auch die Wiener ihr Metall dazu liefern:

> Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
> Wo Starkes sich und Mildes paarten,
> Da giebt es einen guten Klang!

Wiener medicinische Zustände von 1826.

Die hygienischen Verhältnisse Wiens ließen viel zu wünschen übrig. Große Temperaturschwankungen erzeugen eine Menge Katarrhe, Rheumatismen und acute Entzündungen. Die Wasserversorgung war mangelhaft, das Trinkwasser schlecht, das Latrinenwesen im Argen. In der Altstadt wurde die Ventilation beschränkt durch die hohen Festungswälle, welche, durch die neuere Kriegskunst überflüssig geworden, in Gedanken stehen geblieben sind in stolzer Erinnerung der Dienste, welche sie 1529 und 1683 gegen die Türken geleistet haben, sie sind erst 1857 gefallen. Die großen Zinshäuser können bei dem Mangel aller Ventilationsvorrichtungen und bei mangelhaften Latrinen nicht anders wirken, wie schlechte Casernen. Daher kommt zum Theil die instinctive Sehnsucht der Wiener nach ihren Landhäusern und nach ländlichen Excursionen, welche doch die Gefahren des nächtlichen Aufenthaltes in einer animalisirten Luft nicht aufheben. Der Typhus hört fast nie auf, Scropheln bei den Kindern und Lungenschwindsucht bei den Erwachsenen gehören zu den gewöhnlichsten Krankheiten. Da die Scropheln meistens mit Augenentzündungen auftreten, so leitet man diese und die Lungenschwindsucht von dem vielen Staube auf den Glacis und den Landstraßen her, gewiß mit Unrecht, wie Friedrich Jäger in Betreff der Augenentzündungen schon bemerkte. Auf die mangelhafte Ventilation überfüllter hoher Häuser hat man aber kaum in der neuesten Zeit hinreichend

Acht gehabt. Es wird schwer sein, bessere hygienische Verhältnisse herbeizuführen, aber man sollte da anfangen, wo man helfen kann bei der Wasserversorgung, bei den Latrinen, man sollte bei Neubauten auf Ventilation dringen, geschlossene Höfe und geschlossene Häuserviertel nicht dulden. Das wäre eine würdige Aufgabe der Baupolizei. Aber wie wird diese gehandhabt? Die Kostbarkeit des Baugrundes dient fast immer zur Entschuldigung, wenn der Luft überall der Zutritt von unten gesperrt wird. Man bildet sich ein, zur Erneuerung der Luft sei ja der Himmel offen. Aber so wenig wie das Wasser einer Pfütze nach oben abläuft, eben so wenig erneuert sich die animalisirte Luft von oben her, die reine Luft muß unten eindringen können. Wie viele Baumeister sollte es wohl geben, die das wissen oder dem Bauherrn gegenüber geltend machen? Ihr Bestreben ist meistens auf das Gegentheil gerichtet, sie wollen Zugluft abhalten, das ist freilich viel leichter, als für Ventilation sorgen ohne scharfe Luftströmungen.

Wiener Augenärzte von 1826.

Was mich nach Wien geführt hatte, war vorzüglich der Wunsch, dessen berühmte Augenärzte kennen zu lernen. Als ich in Berlin von Rust Abschied nahm und ihm sagte, ich wollte in Wien Augenheilkunde treiben, nahm er das übel und meinte, was ich in Wien lernte, könnte ich auch in Berlin finden. Gräfe war klüger und bescheidener, er kam selbst nach Wien, während ich dort war, um Jäger und Rosas operiren zu sehen. Ich hatte die Ehre, dort sein Cicerone zu sein und konnte mich im folgenden Winter überzeugen, daß er die Reise nicht ohne Nutzen gemacht hatte.

Es giebt in Wien zwei medicinische Facultäten, von denen die eine der Universität angehört, die andere, Josephs-Akademie

oder Josephinum genannt, für angehende Militairärzte bestimmt ist und mit der Universität keinen Zusammenhang hat.

Dr. Rosas, Professor der Augenheilkunde an der Universität, war ein feiner, liebenswürdiger Mann von stattlicher Figur und angenehmen Gesichtszügen, kaum vierzig Jahre alt. Er operirte sehr gut und gab sich mit seinen Schülern viele Mühe. Er hielt weniger lange Vorträge wie andere Professoren, sondern examinirte mehr über die objectiven Erscheinungen, wie es für den Unterricht in der Augenheilkunde allein richtig ist, wo fast Alles offen zu Tage liegt. Er hatte allem Anschein nach mit seinen Staaroperationen nicht minder gute Erfolge wie Friedrich Jäger. Wilhelm Horn, mein Opponent bei der Doctorpromotion (Reise durch Deutschland &c. Vol. I, p. 156), giebt in einer Tabelle vom Schuljahr 1826—1827 die Zahl der von 46 Kataraktösen Geheilten auf 36 an. Das giebt auf 100 Operirte 22 Procent Mißerfolge. Himly, der vorzüglich Nadeloperationen machte, hatte nur 14 Procent mißlungene Fälle. Seitdem Albrecht von Gräfe in unserer Zeit seine peripherische Linear-Extraction eingeführt hat, ist in seinen Händen und in denen anderer geschickter Operateure der Procentsatz mißlungener Fälle bis auf vier heruntergegangen und es werden viel mehr Staare als früher operirt. Von Jäger's Operationen liegen mir keine statistischen Nachweise vor, ich kann nur nach dem selbst Gesehenen schließen, daß im Großen die Resultate der beiden angesehensten Operateure dieselben waren, obgleich Rosas mit Vorliebe den Hornhautschnitt nach unten, Jäger den nach oben machte.

Rosas sah man nur in seiner Universitätsklinik, wo er die Aufgabe hatte, Anfänger zu unterrichten, er wurde deshalb von reisenden jungen Aerzten weniger gesucht, welche die Anfangsgründe hinter sich hatten.

Friedrich Jäger, Professor der Augenheilkunde am Jo-

sephinum, der Schwiegersohn des berühmten Wiener Oculisten Beer, war damals vierundvierzig Jahre alt, eine sehr freundliche Erscheinung durch seinen schönen schwarzen Lockenkopf und kluge, milde, dunkle Augen. Er hatte mehr die Haltung eines Weltmannes, wie der schlichte Rosas, dabei aber als geborener Würtemberger eine ganz schwäbische Gemüthlichkeit. Man sah ihn weniger in seiner Klinik im Josephinum, als bei seinen Hausordinationen, wo er durch kurze Explicationen die zahlreichen Krankheitsfälle den anwesenden fremden Aerzten hinreichend verständlich machte. Man konnte viel bei ihm sehen und wurde im raschen Erkennen des vorliegenden Falls geübt. Seine Therapie war sehr activ und nicht blos auf Localmittel eingeschränkt. Seine manuelle Geschicklichkeit trat bei jeder Gelegenheit hervor, sie stand aber bei ihm unter der Herrschaft eines wohl berechnenden Verstandes, einer menschenfreundlichen Gesinnung. Darin beruhte vorzüglich seine Anziehungskraft, er wünschte Anderen zu helfen und verstand es. In dieser Beziehung ist sein Einfluß auf zahlreiche Schüler gewiß sehr wohlthätig gewesen. Von seiner Geistesgegenwart und seinem festen Vertrauen auf seine sichere Hand erlebte ich ein heiteres Beispiel. Ein alter Jude, auf beiden Augen mit dem grauen Staare behaftet, benahm sich bei der Operation so ungebürdig, daß ein anderer Operateur ihn vermuthlich zu Hause geschickt hätte. Jäger gab ihm zuerst alle möglichen guten Worte, als dies aber gar nicht half, griff er mit beiden Händen in den langen Bart und schüttelte den einfältigen alten Kopf ein paar Mal heftig. Der Alte besann sich, hielt still und Jäger operirte mit der größten Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit, so wie mit dem besten Erfolge. Der Eingriff in den Bart würde ihm übel ausgelegt sein, wenn er seiner Meisterschaft nicht sicher gewesen wäre. Jüngken wußte sich unter ähnlichen Umständen nicht zu helfen. Er war 1841 nach München gekommen, um

einen reichen Juden zu operiren, ich sollte ihm assistiren. Der Patient war aber nicht zum Stillhalten zu bewegen, nicht am ersten, nicht am zweiten Tage, nicht nach acht Tagen. Jüngken mußte unverrichteter Sache wieder abreisen und der Patient wurde erst 1849, nach Einführung des Chloroforms, von einem andern Operateur glücklich curirt. Was Gräfe 1826 besonders nach Wien führte, war der Ruf, welchen sich Friedrich Jäger durch seine Extractionen mit dem oberen Hornhautschnitte erworben hatte. Er machte ihn mit großer Geschicklichkeit, obgleich er sich dazu eines von ihm erfundenen Doppelmessers bediente, welches die Operation erschwerte. Gräfe, der von ihm den oberen Hornhautschnitt annahm, bediente sich dazu nur des einfachen Staarmessers. Man sieht den Splitter leichter im fremden Auge; Gräfe's eigene Erfindungen waren selten so einfach, um allgemeinen Eingang zu finden und doch war er einsichtig genug, die Nachtheile des Jäger'schen Doppelmessers sofort zu erkennen. Jäger's originellste Leistungen waren die Abtragung der Augenlidränder bei Entropium und die Einimpfung einer Blennorrhoe bei Pannus, welche erst kürzlich wieder von Warlomont empfohlen wurde. In letzter Beziehung bin ich Jäger nicht gefolgt, ich erlebte frühzeitig in meiner Praxis einen Fall, welcher bewies, daß Rust Recht habe, wenn er den Pannus von sympathischer Reizung aus dem Unterleibe herleitet und vorzüglich Carlsbader Wasser dagegen empfahl. Eine Frau, welche an öfteren Anfällen von Leberentzündung litt, bekam dann jedesmal Pannus des rechten Auges. Nach Ansetzen von Blutegeln in der Lebergegend verschwand mit der Leberentzündung auch der Pannus. In Jäger's Klinik des Josephinums sah ich bei Soldaten zuerst jene furchtbare Augenblennorrhoe, welche damals unter dem Namen ägyptische Augenentzündung der Schrecken aller europäischen Heere war, über welche Carl Ferdinand von Gräfe 1823

eine glänzende Monographie veröffentlicht hatte. In der damaligen Zeit begnügte man sich damit, den contagiösen Ursprung des Uebels voran zu stellen und bekümmerte sich nicht viel um die hygienischen Mängel, welche dabei eine so große Rolle spielen. Auch später scheint dies in Oesterreich kaum der Fall gewesen zu sein, denn als 1864 die österreichischen Truppen nach Schleswig-Holstein zogen, ließen sie überall große Depots von Trachomkranken zurück. Also nicht einmal in vierzig Jahren ist die Wahrheit zum Siege gelangt, ein trauriges Zeichen für die Intelligenz, mit der solche für das Heer und die Bevölkerung gleich wichtige Angelegenheiten gehandhabt werden. Friedrich Jäger freute sich damals sehr über die gelungenen Wachspräparate, welche zu hohen Preisen Dr. Hoffmayer von den excessiven trachomatösen Wucherungen zu machen verstand, die doch viel geringeres Interesse haben, als die kaum sichtbaren Anfänge des Trachoms, durch deren Bekämpfung auf hygienischem Wege alles weitere Unheil verhütet werden kann. Friedrich Jäger war nicht blos als Augenarzt gesucht, als Arzt des Fürsten Metternich war er bei der haute volée sehr beliebt und entging dadurch der Einseitigkeit, welche für die Specialisten so gefährlich ist, auch wenn sie in ihrer Specialität das Höchste erreicht zu haben scheinen. Friedrich Jäger ist 1871, neunundachtzig Jahre alt, gestorben.

Dr. Sichel, welcher später in Paris als Oculist eine große Rolle gespielt hat, gehörte 1826 zu Jäger's Assistenten. Wir hielten ihn für eine ehrliche Seele von großem Wissensdrang. Er zeichnete sich aber sonst nur aus durch manuelle Ungeschicklichkeit und wenig angenehme Manieren. Trotz dieser natürlichen Hindernisse ist es ihm durch Eifer und Fleiß gelungen, den Beifall der Pariser zu gewinnen, die Lehren der Wiener ophthalmologischen Schule in Frankreich bekannt zu machen und anderen Oculisten den Weg nach Paris zu bahnen. Im Jahre

1859 sah ich ihn bei dem ophthalmologischen Congresse in Brüssel wieder; er war noch der alte Sichel. In einer öffentlichen Sitzung erschien er allein mit allen seinen Orden geschmückt. Man lachte über ihn, und alle Augen wandten sich auf den unbesternten A. von Gräfe, der uns eben seine ersten Mittheilungen über die Glaucomoperation gemacht hatte.

Außer Fr. Jäger's Praxis bot auch die seines älteren Bruders, Carl Jäger, die Gelegenheit, Augenkranke und Operationen zu sehen, zu denen er die fremden Aerzte mit der größten Freundlichkeit einlud. Seine Therapie kam mit der seines Bruders überein, statt der rothen Präcipitalsalbe hatte er eine grüne, mit Spinatsaft gefärbte, über die er selbst zu scherzen pflegte.

Wiener Chirurgen von 1826.

Kern lebte nicht mehr und Zang war invalide. Kern's Nachfolger in der Universitätsklinik war Wattmann, Zang's Vertreter in der chirurgischen Klinik des Josephinums Hager. In geistiger Beziehung wogen sie beide ungefähr gleich schwer, beide nur auf den mechanischen Theil der Chirurgie erpicht, beide unfruchtbar und langweilig durch Mangel einer physiologischen Basis. In ihren Schriften spricht sich dies deutlich genug aus. Wattmann lehrte in einer Abhandlung über verkrüppelte Nasen, wie man diese durch eine Reihenfolge von orthopädischen Apparaten, seiner Erfindung, mit hochtönenden Namen wieder aufrichten könne, und Hager wollte in seinem Werke über Beinbrüche, Verrenkungen und Verkrümmungen rhachitische Beine mit Heftpflaster-Einwickelungen wieder gerade machen und gebrochene Glieder ohne Ausnahme auf die Folter einer permanenten Extension spannen. Hager strebte seinem gelehrten Vorgänger Zang nach, indem er die Früchte seiner Belesenheit in der Klinik anbrachte, Wattmann, dem es ganz

an natürlicher Beredsamkeit fehlte, sprach nicht viel und überließ es seinen Schülern, besonders den Zöglingen des Operationsinstitutes, die Klinik langweilig zu machen. Diese jungen Leute, welche, mit Stipendien von den einzelnen Provinzen ausgerüstet, in Wien zu Operateurs gebildet werden sollten, lasen über jeden zur Operation gelangenden Fall eine selbst verfaßte Abhandlung vor, welche größtentheils aus Zang's Operationslehre abgeschrieben war.

Wilhelm Horn (Reise, Vol. I, pag. 172), der an Dupuytren Vieles auszusetzen hat, fand an Hager Geschmack, der durch einen zweckmäßigen Katheberton für künftige Militairärzte wie geschaffen war. Die guten Wirkungen werden gleich nachher geschildert, die Schüler wußten nichts, wenn eine Querfrage kam, leierten aber ihre Referate über die Kranken mit vollkommener Virtuosität her. Horn, der Vater, hatte nicht einmal bei seinen theoretischen Vorträgen Katheberton, und sie machten großen Eindruck. Für Militairärzte soll er sogar in der Klinik passen.

Der Katheberton, cousin germain des in allen Ländern vorkommenden Kanzeltons, ist für die menschliche Stimme, was die Gravität ist für den übrigen Menschen, ein mysteriöses Benehmen des Körpers, um die Mängel der Seele zu verbergen. Die Stimme zieht sich wie in ein Schilderhaus zurück und tönt, mit Brettern umgeben, ganz wunderbar. Da fühlt sie sich sicher vor allen Anfechtungen eines natürlichen Gefühls und kann ungestört die Schlagwörter betonen, auf die doch Alles ankommt;

> Denn eben wo Begriffe fehlen,
> Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Also in diesem Tone muß man am Krankenbette zu jungen Militairärzten sprechen! Sind das die Vorstellungen, welche sich 1831 ein Berliner Geheimrathssohn von den Militair-

ärzten machte? Es ist möglich, aber vielleicht kannte Wilhelm Horn sie nur aus Raupach's Schellen-Stücken, oder witzig und belesen, wie er ist, scherzte er vielleicht in Erinnerung an Tristram Shandy, der uns schildert, wie Corporal Trim das fünfte Gebot nicht wußte, aber alle zehn Gebote der Reihe nach hersagen konnte, so anstandslos, wie er dabei zugleich die Griffe am Gewehr machte. Der alte Shandy raisonnirt darüber: Das ist das thörichte Gerüste des Unterrichts ohne Gebäude dahinter, ein Spiegel für Pädagogen, Professoren, Hofmeister, Einpauker und Bärenführer, in welchem sie ihr eigenes Bild in seinen wahren Umrissen erblicken! Wissenschaften kann man auswendig lernen, aber nicht Weisheit!

Der alte Shandy erhitzte sich umsonst, Corporal Trim hatte in der Klinik des Lebens gelernt, was es heißt, seine Eltern ehren und ihnen, als sie alt wurden, einen Theil seiner Pension abgetreten. Der Katheder ton, in welchem ihm die zehn Gebote beigebracht waren, hatte ihm nichts geschadet. — Aber Recht hatte der alte Shandy doch, Weisheit kann man sich nicht einpauken lassen, und Militairärzte sollten auch weise sein, nicht abgerichtet wie Papageien!

So ungefähr würde Wilhelm Horn mir eingeheizt haben bei der Promotion, wenn ich die Thesis aufgestellt hätte: der beste Ton für Militairärzte ist der Kathederton!

Es war auffallend, daß die beiden chirurgischen Kliniken der großen Kaiserstadt doch eigentlich arm an interessanten und operativen Fällen waren. Das scheint denn auch so geblieben zu sein, denn als Billroth 1867 als klinischer Universitäts-Professor der Chirurgie nach Wien kam, fand er es auch so. Es wird auch überall so sein, wo eine Klinik nicht selbstständig dasteht, sondern untergefuttert ist in einem großen Krankenhause.

Die fremden Aerzte besuchten meistens die chirurgische Abtheilung, welche unter Dr. Gaßner's Leitung stand. Dieser

war ein treuer Verehrer von Kern und folgte ganz dessen einfachen Grundsätzen.

Wiener Aerzte von 1826.

Der Unterricht in der innern Heilkunst war offenbar in besseren Händen, als die Chirurgie. Professor von Raimann von der Universität und Professor Bischoff vom Josephinum waren beide kluge, durchgebildete Leute von großer Erfahrung und voll Eifer für das Lehrfach.

Raimann war ungefähr funfzig Jahre alt, seine matten Augen bemerkte man kaum, weil man immer die rothe Nase ansehen mußte, welche in dem blassen Gesichte große Wirkung machte. Seine Züge waren so ausdruckslos, als ob der mimische Nerv an beiden Seiten gelähmt sei; er sprach wie aus einer Maske. Und doch interessirte ich mich für den Mann, seine klinischen Vorträge auf dem Katheder, in lateinischer Sprache, waren so durchdacht, so gründlich, so auf den vorliegenden Fall passend, daß man ihm stets mit Aufmerksamkeit folgte. Am Krankenbette hatte man nichts von ihm, weil die Klinik zu voll war. Ich glaube, es war mehr der Professor, der mich anzog, als der Arzt, aber auch seine mehr exspectative Therapie war mir ganz sympathisch, ein Erbtheil meines Vaters, der auch in seinen Verordnungen sehr einfach war, eben so zurückhaltend mit Medicamenten, indem er den größten Nachdruck auf die Diät legte. Was mir an Raimann gefiel, mißfiel anderen jungen Aerzten, welche eine activere pharmaceutische Behandlung verlangten. Diese fanden mehr ihre Rechnung bei Dr. Schiffner, dessen Abtheilung von den fremden Aerzten viel besucht wurde. Die Wiener Kliniken waren für den elementaren Unterricht, und wenn man diesen hinter sich hat, sehnt man sich nach einem weiteren Felde der Beobachtung, als die beiden Säle, in denen jeder der beiden

Kliniker sein kleines Häuflein Kranker zeigte, darbieten konnten.

Schiffner hatte im allgemeinen Krankenhause acht Säle für innere Kranke, außerdem noch eine Abtheilung für Hautkranke und eine andere zum vorübergehenden Aufenthalte von Geisteskranken; es war also viel bei ihm zu sehen. W. Horn, der sich sehr für Schiffner interessirte, hat die meisten seiner Heilmethoden aufgezeichnet, sie können noch jetzt dazu dienen, älteren Aerzten zum Maßstabe ihrer Fortschritte zu dienen. Ich hatte durch Wedemeyer Manches schon besser gelernt, z. B. die Behandlung des Typhus ohne Reizmittel, und habe später noch Vieles abgestreift, wie den häufigen Gebrauch des Brechweinsteins, der drastischen Abführungsmittel und der Exutoria.

Die Universitätsklinik der Therapie von Wawruch, welche sich, wie die von Raimann, im allgemeinen Krankenhause befand, hatte nichts Anziehendes, ihr Aushängeschild war ein großer Glasschrank mit abgetriebenen Bandwürmern.

Der damals zweiundvierzigjährige Bischoff war ein schöner großer Mann mit viel natürlicher Lebhaftigkeit. Das dem Josephinum anliegende Militairhospital enthielt die Räume für seine Klinik, welche auch weibliche Kranke aufnahmen. Da es bei ihm nicht so voll war, wie bei Raimann, so konnte man ihn auch am Krankenbette sehen, wo er, den Umständen nach, Deutsch oder Lateinisch sprach und ohne Kathederton sehr instructive Vorträge hielt. Er übernahm 1837 statt seiner klinischen Professur die der Physiologie und versah zugleich die Stelle eines dirigirenden Oberst-Feldarztes, Präses der Militair-Medicinalbehörde und Vorstandes der Josephsakademie. Seine zahlreichen Schriften über innere Heilkunde wurden gut aufgenommen, weil sie, obgleich ohne große Originalität, doch verständig und objectiv abgefaßt waren.

Die genannten drei Aerzte, Raimann, Bischoff und Schiffner, waren es, als Erben der Weisheit und der symptomatischen Heilkunst eines van Swieten, Borsieri und Peter Frank, mit denen sich die einheimischen und fremden Fachgenossen am meisten beschäftigten.

Es befand sich aber unter den ordinirenden Aerzten des allgemeinen Krankenhauses ein alter Mann, Dr. Rensi, seit zweiundvierzig Jahren Primararzt, von seinen Kranken angebetet, wie W. Horn sagt, der es verstand, die Aderlässe zu entbehren. Die geräuschlose Thätigkeit dieses alten Italieners hat wohl ihre guten Folgen gehabt. Einem so kaltblütigen Beobachter wie Raimann war sie gewiß nicht entgangen. Er selbst ließ noch zur Ader, aber seine zum Exspectiren neigende Therapie bildete den Uebergang zu weiteren Schritten auf demselben Wege.

Im Jahre 1826 war die physikalische Untersuchungsmethode, die ich durch Wedemeyer und Spangenberg bereits kennen gelernt hatte, welche beide in Paris waren und Laennec's, 1819 erschienenes, unsterbliches Werk, Traité de l'auscultation mediate studirt hatten, in Wien noch fast unbekannt. Es war Skoda vorbehalten, dieselbe 1835 dort einzuführen. Der unzertrennliche Begleiter dieser Kunst, die pathologische Anatomie, fing 1826 bereits an, größere Aufmerksamkeit zu erregen. Anstatt des dem Trunke ergebenen Professors Biermayer machte Dr. Wagner die Sectionen im allgemeinen Krankenhause, denen die fremden Aerzte mit eben so vielem Eifer folgten, wie den Kliniken. Der hoffnungsvolle Mann ist früh gestorben, sein Nachfolger war Karl Rokitansky, ohne dessen Hülfe Skoda schwerlich das geworden wäre, was er ist, der Lehrer der physikalischen Diagnostik für ganz Deutschland. Diese Aufgabe erfüllte seine ganze Seele, sie genügte ihm, Laennec hatte sich ein höheres Ziel gesteckt, auch ohne Auscultation wäre er

ein großer Arzt gewesen. Skoda interessirte sich auch für die pathologische Anatomie nur so weit sie auf Auscultation Bezug hat, die Therapie verachtete er, weil er sie nicht kannte, oder nur in der Apotheke suchte. Schade für ihn! Er würde sich glücklicher gefühlt haben, wenn er seinen Beruf anders aufgefaßt hätte, die Auscultation ist nicht Selbstzweck. Schade für den Ruhm der deutschen Heilkunst! Skoda hätte uns die Beschämung ersparen können, von Joseph Dietl die Entbehrlichkeit der Aderlässe in der Lungenentzündung zu lernen. Noch nie hat ein wissenschaftlich so verwerfliches Opus so großen Eindruck gemacht, als Dietl's Schrift: Der Aderlaß in der Lungenentzündung. Sie predigt den größtmöglichen Mißbrauch der physikalischen Diagnostik, mit dem Grundsatze, an welchem Laennec ganz unschuldig ist: Kranke, welche die physikalischen Zeichen der Lungenentzündung darbieten, werden diesen Erscheinungen gemäß behandelt, andere kommen bei der Therapie nicht in Betracht! So werden nach diesem Principe Versuche angestellt: 1) mit der Aderlässe, 2) mit Brechweinstein und 3) mit Diät allein.

Es trifft sich dann, daß Pyämische und Marantische mit der Aderlässe behandelt werden und sterben, daß Typhuskranke, an Magengeschwüren Leidende, Marantische, an Säuferdyskrasie Leidende Brechweinstein bekommen und auch sterben. Aus diesen Versuchen, welche zwanzig Procent Todesfälle ergeben, wird der Schluß gezogen, daß Aderlässe und Brechweinstein nicht gut für die Pneumonie sind und daß die diätetische Behandlung besser sei, welche nur 7 $1/2$ Procent Todte zählt. Dietl nennt sich einen Schüler von Raimann, aber nur um dabei zu bemerken, daß dieser in der Lungenentzündung zu Ader gelassen habe. Der von Wilhelm Horn aufbewahrte Krankenrapport des allgemeinen Krankenhauses vom Jahre 1827 zeigt auf 533 Pneumonien 54 Todesfälle, also zehn Procent, nicht

zwanzig, wie bei Dietl unter Anwendung der Aderlässe. Es wurde zu Raimann's Zeiten ohne physikalische Diagnostik im Großen doch wohl besser diagnosticirt, als von Dietl mit seiner Diagnose, Pneumonie statt Typhus, Pyämie, Marasmus. Mit solchen Diagnosen wäre Dietl bei Raimann im klinischen Examen durchgefallen.

Raimann ließ schon viel weniger zur Ader als Wedemeyer, den ich einmal 120 Unzen entziehen sah. Warum folgte Raimann nicht dem alten Rensi? Ich vermuthe, weil er in seinen beiden klinischen Sälen nicht dieselben Erfolge erzielen konnte, wie Rensi in seiner Abtheilung. Wenn man für alle seine Kranken desselben Geschlechts nur einen einzigen Saal zur Verfügung hat, so hört alles Individualisiren in Hinsicht auf Temperatur des Krankenzimmers auf und dieses gerade leistet bei der Pneumonie die größten Dienste. Ich habe hier im Generalhospitale den Saal für frische Pneumoniker, in welchem die Patienten bis zum Aufhören des Fiebers blieben, im Winter nur bis auf zwölf Grad Reaumur heizen lassen und dabei in den ersten sechs Jahren von 242 Pneumonikern gar keinen Todesfall gehabt. In den folgenden Jahren stellten sich einige Todesfälle ein, so daß in der Tabelle von 1853 bis 1864, die ich dem Naturforschervereine zu Hannover von 1865 vorlegte, auf 558 Pneumonien fünf Todte kamen, welche alle demselben ostfriesischen Regimente angehörten und mit Leber- und Milzanschwellungen behaftet waren. Daraus ergiebt sich denn wohl, daß die einfache, nicht complicirte Pneumonie bei kühlem Verhalten, ohne Aderlässe, mit einer örtlichen Blutentziehung beim innerlichen Gebrauche der Phosphorsäure, keine sehr gefährliche Krankheit sei. Es ist möglich, daß man auch die örtliche Blutentziehung entbehren könnte, ich würde sie aber doch beibehalten, auch wenn man den Beweis der Entbehrlichkeit führte, weil sie die Leiden des Patienten so sehr lindert.

Man ist nicht blos Arzt, um das Leben zu retten. Daß eine nicht blos diätetische Curmethode in meinen Händen bessere Erfolge hatte, wie Dietl's 7 1/2 Procent Todesfälle bei Diät allein, darauf ist natürlich kein Werth zu legen, weil Dietl's Diagnosen gar kein Zutrauen verdienen und weil meine Patienten lauter junge Leute waren. Ich würde dieser, einer späteren Zeit angehörenden, Wahrnehmungen hier nicht gedenken, wenn sie nicht nothwendig wären, um die Wiener medicinischen Zustände von 1826 einer Kritik zu unterwerfen, welche noch heute paßt. In zwei Sälen, einen für männliche, den andern für weibliche Patienten, kann man junge Aerzte nicht in der Heilkunst unterrichten, man kann ihnen nicht zeigen, wie man individualisiren müsse. In allen fieberhaften Krankheiten ist die Hitze eines der wesentlichsten Symptome; kann man diese nicht mäßigen durch kühle Luft, so ist die ganze übrige Therapie keinen Schuß Pulver werth! Dazu kommt noch, daß in den zwei Krankenzimmern selbstverständlich alle ansteckenden und ekelhaften Kranken ausgeschlossen sein müssen. Daraus folgt, daß sich in zwei Sälen keine Klinik halten läßt, die einer großen Universität würdig wäre und der Professor selbst in Gefahr steht, irrige Ansichten über Therapie zu gewinnen, oder gleichgültig zu werden gegen bessere Einsichten, welche er unter günstigeren äußeren Verhältnissen sich zu eigen gemacht hatte.

Oesterreich hatte 1826 für seine deutschen Staaten nur die beiden großen Universitäten Prag und Wien, deren Kliniken den Elementar-Unterricht zu geben hatten und von Studirenden überfüllt waren, welche nur die wenigen in den klinischen Sälen befindlichen Kranken sahen und nichts von den vielen anderen in den Abtheilungen. Die Primärärzte liebten es gar nicht und viele von den jungen Leuten hatten auch nicht die Zeit dazu, weil sie sich durch Unterrichtgeben die Mittel

zum Studiren verschaffen mußten. Die großen Städte geben dazu hinreichende Gelegenheit, aber die Studien leiden darunter, die Studenten von Prag und Wien sind nicht die heiteren, lebensfrohen Jünglinge der norddeutschen Universitäten. Sie sehen gedrückt aus und werden von den Professoren nicht immer freundlich behandelt. In kleinen Universitätsstädten würde dies kaum möglich sein, die Studenten sind einander näher, sie verbrüdern sich mehr und schleifen sich unter einander ab. Ihr Corporationsgeist artet mitunter aus, hat aber seine großen Vortheile, er vertreibt die Sucht, sich abzuschließen, nur an sich selbst und seine kleine Zukunft zu denken und hegt den Sinn für das Allgemeine, für den Stamm, für die Nation und deren Hoffnungen. Von alledem ist in den großen Universitätsstädten nichts zu finden. Was davon existirt, rührt von den kleineren Universitäten her, sie sind die Pflanzschulen des Patriotismus für die gelehrten Stände; im Reiche, das heißt im außerösterreichischen Deutschland, fängt man seine Studien auf einer kleinen Universität an und beendigt sie auf einer großen. Wie viel glücklicher ist in dieser Beziehung das Reich mit Oesterreich verglichen. Preußen hatte außer Berlin noch Breslau, Königsberg, Bonn, Halle und Greifswalde; Bayern hatte neben München noch Würzburg und Erlangen, dazu kamen noch Leipzig, Göttingen, Tübingen, Marburg, Gießen, Heidelberg, Freiburg, Jena, Rostock und Kiel, Pflanzschulen der Wissenschaft und der Vaterlandsliebe! Jedermann weiß dies, aber wie viele Narren giebt es nicht heutzutage im Reiche, die es nicht erwarten können, daß alle kleinen Universitäten vernichtet werden, um die großen desto mehr aufschwellen zu lassen, wo die Studenten aufhören Burschen zu sein und die Professoren so oft demoralisirt werden durch Eitelkeit, Habsucht oder durch Geschäfte, die ihrem eigentlichen Berufe fern liegen! Oesterreich hat Jahrhunderte lang das zweifel-

hafte Glück gehabt, nur große Universitäten zu besitzen und was sind die Folgen gewesen? Jetzt, wo man anfängt sich zu besinnen, will man, wie in Innsbruck, kleine Universitäten anlegen, aber zu spät! Man ließ Anno 1409 Studenten und Professoren von Prag fortziehen und im Reiche kleine Universitäten anlegen, damals wäre es Zeit gewesen, jetzt ist das Versäumte nicht mehr nachzuholen.

Man sagt den kleinen Universitäten nach, sie hätten zu wenig Material für statistische Nachweise, für Leichenöffnungen, aber es ist nicht das Material, welches entscheidet, sondern der Geist, welcher die Materie lebendig macht. Newton hatte an einem fallenden Apfel genug, um die Gravitationslehre der Himmelskörper zu entdecken, durch einen ganzen Himpten wäre er um nichts klüger geworden. Nicht blos die Himmelskörper, auch die Geister haben ihre ewigen Attractions-Gesetze! Wohin gravitirte der Reichsapfel, als er den Händen des letzten deutschen Kaisers entfallen war? Darüber beriethen sich die deutschen Professoren 1849 in Frankfurt. Sie suchten ihn in Berlin und konnten ihn nicht finden. Seit 1804 war er längst vermodert, aber aus einem seiner Kerne war ein kräftiger Baum emporgewachsen. Seine Früchte waren herbe, aber man wird ihn veredlen durch Propfreiser anderer, edler Stämme, sagten die deutschen Gelehrten und dann wird er auch süße Früchte tragen.

Das Josephinum.

Es ist ein stattliches, palastähnliches Gebäude, welches Kaiser Joseph für die angehenden Militairärzte gebaut hat. Jeder Fremde besucht es, um die kostbaren anatomischen Wachspräparate zu sehen, mit denen eine ganze Reihe von Sälen angefüllt ist. Ihr Nutzen für Aerzte ist nur gering anzuschlagen,

nur durch Selbstpräpariren kann man Anatomie erlernen. Trotz ihrer schönen Ausstattung mißfiel mir die ganze Anstalt. Ich brachte von Hannover schon die Ansicht mit, Militairärzte müßten Leute von allgemeiner Bildung sein, um eine des ärztlichen Standes würdige Rolle in der Armee zu spielen. Im Josephinum aber wurden zweierlei Heilkünstler ausgebildet, eine höhere Art, welche den Doctorgrad erwarb, und eine niedere, welche, ohne Schulbildung, nur bis zum Chirurgenthum sich aufschwang. Für den im Josephinum empfangenen unentgeltlichen Unterricht blieben die Doctoren fünfzehn Jahre, die Chirurgen zehn Jahre obligirt, das war der technische Ausdruck für so viel Jahre Zwangsarbeit. Eine solche Anstalt war zu Kaiser Josephs Zeiten wohl an ihrem Platze. In ganz Deutschland gab es neben den Universitäten noch die chirurgischen Schulen, das Studium der Heilkunst bedurfte noch der Aufmunterung durch Stipendien, welche der Armee zum Vortheil gereichen sollten. Man dachte sich den Unterschied zwischen Aerzten und Chirurgen ungefähr so, daß die letzteren, aus niederen Lebenskreisen entsprungen, geringere Ansprüche machen würden, übrigens aber der Humanität ähnliche Dienste leisten sollten wie die Aerzte, abgesehen vielleicht von neuen Entdeckungen, zu denen man ohne allgemeine Bildung nicht leicht gelangt. So lange das Officiercorps einer Armee in der Bildung so wenig vorgeschritten war, daß die deutsche Orthographie für überflüssig gehalten wurde, mochte es angehen, Chirurgen anzustellen. Mit fortschreitender Bildung der Officiere wurde der Chirurg dem Arzte ein Gefährte, der ihn vor sich selbst erniedrigte. Die Doctoren empörten sich gegen eine früher erträgliche Communio malorum, nicht bonorum, denn mit Ausnahme von Hannover, wo man 1813 die englischen Einrichtungen angenommen hatte, war das Loos der Militairärzte nicht beneidenswerth. Gerhard van Swieten, der unter Maria Theresia von 1745 bis 1772 das

medicinische Studienwesen ordnete, hatte wohl schon eine Ahnung davon, daß Medicin und Chirurgie demnächst mit einander verschmelzen würden, denn er vereinigte in Prag und Wien die Lehrmittel für Doctoren und für Chirurgen so, daß der Unterricht theilweise ein gemeinschaftlicher war. Diese Verschmelzung hat sich allmählich in Deutschland vollzogen, die chirurgischen Schulen gingen ein, im Staatsexamen gab man noch Licenzen für Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe einzeln, aber das hatte keine praktische Bedeutung mehr, weil die große Mehrzahl der jungen Aerzte es nothwendig fand, in allen drei Zweigen Licenz zu besitzen. Jetzt ist nur die Trennung des Physicats-Examens noch von Bedeutung und wird es bleiben, weil nur wenige Aerzte Physici werden können. Gegen diese Entwickelung der Heilwissenschaft bei steigender Cultur kann kein Staat mehr ankämpfen, er muß davon Vortheil zu ziehen suchen. Was halfen ihm die vielen Compagnie-Chirurgen der früheren Zeit? Ein einziger durchgebildeter Arzt unterrichtet jetzt kostenlos, wenn es darauf ankommt, die nöthige Anzahl von Sanitätssoldaten für eine ganze Brigade und leistet mit diesen bescheidenen Helfern mehr als früher mit Compagnie-Chirurgen, zu deren Ausbildung kostbare Staatsanstalten unterhalten werden mußten. Seit der Verschmelzung von Medicin und Chirurgie fingen die Aerzte an, die Nützlichkeit besonderer Bildungsanstalten für Militairärzte in Zweifel zu ziehen. Es giebt nur eine untheilbare Heilkunst, wozu also besondere Bildungsanstalten für Civil und Militair? Civil- und Militairärzte sollen auf derselben Basis allgemeiner und ärztlicher Bildung stehen; was der Civilarzt besonderes wissen muß, lernt er im Umgange mit Patienten aus allen Ständen, der Militairarzt im Verkehr mit Dienstpflichtigen und mit Soldaten. Im Kriege müssen ohnehin die Civilärzte aushelfen, dann sollen sie mit den Militairärzten Hand in Hand gehen. Besondere

Bildungsanstalten für Militairärzte nähren einen Kastengeist, der für gemeinschaftliche Aufgabeu störend wirkt.

Solche Stimmen ließen sich überall vernehmen, in Preußen wie in Oesterreich. Die von den Wiener Studenten ausgehende Revolution von 1848 stürzte das Josephinum, es wurde 1849 aufgehoben. Die Reaction stellte es 1854 wieder her. Ich habe damals eine gedruckte Instruction für den Director der Anstalt, als Chef des Chirurgenthums, gelesen, welche mich in Erstaunen setzte. Die Physiologie bildete keinen Theil des Studienplans, Hager und Wattmann hatten ja auch nichts damit anzufangen gewußt. Der einzige physiologische Unterricht, welcher in Aussicht gestellt wurde, bestand darin, daß der Director dafür zu sorgen hatte, daß die angehenden Chirurgen sich nicht im Essen übernähmen. Später besann man sich eines Besseren, ein berühmter Physiolog, mein früherer Schüler Ludwig, wurde vocirt, hat es aber am Josephinum nicht lange ausgehalten. Pitha wurde berufen, der sich als Professor der Chirurgie in Prag einen ehrenvollen Namen erworben hatte, aber am Josephinum scheint sein Stern untergegangen zu sein, denn 1866 mußte Professor von Dumreicher von der Wiener Universität die Ehre der österreichischen Chirurgie in Böhmen vertreten. Das Josephinum ging seinem Untergange entgegen, es bedurfte keiner Revolution, dasselbe zum zweiten Male eingehen zu lassen, um es nie wieder zu errichten. Anstalten dieser Art haben sich überlebt. Die Engländer fanden sie nicht einmal passend für ihre geworbenen Truppen, sie passen noch viel weniger zur Ausbildung von Aerzten für ein deutsches Volksheer, in welchem die Prinzen so gut dienen, wie die Bauernsöhne, welches eine Bildungsschule für das ganze Volk darstellen soll, durch die Vermischung aller Stände, wobei jeder dem andern mittheilt, was er Gutes hat. Nur Aerzte, welche eine freie medicinische Bildung genossen haben, können in der Armee in

diesem Sinne wirken, auf die Officiere, mit denen sie im Verhältnisse von Kameraden stehen müssen, auf die Mannschaft, der sie durch das Institut der Sanitätssoldaten nahe treten. Die Erfahrung hat es längst gelehrt, daß jede freie Geistesentwickelung gestört wird durch das System der beständigen Ueberwachung, des Eintrichterns, wie es in militairärztlichen Schulen üblich ist. Es war durchaus verkehrt, wenn man darin gerade ihren Nutzen suchte, die jungen Gemüther schon für die Verhältnisse der Armee zu schulen, in welcher die strenge Befolgung erhaltener Befehle Jedem zur Pflicht gemacht werden muß, denn nur als ein williges Werkzeug in der Hand ihres Führers kann eine Armee von Nutzen sein. Aber was hat die wissenschaftliche Ausbildung zu schaffen mit der Ausführung der erhaltenen dienstlichen Befehle? Gar nichts! Der Soldat soll gehorchen, aber die Wissenschaft soll nicht Rechnung tragen! Beim Militair, sagte ein alter hannoverscher Artillerist, lernt man das Reden, aber auch das Maul halten! Sogar die englischen Militairärzte hatten das so gut begriffen, daß eine Commission englischer Generale 1858 Miß Nightingale darüber befragte, ob die geheimen Conduitenlisten nachtheilig wirkten auf den militairärztlichen Stand? Von den Militairärzten selbst erwarteten sie keine freie Meinungsäußerung. Bei den Engländern läßt sich der thatkräftige Sinn so leicht nicht unterdrücken, er kommt im Drange der Verhältnisse immer wieder zum Vorschein, wenn es gilt, ohne das Dienstreglement zu befragen, sich und Anderen zu helfen. Aber wehe den Verwundeten und Kranken im Kriege, wenn neben dem Dienstreglement nichts mehr Platz hat in der Seele des Militairarztes, weil jede freie Regung bedenklich erscheint. Gerade weil der Soldatenstand es mit sich bringt, bei jeder Gelegenheit rücksichtsvoll zu sein, im Bewußtsein der Verantwortlichkeit, sollte man dem Dienste in der Armee eine freie, geistige Entwickelung

vorhergehen lassen. Sie würde ihre Früchte tragen, die Wahrheit würde öfter zu Tage kommen, wenn auch nicht auf dem Exercierplatze oder auf der Parade! Je freier die geistige Entwickelung gewesen ist, desto mehr Hoffnung ist vorhanden, daß sie im ferneren Leben nicht ganz der Routine Platz mache, daß auch in wissenschaftlicher Beziehung ein Weiterstreben fortbestehe, welches zu größeren Leistungen befähigt und die Möglichkeit gewährt, aus der Zahl der Militairärzte die geeigneten Persönlichkeiten für die Besetzung höherer Stellen wählen zu können. Wir können nicht decentralisiren, sagte mir einmal ein berühmter Minister, es fehlt dazu an den geeigneten Personen, wir müssen Gott danken, wenn wir für die Centralstelle die rechten Männer finden. So geht es eben bei dem Abrichtungssysteme und dieses fehlerhafte Princip führt dann, wie immer, zu neuen Fehlern. Einem abgerichteten, obligirten Etat von Militairärzten kann man zum Chef geben, wen man will, er muß passen und wird nach oben vermuthlich eben so obligeant sein, wie seine Untergebenen obligirt. Im Frieden geht es so nothdürftig fort, wenn die Herren Militairärzte nicht indiskret sind und die ständische Opposition sich um andere Dinge mehr kümmert, als um die Gesundheit des Heeres. Im Kriege hapert es dann, man merkt es, daß alle Spontaneität fehlt, daß der Chef nicht mehr vorstellt wie der Stein, den Jupiter in den Sumpf warf, als die Frösche das Bedürfniß fühlten, einen Dirigenten zu haben. Solche Steine sind in Oesterreich öfter vom Himmel gefallen, seit 1849, wo Bischoff zurücktrat; man suchte dann nach anderen oder beruhigte sich wieder mit dem Gedanken, der nächste werde doch wohl kein Meteorstein werden!

Barmherzige Brüder und Schwestern.

Die beiden Hospitäler, von denen das eine den barmherzigen Brüdern gehörte, das andere den barmherzigen Schwestern vom Orden der Elisabethinerinnen, wurden 1826 nur als Wohlthätigkeitsanstalten betrachtet, ohne wissenschaftliche Anziehungskraft für fremde Aerzte. Man besuchte sie, um sie gesehen zu haben, und freute sich in beiden der großen Reinlichkeit, Ordnung und guten Pflege. Die Betten dieser Hospitäler wurden von reichen Leuten unter dem Einflusse ihrer Seelsorger gestiftet, man konnte die Macht der katholischen Kirche über die Gemüther darnach berechnen. Eine Vergleichung der barmherzigen Brüder mit den Schwestern fiel nicht zum Vortheil der ersteren aus. Es macht keinen sonderlichen Eindruck, wenn ein Mann in Ordenstracht Zähne auszieht oder Pillen dreht, seinen Hülfsleistungen am Krankenbette fehlt die Milde und Anmuth der Schwestern. Ein Mann am Krankenbette sollte wenigstens keinen Ornat tragen, der zu besonderen Ansprüchen berechtigt, man hat deshalb wohl gethan, den Sanitätssoldaten keine besondere Uniform zu geben. Mit den Frauen ist es etwas ganz anderes, sie wissen in jeder Tracht ihre natürliche Gewandtheit zu bewahren, während das männliche Ungeschick durch das Costüm hervorgehoben wird.

Man hat den Frauen nur eingeräumt, was ihnen zukommt, indem man sie später fast ausschließlich dazu gewählt hat, die christliche Nächstenliebe am Krankenbette zu vertreten. Sie waren allein dazu geeignet, dem Gedanken Eingang zu verschaffen, daß die uneigennützige Krankenpflege eine der edelsten Schöpfungen der christlichen Religion sei, nur Frauen konnten, einem Orden angehörend, Eingang in die Familien finden und in Krankenhäusern wirken, welche ohne Hülfe der Geistlichkeit gestiftet und unterhalten werden. Diese Aufgabe der neueren

Zeit wurde mit sehr verschiedenem Glücke versucht, auf der einen Seite mit völligem Gelingen, wie in München, auf der andern mit dem Gegentheil, wie gerade in Wien, mit katholischen und in Berlin mit protestantischen Schwestern. Das ist das Loos aller irdischen Bestrebungen, der Gedanke ist göttlichen Ursprungs, die Ausführung liegt in sterblichen Händen.

Eins hat man, glaube ich, jetzt begriffen, daß die Krankenpflege eine Kunst ist, welche mit Talent und Fleiß erlernt werden muß, daß diese Eigenschaften wichtiger sind, als sentimentale Schwärmerei, welche bald flügellahm zu werden pflegt, daß die Krankenpflege ihre Erbweisheit hat, welche auf langjährigen Erfahrungen beruht. Man darf deshalb nicht hoffen, mit Geld und gutem Willen das zu schaffen, was die christliche Religion in Jahrhunderten hervorgebracht hat. Man möchte jetzt die Geistlichkeit von der Theilnahme an dieser Frucht eines werkthätigen Christenthums ausschließen, um der Intoleranz Einzelner zu entgehen, nach meiner Meinung ohne Aussicht auf Erfolg. Das Institut der barmherzigen Schwestern katholischer und protestantischer Confession beruht auf einer vollständigen Kenntniß des menschlichen Herzens, dem die Religion um so mehr eine unentbehrliche Stütze ist, je mehr irdische Zwecke fern liegen. Das letztere aber ist es, was man verlangt, man will nicht ein Institut bezahlter Krankenpflegerinnen, sondern den reinen Ausdruck christlicher Nächstenliebe. Von wem soll diese gelehrt werden, von den Geistlichen oder von den Aerzten? Der männliche Beistand ist nicht zu entbehren. Nach meiner Ansicht von den Geistlichen, deren Beruf es ist. Wenn ein Pastor sich damit abgiebt, Kranke zu curiren, so halten wir Aerzte ihn vielleicht für einen hochmüthigen Narren, wenn ein Arzt aber seine kirchliche Richtung zur Schau trägt, so hält man ihn für einen Heuchler, und oft mit Recht, denn ein wahrer Arzt, der allen Confessionen dienen

soll, kann nicht mit Leidenschaft einer einzigen anhängen, keiner ecclesia militans angehören, wie man dies von dem Pastor verlangen kann, denn was man ist, soll man mit Eifer und Ueberzeugung sein. Es gehört der Einfluß, es gehören die Verbindungen der Geistlichen unter einander dazu, um das Institut der barmherzigen Schwestern stets mit neuen Kräften zu versehen; die geistlichen Herren brauchen nicht zu werben, nur aufzuklären. Wenn man von den Aerzten sagen kann: medicus medicum odit, sie können sich gegenseitig nicht ausstehen, so gilt nicht das Gleiche von den Geistlichen, sie sind bessere Amtsbrüder, als die Aerzte Collegen!

Die Protestanten klagen über die Proselytenmacherei der Katholiken, die Katholiken über den Hochmuth der Protestanten, beide nicht mit Unrecht. Wenn die katholische Kirche aber keine andere Proselytenmacherei triebe, als mit Hülfe der barmherzigen Schwestern, so kann man sich diese wohl gefallen lassen, leichter als den protestantischen Dünkel, der sich schon darin ausspricht, daß man einem Institute, welches die Protestanten den Katholiken entlehnt haben, nicht denselben Namen geben mochte. Anstatt barmherzige Schwestern sollen die Krankenpflegerinnen Diaconissen heißen. Dieser abgeschmackte Namen findet keinen Eingang, das Publikum unterscheidet nur zwischen katholischen und protestantischen barmherzigen Schwestern. An Orten, wo beide Jahre lang neben einander gewirkt haben, macht man keinen anderen Unterschied, man wendet sich dahin, wo man zuerst Hülfe finden kann, die Schwestern beider Confessionen stehen in gleichem Ansehen, wie ich dies zum Beispiel zu Mühlhausen im Elsaß gefunden habe. An anderen Orten findet die auf längeren Erfahrungen begründete größere Geschicklichkeit der katholischen Schwestern das verdiente Lob. Mir ist es im Verkehre mit katholischen Schwestern zu Statten gekommen, daß ich Protestant war, ich konnte mich ihnen

freundlich bezeigen, ohne in den Verdacht der religiösen Kriecherei zu kommen. Unter Protestanten hat es damit keine große Gefahr, ein protestantischer Arzt muß es in der Muckerei schon weit gebracht haben, wenn man ihm daraus einen Vorwurf machen sollte, die protestantischen Schwestern zu begünstigen.

In dem Hospitale der barmherzigen Brüder leitete ein Geistlicher die ärztliche Behandlung, in dem der Schwestern der fünfundsechszig Jahre alte Graf Carl Borromäus von Harrach, Onkel der Fürstin von Liegnitz, zweiten Gemahlin des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III. Graf Harrach hatte zuerst Jura studirt und war schon Regierungsrath in Prag, als er den Gedanken faßte, noch Medicin zu studiren. Er legte seine Stelle nieder, wurde Arzt und practisirte die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens unentgeltlich in Wien, wo er 1829 gestorben ist. Da er nicht blos ein vornehmer und reicher, sondern auch ein guter Mann war, so erregte seine Persönlichkeit großes Interesse. Es war oft von ihm die Rede unter den jungen Aerzten, sie beneideten ihn um das Glück, seine Kunst ganz unentgeltlich üben zu können, in Wien zu leben, ein Hospital zu dirigiren und dabei ein Graf zu sein. Ich fand das auch sehr ehrenvoll, aber nicht neidenswerth. Graf Harrach hatte als Jurist seinen Beruf verfehlt und wurde Arzt mit Hindernissen, die in seiner gesellschaftlichen Stellung lagen. Wer nur unentgeltlich practisirt, kann nie wissen, ob man ihn seiner Geschicklichkeit wegen sucht oder aus anderen Gründen. Feine gebildete Leute sieht er nicht als Arzt, es entgeht ihm Vieles, was den feinfühlenden Mann beglückt. Er lernt nur eine gewisse Classe von Menschen kennen, und auch diese nur unvollkommen. Er studirt im Hospitale wohl die Krankheiten, aber nicht die Menschen.

Reichthum ist dem Arzte entbehrlich, ein unbemittelter

Doctor, der von seiner Praxis leben muß, kann gegen arme Kranke eben so großmüthig sein, als ein reicher, er kann in seiner Art noch mehr leisten, als dieser, wenn er reichen, gutgesinnten Freunden hilft, ihre Wohlthaten passend zu verwenden. Wäre ich an Graf Harrach's Stelle gewesen, so würde ich Rang und Namen abgelegt haben, um zu versuchen, was ich ohne diese geleistet hätte; aber das konnte er nicht, er liebte sein Vaterland, wo man ihn überall gekannt hätte, und dann gab ihm sein Stand Gelegenheit, in den Unglücksjahren von 1805 und 1809 mehr zu leisten, als andere Aerzte.

Mit diesen und anderen Gründen suchte ich mir und Anderen zu beweisen, daß wir keine Ursache hätten, Graf Harrach zu beneiden. Aber es kam die Zeit, wo ich es doch that, als ich anfing zu practisiren, als die Leute kamen und fragten: Herr Doctor, was bin ich Ihnen schuldig? Die Gefühle, welche mir diese Fragen erregten, sind nicht ohne Einfluß auf meine Carriere gewesen.

Nachfolger hat Graf Harrach nicht gefunden. Es giebt viele seines Standes, die sich von der lebenswarmen Heilkunst angezogen fühlen, aber sie studiren nicht, wie er, Medicin und übernehmen nicht die Leitung einer öffentlichen Heilanstalt, deren Erfolge Jedermann erfährt, von der man nicht sagen kann, wie Dr. Faust: Und Niemand fragte, wer genas? wo man zeigen muß, daß man anderen Aerzten ebenbürtig sei. Sie curiren lieber im Stillen, vertheilen Pflaster für alle äußeren Schäden und Tropfen oder Pillen für alle inneren Krankheiten, und machen Propaganda für Homöopathie oder Hydriatik. In allen Gegenden Deutschlands, die ich bewohnt habe, gab es gräfliche oder freiherrliche Familienpflaster, man könnte jedes Jahrhundert einmal damit eine Pharmacopoea nobilis anfüllen. Es handelt sich dabei meistens, wie bei den Volksmitteln, um die weggeworfenen Kinderschuhe der Heilkunst

früherer Zeiten. Les extrêmes se touchent, in diesem Punkte ist der Bauer gerade so klug, wie der Edelmann.

Baden bei Wien.

Dieses warme Schwefelbad, welches nur zwei Meilen von Wien entfernt liegt, ist besonders interessant durch die daselbst üblichen Gesellschaftsbäder.

Ich hielt es für gut, dort ein paar Tage zuzubringen und selbst zu baden. Man sitzt in einem großen Bassin in Gesellschaft vieler Anderen, das Wasser hat beständigen Zufluß und Abfluß. Eine hohe Halle wölbt sich über dem Bassin, welches, von drei Seiten mit einer Balustrade umgeben, Jedem freien Zutritt gewährt, die vierte Seite ist geschlossen, von dieser gelangt man durch Thüren, welche sich theilweise unter Wasser befinden, aus den Ankleidezimmern in das Bad. Die Badenden tragen große leinene Mäntel, deren unterer Theil mit Bändern an die Unterschenkel befestigt wird und wie ein Beinkleid anschließt. In diesen großen Gesellschaftsbädern bringt man oft drei bis vier und mehr Stunden zu. Rechnet man eine halbe Stunde auf ein gewöhnliches Einzelbad, so kann ein Curgast an einem Tage so lange im Wasser sein, wie sonst in einer Woche, er könnte seine Cur also in eben so viel Tagen abmachen, als sonst in Wochen, wenn es sich nur um die Länge der Zeit handelte, die einer im Wasser zubringt. Dies geschieht aber nicht, die Curen dauern in Baden ungefähr eben so lange, wie in anderen Schwefelbädern, wo man kürzere Einzelbäder nimmt. Der lebende menschliche Körper läßt sich nicht wie ein Stockfisch aufweichen, und nicht auslaugen, wie ein Stück Wäsche. Es gehören physiologische Reactionen dazu, um gichtische und rheumatische Anschwellungen zu zertheilen, Hautkrankheiten zur Heilung zu bringen und metallische Gifte zu eliminiren. Die Bäder geben nur den Anstoß dazu, diese

physiologischen Processe in Gang zu bringen. Wie viele Zeit gehört dazu? Bei Seebädern und anderen kalten Bädern oft weniger als eine Minute! Aber bei warmen? Die Erfahrung scheint sich nicht für vielstündige Bäder ausgesprochen zu haben, sondern für kürzere. Das lange Baden in Gesellschaftsbädern war überall zuerst üblich, wo heiße Quellen vorkommen, man ist allmählich davon abgekommen, ohne daß die Bäder an ihrem Rufe verloren hätten. Aber man kann sich darin geirrt haben, es giebt vermuthlich Zustände, in welchem das lange Baden nützlich ist, sonst würde dasselbe ganz abgeschafft sein, es erhält sich aber da, wo die Fülle warmen Wassers es leicht macht. Aeußere Uebel, bei denen man weniger auf physiologische Reaction, als auf einfache physikalische Wirkung rechnet, werden sich vorzüglich für das lange Baden eignen. Man kann aber nur wenige Patienten dieser Art nach Baden oder in ähnliche Anstalten schicken, man muß in den Krankenhäusern selbst Anstalt dazu treffen. Mit langen Einzelbädern ist nicht zu helfen, die Patienten würden darin einschlafen, die Unterhaltung der Temperatur des Bades würde Schwierigkeiten machen. Man muß also darauf denken, bei geeigneten chirurgischen Uebeln Localbäder anzuwenden, welche die Patienten Stunden lang, im Bette liegend, gebrauchen können. Dies wird nicht schwer halten.

Mit solchen Gedanken war ich innerlich beschäftigt, als ich mit mehr als zwanzig Personen in demselben Bassin saß, bei einer Unterhaltung über das schöne Wetter und bei beständigem Auftauchen von guten Freunden der Badenden, welche an der Balustrade erschienen und wieder verschwanden, denn das Bad lag an der Promenade und die dahin führende Thür war weit geöffnet. Im Jahre 1828, wo ich zu Leuk in der Schweiz ein ähnliches Bad nahm, konnte ich diese Reflexionen fortsetzen, aber erst nachdem ich Professor der Chirurgie ge-

worden war, fand ich Gelegenheit, meine Ideen praktisch anzuwenden. Sie führten zu Versuchen mit prolongirten warmen Bädern in kleinen Wannen, welche im Bette benutzt wurden, wo die Temperatur des Wassers sich leicht durch Zudecken der Wanne erhalten läßt. Diese prolongirten Localbäder wurden ein bis zwei Mal am Tage einige Stunden lang gebraucht und waren sehr nützlich, gar manche Amputation oder Resection wurde dadurch entbehrlich gemacht. Die allezeit geschäftige Uebertreibung machte daraus in den Händen Anderer die viel seltener passenden permanenten Bäder und wollte sie auch für Theile gebrauchen, welche dafür nicht passen und für welche, um sie local zu baden, Ansätze von Kautschuk nöthig waren, welche die Circulation stören und Schaden thun. Man ist jetzt wohl wieder davon zurückgekommen, aber diese Uebertreibung hat der Verbreitung der prolongirten Localbäder doch Abbruch gethan, man hat kaum gelernt, sie im Bette nehmen zu lassen und stellt den ersten besten Zuber auf den Fußboden, um kranke Füße zu baden, die dann natürlich rasch aufschwellen und aus den vorhandenen wunden Stellen zu bluten anfangen.

Reise durch Steyermark, das Salzkammergut und Salzburg nach München,

vom 1. September bis zum 1. October 1826.

Die Universität hatte Ferien gemacht, die Professoren gingen auf Reisen, ich mußte daran denken, Wien zu verlassen, wo es mir sehr gefallen hatte. Augenkranke und Augenoperationen hatte ich in Menge gesehen, für die exspectative Behandlung innerer Krankheiten eine Anregung gefunden, welche ich nie vergaß und in angenehmen geselligen Verhältnissen gelebt. Es kam mir aber doch so vor, als ob ich für eine große Stadt nicht recht geschaffen sei, deren unruhiges Treiben zu

wenig Zeit zum Besinnen läßt. In Berlin war es mir ebenso gegangen. Bei längerem Aufenthalte schwindet wohl dieser Eindruck, man lernt es sich zu isoliren und wird weniger abgespannt. Im Winter ist es, noch leidlich, an Sommertagen kommen dazu noch Staub und Hitze und Nachts die dicke Luft der großen Stadt. So begrüßt man schließlich den Tag der Abreise als einen der Erlösung. Ich erinnere mich noch bis auf den heutigen Tag meines Entzückens über die frische Luft, die noch grünen Wälder, die saftigen Wiesen von Steyermark, gegen welche die staubbedeckten Umgebungen Wiens so häßlich erschienen, daß man nie mehr dahin zurückkehren möchte.

Was sind doch alle Genüsse einer großen Stadt gegen den Anblick einer großen, schönen Natur. Wie viele Mühe und Kosten mußten die Städter anwenden, um sich dafür Ersatz zu schaffen! Baumeister, Bildhauer, Maler und Gärtner, Sänger und Schauspieler bemühen sich, die Seele zu befriedigen. Es gelingt ihnen für eine Zeit lang, dann kommt die Sehnsucht nach der Natur, man entflieht der Stadt, um nur allzubald in diesen Kerker zurückzukehren. Aber wohin gehen die deutschen Städter meistens? Dahin, wohin Andre gehen, wo sie die alten Gesichter, die alten Gespräche wieder finden, in die Bäder, in die renommirten oder die billigen Luftstationen, hier drängen sie sich zusammen, bis die billigen Orte theuer, die schönen überfüllt sind; dann werden andere gesucht. Die Engländer sind darin glücklicher, sie exportiren jährlich Tausende ihrer blasirten Landsleute, so gewinnen sie Platz im Binnenlande und an den schönen Küsten für genügsame Freunde der frischen Luft und einer anmuthigen Natur.

Meine Reisegefährten von Wien nach München waren zwei junge Aerzte, welche ich in Wien getroffen hatte, Dr. Jung aus Siegen, ein feiner, gebildeter Mann, dessen sinnige

Gesichtszüge ich noch in meinem Skizzenbuche aufbewahre, und Dr. Gustav Himly, der zweite Sohn des berühmten Göttinger Professors. Dr. Himly fühlte sich noch glücklicher als ich in der reinen Gebirgsluft, wo er sofort genas von den Folgen einer phlyktanösen Augenentzündung, welche ihm seinen dreimonatlichen Aufenthalt in Wien verleidet hatte; denn obgleich Friedrich Jäger ihn mit Aufmerksamkeit behandelte, kamen doch immer Rückfälle, welche dem Wiener Klima zuzuschreiben waren. Wir machten ihn zum unbeschränkten Gebieter einer Casse, welche durch gleichmäßige Beiträge immer wieder gefüllt wurde und unterwarfen uns ganz seinen Anordnungen hinsichtlich der Art zu reisen, zu Fuß, im Steyerwägele oder zu Wasser. Man ist noch einmal so vergnügt auf Reisen, wenn man gar nicht nöthig hat, Geld auszugeben. Schreibt der Cassirer seine Ausgaben täglich an, was der unsrige nicht thun sollte, so hat das allerdings den Vortheil, daß man am Ende der Reise nicht wie wir seine Nachtquartiere vergessen hat. Auf Vergnügungs- und Erholungsreisen ist es die größte Thorheit, ein Tagebuch zu führen, man muß den Abend dazu opfern, wo man entweder müde ist, oder bessere Gesellschaft finden kann, als seine eigene neben einem Tintenfasse. Mein einziges Journal war das Skizzenbuch, in welchem der Tourist sich geltend macht, der sich an Veduten wagt, welche in keinen Rahmen passen würden, aber auch malerische Motive vorkommen, kleine Wasserfälle, eine verfallene Hütte, eine Sennerin vor der Thür ihrer Sennhütte sitzend. In Gmunden muß es uns sehr gefallen haben, wir sind drei Tage dort geblieben. Mein Skizzenbuch enthält ein Panorama des Traunsees, von einem Ende der Stadt bis zum andern, auf zwei Blätter vertheilt, jeder Berggipfel ist darin scharf mit der Feder gezeichnet. Von den drei größeren Seen, welche wir besuchten, war der Traunsee der schönste, der Hallstädter See und der Königssee sind

rings von Felsen umschlossen, sie gestatten der Phantasie zu wenig Spielraum, weil sie keine Fernsicht darbieten und schließen viele Lichteffecte aus.

Gmunden war damals ein ruhiges Landstädtchen, jetzt ist es die Lieblingssommerfrische der Wiener, voll von palastähnlichen Hotels; Ischl war noch kaum bekannt, man hatte eben angefangen dort zu baden, einige Jahre später kam es in die Mode und wurde eines der besuchtesten Bäder, in denen man oft etwas ganz Anderes sucht als ein bischen Salzwasser, frische Luft, hohe Gönner, eine Frau, einen zweiten Ehemann und was dergleichen Lebensbedürfnisse mehr sind. Reichenhall war als Luftstation noch ganz unbekannt, Berchtesgaben schon mehr. Wie ganz anders ist dies jetzt! Wie besucht sind alle diese Plätze, wie viele andere giebt es!

Change of air, Luftwechsel war die Losung, welche von England herüberschallte. Sir James Clarke, der Verfasser eines Buches unter diesem Titel, ist 1870 gestorben, hochgeehrt als Leibarzt der Königin von England, er wurde bei seinen hygienischen Principien zweiundachtzig Jahre alt. Ein seefahrendes Volk wie die Briten mußte eher auf den Nutzen des Luftwechsels geleitet werden, als die Landratten. Ostindien war ihre Pflanzschule des Luftwechsels, dort lernten sie, das kostbare Leben der Ihrigen zu bewahren durch Gebirgsluft, wenn der Aufenthalt an den heißen Küsten Milz und Leber hatte anschwellen lassen.

Die Engländer begnügen sich mit dem Luftwechsel allein, die Deutschen müssen dabei etwas zu trinken haben. Sie sind sonst nicht gerade berühmt als Wassertrinker, sie fürchten sich vor der Brunnenkresse; aber im Brunnentrinken haben sie es allen anderen Nationen zuvorgethan und sind ihre Lehrmeister gewesen. Von den Schweizern lernten wir es, Molken zu kochen, die uns von den Mineralquellen unabhängig machten,

dann kam auch die deutsche Erfindung der künstlichen Mineralwässer, welche unsere Luftstationen mit medicinischem Getränk versehen, für gläubige Seelen, welche an der himmlischen Apotheke einer reinen Gebirgsluft nicht genug haben. Ein weiterer Fortschritt der neuesten Zeit liegt noch darin, daß die großen Brunnenkruken einschrumpfen bis auf Viertelsportionen, mit denen man Niemand mehr krank machen kann, der ohnehin Diät hält, nicht weil es gut ist, sondern weil er Brunnen trinkt.

Der September 1826 war ungewöhnlich heiter, unsere Reise wurde durch nichts gestört. Salzburg war der letzte berühmte Punkt, den wir besuchten. Ich würde mich dahin gesehnt haben, auch wenn es weniger schön gewesen wäre. In Salzburg wurde Mozart geboren (1756, gestorben in Wien 1791) der Liebling aller gefühlvollen Seelen, der grandioseste und anmuthigste aller Tondichter. Er ist groß wie die Natur, wenn die Sonne hoch über Seen und Bergen leuchtet, Beethoven (geboren in Bonn 1770, gestorben in Wien 1827) wie bei aufziehendem Gewitter, bei Donner und Blitz, bei prasselndem Regen, dann bei sinkender Sonne, welche den Wolkenschleier durchbricht, aber durch tiefere Farbentöne noch an den Sturm erinnert. Wie wenig kennen die Mozart, welche ihn nur den Sänger der Liebe nennen. Giebt es denn einen großen oder schönen Gedanken, den er musikalisch nicht ausgedrückt hätte? In Idomeneo, in der Zauberflöte, im Don Juan, in seinen Symphonien, im Requiem? Und was waren es für Leute, unter denen er lebte? Die Wiener fanden keinen Gefallen am Figaro, am Don Juan. Hätte Mozart für Männer geschrieben wie Shakespeare, er hätte wohl auch andere Stoffe gewählt. Sogar darben ließen ihn die Wiener, erst nachdem Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, ihn mit einem Gehalte von 3000 Thalern nach Berlin ziehen

wollte, konnte man ihm in Wien 800 Gulden geben, und er blieb, weil er Wien liebte.

Wenn es irgend eine Stadt giebt, welche dazu geeignet war, Mozart's Genius zu beflügeln, so war es Salzburg, umgeben von der schönsten Natur, mit historischen Erinnerungen ausgestattet, mit Kirchen und Palästen geschmückt, neben engen Straßen und kleinen bürgerlichen Häusern. Das ganze deutsche Leben spiegelte sich in diesem heitern Orte, dessen Bewohner durch die Anwesenheit des erzbischöflichen Hofes mehr Cultur und Liebe zur Musik besaßen, als die vieler größeren Städte. Man spricht wohl von dem demoralisirenden Einflusse kleiner Höfe; ja für diejenigen, welche sich gern demoralisiren lassen, aber zu diesen gehörte Mozart's Vater gar nicht. Wäre Felix Mendelssohn nicht in Hamburg geboren und in Berlin erzogen worden, sondern in Salzburg zu Mozart's Zeiten, er wäre wohl glücklicher und vielseitiger geworden. Anstatt bei Dr. Heyse zu schwitzen, hätte er sich mehr auf den Gassen umhergetrieben und wäre in den Bergen umhergestrichen; das Unkraut der gelehrten Bildung hätte die Blume Musik nicht so eingeengt.

Man darf Mozart nicht beneiden um das, was er in der Musik geleistet hat, das ist über allen Neid, über alle Nacheiferung erhaben, aber beneiden kann man ihn darum, daß er durch seine Kunst so glücklich wurde durch das, was er leistete, nicht durch das, was er dafür erntete an Ruhm und irdischen Gütern. In der hingebenden Liebe zu seiner Kunst kann man ihm nachstreben, das kann Jeder, der sein Fach liebt und Andere zu beglücken sucht durch das, was er mit Fleiß und Eifer treibt. Man kann Mozart beneiden um seinen frühen Tod! Wer hätte ihm das Leben noch bieten können, schöner als was er sich geschaffen? Ja noch eins! Er hätte Beethoven's Blüthezeit noch erleben sollen, er war nur vierzehn Jahre älter als

dieser. Sie würden zu einander gestanden haben wie Schiller und Goethe, keiner den andern beneidend, jeder den andern belebend, jeder groß in seiner Art, keiner größer!

Zu den Excursionen, welche jeder Fremde in Salzburg zu machen pflegt, gehörte auch für uns die nach Aigen, dem fürstlich Schwarzenberg'schen Park, welcher durch sinnige Benutzung des Terrains und der Umgebungen ausgezeichnet ist. In einer hochgelegenen Felsgrotte, aus der eine Quelle sprudelt, wurde uns ein Fremdenbuch vorgelegt, in welchem wir unsere Namen einzeichneten. Dabei wurde man aufmerksam gemacht auf einen hohen Vorgänger, den Kronprinzen Ludwig von Bayern, welchen die Schönheit des Ortes zu einer dichterischen Ergießung begeistert hatte. Ich erinnere mich noch heute des Anfangs derselben, welcher lautete:

Eigen ist es dein Aigen, o Schwarzenberg,
Bleib es dein eigen!

Ich weiß nicht, waren es die Verse oder die Schriftzüge eines Fürsten, für den ich mich sehr interessirte, was diesen bleibenden Eindruck auf mich gemacht hat. Im Jahre 1824 sah ich ihn als Kronprinzen in München, seitdem hatte er (13. October 1825) den Thron bestiegen, ich sollte ihn in vierzehn Tagen beim Octoberfeste in München wieder sehen. Soviel ist gewiß, daß ich an seiner Art zu dichten keinen Anstoß nahm. Später war es anders, als ich mehr von seinen Versen zu lesen bekam in den Arcaden zu München, unter den schönen Rottman'schen Fresken, aber ich dachte doch dabei: diesen Bildern können die Verse keinen Schaden thun; auch ihrem Dichter nicht, denn ihm haben wir die Entstehung der Bilder zu danken. Laßt nur immer solche Bilder malen, ihr Fürsten, ihr reichen Leute, und macht Verse dazu, wenn ihr es nicht lassen könnt, wir wollen sie schön finden, so gut es angeht! Wenn ein Fürst nur sonst

gut reiten kann, so daß sein Leben dabei nicht in Gefahr ist; wie er sich auf dem Pegasus ausnimmt, darauf kommt so viel nicht an, besonders in ruhigen Zeiten, wo man Alles, was er thut, zu bewundern pflegt.

Die Reise von Salzburg nach München, welche man jetzt mit der Eisenbahn in einem halben Tage macht, dauerte damals mit einem Hauderer fast drei Tage. Wir nahmen unser erstes Nachtquartier in Wasserburg, das zweite in einem großen schönen Dorfe, dessen Namen ich vergessen habe, an welches sich aber eine patriotische Erinnerung knüpft. Im Jahre 1812 waren neun junge Männer aus diesem Orte mit der großen Armee nach Rußland gezogen, keiner war wieder zurückgekehrt. Zum Andenken hatte die Gemeinde ein einfaches Denkmal gesetzt, welches in seiner Inschrift nur dieses Ereigniß verkündete. Ich fand das schön und rührend, während mich der Obelisk in München, allen denen geweiht, welche auf ähnliche Art in Rußland zu Grunde gegangen waren, ganz kalt ließ. Das ist auch Anderen so gegangen, man schob es auf die, vielleicht nicht ganz glückliche Inschrift: Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung. Es liegt in etwas ganz Anderem! Die Phantasie erlahmt, wenn es sich um dreißig Tausende handelt; aber wer vermöchte nicht, sich die Trauer eines Dorfes auszumaleu um neun wackere Söhne, die Gefühle der Eltern, welche zum Theil noch leben, bei der Trennung, die Sorge, das lange Harren, die Ungewißheit, die Ergebung? Die Phantasie fliegt von der schönen sonnigen Heimath zu den russischen Schneefeldern, zu dem traurigen Ende der Opfer eines ungezügelten Ehrgeizes, wie sie abgemattet, hungernd dahin sinken, um einen ewigen Schlaf zu finden und ein unbekanntes Grab! So etwas kann man sich nicht denken bei einem glatten Obelisken, der in einer großen Stadt steht. Es gehört Wahrheit dazu, um auf das Gefühl

zu wirken, die Kunst sollte sie bringen, aber das ist schwer. Wären unter dem Obelisken auch nur die Gebeine eines einzigen Opfers begraben, so hätte man darauf schreiben können: Surgat ex ossibus ultor, das würde gewirkt haben! Die Zeit der Rache war ja längst gekommen, man baute schon Siegesthore und Siegestempel, bei deren Anblick sich auch kein Herz erwärmte. Patriotische Denkmäler sollte man nur setzen, wo die Umgebungen mitsprechen.

München,
im October 1826.

Die Universität von Landshut war nach München verlegt worden, ich war seit meinem ersten Besuche zwei Jahre älter geworden und durfte meine Zeit nicht ganz wieder den Bildern widmen. Ich besuchte Aerzte und Professoren. Der alte Leibarzt von Hartz erinnerte mich in seiner Erscheinung und in seinem Wesen sehr an meinen Vater, das war auch meiner Tante so gegangen, welche ihn zu ihrem Hausarzte gemacht hatte. Dann sah ich den Leibchirurgus Winter, einen freundlichen alten Herrn, dessen ganzes Wesen mir großes Zutrauen einflößte. Dieser Besuch ist mir von nachhaltigem Nutzen gewesen, er veranlaßte mich, Winter's Schriften zu lesen und mir seine Einwickelungsmethode bei Verletzungen von Blutgefäßen zu eigen zu machen. Er hatte damit die Königin Caroline von Bayern glücklich geheilt, der bei einer Aderlässe die Armschlagader verletzt war. Ich habe gute Erfolge von Winter's Methode gehabt und dieselbe weiter empfohlen. Ich lernte Professor Grossi kennen, welcher die Klinik für innere Kranke leitete. Er erinnerte mich in seiner Erscheinung an Ernst Horn in Berlin, in seinen klinischen Vorträgen an Raimann. Seine Therapie war eine milde, vorsichtige, während übrigens in München noch viel zur Ader gelassen wurde. Der

Dr. Sangrado von München war Fuchs, den ich auch kennen lernte. Er war ein schwarzköpfiger, dunkeläugiger Enthusiast und starker Raisonneur, das Haupt der activen Therapeuten. Ich mochte ihn gar nicht leiden. Ruhe, Raison, die gehören für den Arzt, nicht Raisonniren; er soll nichts aus Leidenschaft thun, Alles nach reiflicher Ueberlegung. Dr. Fuchs erlangte auch auswärts eine nicht sehr schmeichelhafte Celebrität, dadurch, daß er einige Jahre später Grossi selbst zu behandeln hatte, welcher nach sieben Aderlässen an einer Rippenfellentzündung starb. Inanis! war sein letztes Wort. Sein Tod gab Dr. Simon in Hamburg die Veranlassung, ein Buch herauszugeben unter dem Titel: Der Vampyrismus des neunzehnten Jahrhunderts. Es war gut geschrieben und hat gewiß Eindruck gemacht, wenn auch nicht in der Weise wie Dietl's Werk: Der Aderlaß in der Lungenentzündung, welches sich auf statistische Daten stützt und es den Aerzten sehr bequem machte. Gar nichts verordnen, was kann es Leichteres geben?

Professor der Chirurgie war Dr. Koch, ein schon bejahrter Mann, der bald nachher Professor Wilhelm Platz machte. Koch hatte die Idee verfolgt, die Unterbindung der Blutgefäße entbehrlich zu machen durch permanente Compression der frischen Wunde mit der flachen Hand, sogar nach großen Amputationen. Daß dies ausführbar sei, ist nicht zu bezweifeln, aber daraus folgt nicht, daß es auch praktisch sei. Koch's Sohn, ein feiner liebenswürdiger junger Arzt, suchte seines Vaters Methode in Berlin einzuführen, Gräfe machte Versuche damit, welche nicht gut ausfielen und bald wieder aufgegeben wurden. Man sollte Koch aber nicht ganz vergessen, es giebt Fälle, in denen man nicht unterbinden kann und wo nur ein sanfter Druck mit der Hand das Leben zu retten vermag.

Was mich 1826 in München am meisten interessirte, war das allgemeine Krankenhaus, das erste bedeutende Werk dieser

Art, welches ich kennen lernte. Es füllte eine Lücke in meinem Kopfe, von der ich gar keine Ahnung gehabt hatte; die Kliniken und Krankenhäuser, welche ich bis dahin gesehen hatte, boten so wenig Besonderes dar, daß sie zum Nachdenken nicht anregen konnten. Die Charité in Berlin hätte eher ein Korn- oder Heu-Magazin sein können, als ein Hospital. Im Wiener allgemeinen Krankenhause fand ich von ärztlicher Weisheit nur eine Kundgebung, die ich für einen Fehler hielt: die hoch angebrachten Fenster, welche die Patienten vor Zugluft schützen sollten, aber begreiflicher Weise auch bewirkten, daß die Luft im Krankensaale bis auf sechs Fuß Höhe stagnirte wie ein Sumpf. Die kleineren klinischen Anstalten waren meistens in Häusern angelegt, welche früher zu anderen Zwecken gedient hatten. Das Münchener Hospital war ein nach den Intentionen eines sinnigen Arztes, Dr. von Häberl, vollendetes Kunstwerk, keineswegs ohne Fehler, aber reich an guten, zweckmäßigen Einrichtungen, einfach in seiner Anlage, so daß man das Ganze leicht verstehen und im Gedächtnisse behalten konnte. Seitdem ich dasselbe gesehen, diente es mir zu Vergleichung mit anderen, ich legte mir immer die Frage vor, war das in München besser oder schlechter? Es wirkte in der Erinnerung wie eine Theorie, ein System des Hospitalbaus, in welchem Nichts dem Zufall überlassen, sondern Alles durchdacht und vorgesorgt wurde. Da ich in diesem Hospitale später die chirurgische Klinik dirigirt habe, so könnte man vermuthen, daß diese Eindrücke mehr einer spätern Zeit angehörten, das war aber nicht so. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß der Baumeister des hannoverschen General-Militair-Hospitals, Ernst Ebeling, mein Freund war und 1834 für mich selbst ein Haus baute, daß ich dadurch Gelegenheit fand, mich 1833 und 1834, wo er den Plan für das Hospital ausarbeitete, oft mit ihm über diese Aufgabe zu unterhalten und ihm mit Rathschlägen

beizustehen, zu denen meine Reisen mir die Mittel boten. So ist es geschehen, daß ich Einfluß hatte auf die Einrichtungen eines Krankenhauses, welches ich zwanzig Jahre später selbst von 1854 bis 1866 dirigiren sollte. Es hat von dem Münchener Krankenhause dadurch manches Gute bekommen und die Fehler desselben vermieden. Diese bestehen vorzüglich darin, daß die Corridors an zwei ganz eingeschlossenen Höfen liegen, daß es an kleineren Zimmern zum Isoliren fehlt, daß die Ventilation nach einem, den Gesetzen der Physik widersprechenden Systeme eingerichtet war, die frische Luft sollte von oben eindringen und daß für Gärten nicht hinreichend gesorgt war. Trotzdem hat dieses Krankenhaus doch seinen großen Nutzen gehabt, weil Methode darin war.

Im Uebrigen verlebte ich in München wieder drei heitere Wochen in dem gastlichen Hause meiner Tante, die ich später nicht wieder sehen sollte. Durch die Anwesenheit ihrer Schwester, der guten Tante Dorette und der Braut meines verstorbenen Onkels, des Fräuleins Charlotte Trampler aus Lahr, war der häusliche Cirkel noch mehr belebt als im Jahre 1824 bei meinem ersten Besuche.

Meine Reisegefährten trennten sich von mir in München, Dr. Jung kehrte nach Siegen zurück und Dr. Himly ging nach Italien.

Würzburg,

im October 1826.

Ich verließ München am 18. October, um mich auf acht Tage nach Würzburg zu begeben, wo ich Professor Textor und Professor Schönlein kennen zu lernen wünschte. Schönlein war leider nicht anwesend, Textor sah ich täglich im Julius-hospitale und lernte ihn liebgewinnen. Was mir zunächst an ihm gefiel, war seine große Anspruchlosigkeit, er erfand weder

Operationsmethoden noch Instrumente, um sie mit seinem Namen zu schmücken, er entlehnte lieber von Anderen, um sich selbst nicht vorzudrängen. Es liegt in der Beschäftigung mit der Chirurgie die Gefahr, daß man leicht zu viel Werth auf Kleinigkeiten legt, die man selbst ersonnen zu haben glaubt, während sie längst vorhanden waren. Für den Patienten ist nichts eine Kleinigkeit, was zu seiner Heilung beiträgt, man darf am Krankenbette wohl sagen: Vive la bagatelle! aber in der Wissenschaft ist es etwas ganz Anderes. Man kann auf verschiedenen Wegen dasselbe erreichen, wenn man es gut macht. Die Aufgabe des Professors ist es freilich, dafür zu sorgen, daß seine Schüler wenigstens ein Verfahren gut erlernen. Es ist besser, darin pedantisch, als gleichgültig zu sein, aber eine wissenschaftliche Kleinigkeitskrämerei ist sehr widerwärtig, wenn der Egoismus dabei eine größere Rolle spielt, als die Sorge für den Kranken.

Textor hatte seine durchaus solide Richtung an den Tag gelegt durch eine deutsche Uebersetzung von Boyer's großer Chirurgie, deren erster Band 1818 erschien. Mein Vater hatte mir das Werk geschenkt und mich dadurch zugleich auf Textor aufmerksam gemacht. Wie Boyer selbst, war sein Uebersetzer ein Mann von hellem Verstande, er war einer der ersten deutschen Chirurgen, welcher es begriff, daß man Schädeleindrücke ohne Trepanation heilen könne, daß dagegen die Resection kranker Gelenke eine wichtige Rolle in der Chirurgie zu spielen habe. In dieser Beziehung hat er besonders anregend gewirkt. Er und sein Schüler, Professor Jäger in Erlangen, bildeten die fränkische Schule der Resection, welche ganz Deutschland mit den Vortheilen derselben bekannt machte. Professor Ried in Jena, ein Schüler von Jäger, ist der Geschichtsschreiber dieser für die deutsche Chirurgie ehrenvollen Epoche geworden. Textor verdanke ich den Anstoß dazu, die Gelenkresectionen in der

Kriegschirurgie zu versuchen. Ein Fall von Resection des Ellenbogengelenks bei einer frischen Verletzung mit vollkommener Wiederherstellung der Functionen des resecirten Gelenks, den ich 1839 bei ihm sah, lehrte mich, was sich Alles damit leisten läßt.

Textor war kein glänzender Operateur, weil er das schnelle Operiren für überflüssig und für nachtheilig hielt. Er war darin der vollkommene Gegensatz zu C. J. M. Langenbeck, obgleich auch dieser wie Textor aus der Würzburger Schule Caspar von Siebold's stammte, aber Langenbeck war feurig und ehrgeizig, Textor ruhig und bescheiden. Die Erfindung des Osteotoms von Bernhard Heine veranlaßte Textor später, in den Resectionen weiter zu gehen, als die ärztliche Klugheit gebietet, aber das waren doch nur geringe Fehler bei großen Vorzügen. Im Allgemeinen war er nicht operationssüchtig, sondern ein exspectativer Chirurg.

Ein günstiges Geschick hat ihm einen ruhigen Tod geschenkt in Würzburg, wo er so lange gewirkt hatte. Im Jahre 1833 war er, als Freund von Schönlein, politisch mißliebig und wurde damit gemaßregelt, daß König Ludwig ihn an die Chirurgenschule nach Landshut versetzte, Jäger kam an seine Stelle. Zwei Jahre später wurde dies rückgängig gemacht, Textor kehrte nach Würzburg, Jäger nach Erlangen zurück.

Textor war ein guter, ein würdiger Mann; Friede sei seiner Asche! Ich habe es mir stets zur Ehre angerechnet, daß er mir bis an sein Ende freundlich gesinnt blieb.

Das berühmte Juliushospital fand ich seinem Rufe und seinem Reichthum nicht ganz entsprechend, es hat aber keine eingeschlossenen Höfe, wie das Münchener Krankenhaus, und giebt selbst bei schweren Fällen gute Resultate, welche mehr der Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit des Dirigenten, als den

baulichen Einrichtungen zuzuschreiben sind. Das milde Klima erlaubt es, die Fenster viel zu öffnen und dadurch die größtentheils fehlenden Vorrichtungen für Ventilation zu ersetzen.

Ich sah in dieser Zeit auch die orthopädische Anstalt von Heine, der mir wenigstens sein Armamentarium orthopadicum zeigte, die Anstalt bestand in einem finstern, alten Klostergebäude und gefiel mir nicht sonderlich.

Es war die Zeit der Weinlese, das Wetter war herrlich, Würzburg gefiel mir sehr, es kam mir vor wie eine Stadt des warmen Südens, wenn die untergehende Sonne die zahlreichen Thürme und Kuppeln der Stadt beleuchtete und der friedlich dahinfließende Main zu einer Kahnfahrt einlud.

In den Kellern des prachtvollen Residenzschlosses sah ich zum ersten Male Wein keltern und versuchte den süßen Most, der mir aber gar nicht behagte, so herrlich er auch von Anderen gefunden wurde.

Ich lobe mir den alten, klaren Wein, nicht diese trübe, süße Brühe, welche in allen ihren Entwickelungsstadien von den Bewohnern der Weinländer mit Vorliebe getrunken wird. In der Wissenschaft ist es oft ebenso, man sucht den gährenden Most in den Journalen und verschmäht den alten Wein classischer Schriften.

Ueber Bamberg und Bayreuth nach Berlin.

In Bamberg, wohin ich mich von Würzburg aus begab, bestand damals noch eine chirurgische Schule, von deren Lehrern ich nur den älteren Pfeufer, einen feinen, stattlichen Mann, kennen lernte; der Sohn, welcher in München später Professor der medicinischen Klinik wurde und dort 1869 gestorben ist, studirte noch in Würzburg und hatte mich an seinen Vater empfohlen. Dieser zeigte mir das äußerst freundliche Hospital, welches nach den Ideen seines berühmten Vorgängers Marcus

erbaut war. Es hatte keine eingeschlossenen Höfe, aber eine Einrichtung, welche mir sehr bedenklich erschien, hinter jedem Bette befand sich ein Closet, ein Luxus, welcher die Luft nicht verbessern kann, aber doch bis auf die neueste Zeit in anderen Krankenhäusern Nachahmung gefunden hat. Bei dem Bau des Münchener Hospitals, welcher ein Vierteljahrhundert später stattfand, hatte man mit den eingeschlossenen Höfen einen Rückschritt gemacht, wie es mir schien. Dr. von Häberl verließ sich auf sein Ventilationssystem, mit welchem er frische Luft in alle heizbaren Räume bringen wollte. Da ein einziger großer Luftschornstein, sich von oben nach unten verzweigend, die Luft eindringen lassen sollte, so mußte das ganze Gebäude möglichst concentrirt gehalten werden, wodurch ohnehin der Dienst erleichtert wird. Da das ganze System unwirksam ist, so hat es wenig Nachahmung gefunden, und man verfolgt in neueren Zeiten ganz andere Principien, man sucht die einzelnen Krankensäle von einander zu entfernen und möglichst außer Verbindung zu setzen. Dadurch entstand das Pavillonsystem, welches für große Krankensäle passend ist, aber den Bau vertheuert, den Dienst und die Anlegung kleinerer Krankenzimmer erschwert. Die letzteren sind nicht zu entbehren, um einzelne Kranke ganz zu isoliren. Dies hat man selbst in den neuesten Zeiten noch nicht begriffen, man möchte noch immer ein Ventilationssystem erfinden, bei welchem in jedem großen Krankensaale jeder Kranke genesen könnte! Der eine soll aber kühl, der andere warm, der eine dunkel, der andere hell liegen, der eine ruhig und einsam, der andere in Gesellschaft!

Von meiner Weiterreise nach Berlin habe ich nur eines Nachtlagers in Bayreuth zu gedenken, wo ich mir noch bei Sternenlicht das Haus zeigen ließ, in welchem Jean Paul Richter gelebt hatte und 1825 am 14. November gestorben war.

Berlin,

vom 1. November 1826 bis zum 21. März 1827.

Mein Freund Eduard war schon vor mir in Berlin eingetroffen und hatte Zimmer für uns an der Friedrichsstraße, Ecke der Dorotheenstraße, gemiethet. Ich besuchte nun mit ihm wieder dieselben klinischen Anstalten, wie im vorhergehenden Winter. Der Eindruck, welchen sie auf ihn machten, gab diesen Studien freilich einen neuen Reiz, aber die medicinischen Kliniken wollten mir jetzt noch weniger gefallen.

Auch Rust's Klinik zog mich nicht mehr so an, sie erschien mir doch allzusehr arrangirt, um die Anfangsgründe der Chirurgie in klinischen Vorträgen vorzubringen. Da er mir sehr wohl wollte, so ließ er mich in seiner Klinik ganz wider Gewohnheit einige größere Operationen machen; in der Regel operirten außer ihm nur die zu ihrer weiteren Ausbildung in die Charité commandirten Stabsärzte. Es war keine angenehme Aufgabe, bei ihm zu operiren; er war selbst zu wenig Operateur, um Andere anzuleiten, es zu werden; die Messer waren stumpf und die Assistenz ungeschickt.

Gräfe's Klinik machte mehr den Eindruck einer interessanten chirurgischen Praxis, in welcher auch der Lehrer auf Alles gefaßt sein muß und seinen diagnostischen Scharfblick, so wie seine Geistesgegenwart zeigen kann. Gräfe fing bald an, das zu üben, was er in Wien mit mir zugleich kennen gelernt hatte. Nachdem ich früher nur Nadeloperationen bei Cataracten von ihm gesehen hatte, machte er schnell hintereinander sechs Extractionen mit dem oberen Hornhautschnitte, die erste am 19. November, dem Tage, wo ich meine erste Cataractoperation in seiner Klinik machte, eine Reclination mit glücklichem Erfolge. Gräfe's Extractionen waren das Vollkommenste, was ich in dieser Art gesehen habe. Er operirte mit schwebender

Hand, mit der linken so gut, wie mit der rechten, ohne den kleinen Finger aufzustützen. Alle sechs Fälle verliefen auf das günstigste mit geringer Reaction bei schneller Wundheilung und vollkommener Aufhellung der in Form und Function intact gebliebenen Pupille.

Seine siebente Operation betraf eine bedeutende Persönlichkeit, den Herzog Ernst von Cumberland, späteren König von Hannover. Der Herzog hatte früher den englischen Oculisten Alexander consultirt, welcher den Zustand nicht richtig erkannt hatte, weil die Cataract eine schwärzliche Färbung zeigte. Gräfe hatte besser diagnosticirt, seine Reise nach Wien galt wohl der bevorstehenden Operation, welche sehr glücklich ausfiel. Als Hannoveraner hielt ich es für meine Schuldigkeit, mich einige Tage nach der Operation über das Befinden des Herzogs zu erkundigen und meinen Namen in dem ausliegenden Buche einzuschreiben. Am folgenden Morgen ließ mich der Herzog zu sich rufen, ein Kammerdiener führte mich in das ganz verdunkelte Zimmer, ich mußte mich am Bette niederlassen und blieb eine halbe Stunde mit dem Herzog allein. Er kannte meinen Vater und von seinen Studien in Göttingen her meine dortigen Verwandten, von denen ich ihm, wie von meinen Studien und Reisen, erzählen mußte. Er besaß, wie alle Prinzen seines Hauses, ein ausgezeichnetes Gedächtniß für Personen und hatte keins der sieben Kinder des alten Hofraths Stromeyer vergessen. Kurz vor meiner Abreise von Berlin machte ich ihm einen Abschiedsbesuch, wobei ich Gelegenheit fand, mich selbst davon zu überzeugen, daß die Operation vollkommen gelungen sei. Ich mußte einige Depeschen für ihn nach Hannover mitnehmen. Gräfe hatte ihm von mir erzählt, dabei aber bemerkt, ich müßte eigentlich noch länger in Berlin bleiben. Ich sehnte mich längst nach England und bereute es fast, einen zweiten Winter für Berlin bestimmt zu

haben. Drei junge englische Aerzte, welche damals in Berlin studirten, mußten mir von London erzählen. Zwei derselben haben sich als Praktiker in London und als Schriftsteller einen Namen gemacht, Coulson als Chirurg, Dr. Rigby als Geburtshelfer. Der dritte, Mr. Willimott, obgleich der talentvollste und liebenswürdigste unter ihnen, hat es nicht so gut verstanden, sich elbow room zu verschaffen, das heißt, sich mit den Ellenbogen Platz zu machen. Der Umgang mit diesen aufgeweckten jungen Leuten steigerte mein Verlangen, an die Quelle ihrer tüchtigen Bildung, nach London zu gelangen.

Eduard hatte seine Zeit in Göttingen gut benutzt; unsere Unterhaltungen betrafen meistens unsere klinischen Wahrnehmungen, die reizende Hausmusik von Göttingen hörte in Berlin ganz auf, wir hatten nicht einmal ein Piano. Unser Umgang war fast ganz derselbe, Emil Götz, mein späterer College in Kiel, und Robert Reinick, der treffliche Dichter und Maler, zwei geborene Danziger, gehörten zu unserem engeren Freundeskreise. Eduard versuchte es, mich in einer neuen musikalischen Familie einheimisch zu machen, aber dies mißlang auf eine Art, die mir jetzt sehr komisch erscheint. Die Frau vom Hause war eine Jugendfreundin von Eduard, sie hatte nicht blos eine schöne Stimme, sondern auch einen hinreißenden Vortrag. Sie sang uns zuerst einige kleine Lieder, dann aber bei Eduards vortrefflicher Begleitung die große Arie aus dem Fidelio: „Abscheulicher, wo willst du hin, was hast du vor in deinem Grimme?“ — Eduard und ich waren tief gerührt, wir kamen erst beim Thee recht wieder zur Besinnung. Ich brachte das Gespräch unglücklicher Weise auf die ähnliche Wirkung Beethoven'scher Musik und Shakespeare'scher Stücke. Der Hausherr, ein ziemlich häßlicher alter Officier, benutzte diese Gelegenheit, sich über Shakespeare lustig zu machen. Ich war empört darüber, daß die scheinbar so seelenvolle Sängerin diesen

Menschen habe heirathen können; ihr Vortrag könne, nach meiner Meinung, nicht vom Herzen kommen, müsse copirt sein. Ich wollte nicht wieder hingehen, und blieb dabei, obgleich Eduard mir begreiflich zu machen suchte, ein Arzt müsse sich sogar mit Leuten vertragen, die nicht an Gott glauben, und Shakespeare sei doch kein Gott. Ich sagte, mit solchen Leuten verträgt man sich, man geht aber nicht mit ihnen um! Wer in Shakespeare nicht Gottes Ebenbild erkennt, glaubt auch wohl nicht an Gott und an des Menschen höheren Beruf. Ich würde selbst Henriette Sonntag hassen, wenn sie diesen Mann geheirathet hätte. Das konnte sie glücklicher Weise nicht mehr; sie hätte es auch sonst wohl nicht gethan, denn sie schenkte ihre Hand einem schönen, liebenswürdigen italienischen Grafen, mit dem sie glücklich gewesen ist. Eduard lachte mich aus und ging allein in dies Haus, in welches er für einige Stunden etwas von der Poesie mitbrachte, die ich ungerechter Weise auch von dem Hausherrn verlangte. Man heirathet ja nicht, um über Shakespeare zu discutiren, sondern aus anderen Gründen, zum Beispiel, um einen Mann zu bekommen.

Staatsexamen in Hannover.

Als ich am 21. März von Berlin abreiste, war meine Seele schon so mit England beschäftigt, daß mir die Trennung nicht schwer wurde und ich kaum daran dachte, daß ich zunächst in Hannover das Staats- und Physikats-Examen bestehen müsse, um dann leichteren Herzens wieder auf Reisen zu gehen, ohne die Aufgabe, das noch länger im Kopfe zu behalten, was zu seiner Zeit anderen Dingen Platz machen sollte. Es war für mich gerade nicht erwünscht, daß bei diesen Prüfungen kein Chirurg von Fach und außer Heine keiner meiner früheren Lehrer betheiligt war. Aber die Seele der Examinations-Behörde war der Leibmedicus Stieglitz, dessen Schriften es bezeugten, daß er

kein Reactionär sei, sondern weiter strebe. Vor ihm fürchtete ich mich nicht, wohl aber vor dem alten Leibmedicus Lodemann, dem dritten Examinator, den ich nicht leiden mochte, weil er ohne irgend productiv zu sein, immer in der Opposition war, übrigens ein braver Mann, aber unbequem durch seine Widerhaarigkeit. Ich wußte auch später nie ein vernünftiges Wort mit ihm zu sprechen und wurde, als ich schon praktischer Arzt war, von ihm noch einmal ausgezankt, weil ich einen vortrefflichen Brief von Eduard aus Danzig in der Zeitung hatte abdrucken lassen, welcher vor einer activen antiphlogistischen Behandlung der Grippe warnte, die in Danzig vierzehn Tage früher grassirte als in Hannover. Dieser Warnung ungeachtet, welche im Allgemeinen sehr günstig wirkte, ließen sich doch manche Aerzte verleiten, die heftigen Brustschmerzen bei der Grippe mit Aderlässen zu behandeln, statt einen warmen Umschlag und Narcotica zu gebrauchen; zu diesen hatte auch Lodemann gehört.

Die mündlichen Prüfungen waren nicht schwierig, auf die schriftlichen Arbeiten wurde großer Werth gelegt. Stieglitz gab mir für meine Clausurarbeit im Staatsexamen ein Thema, welches mich Anfangs erschreckte: Was ist Entzündung, und wie behandelt man dieselbe? Ich wußte mir bald zu helfen, schrieb in ungefähr fünf Stunden zunächst ein Schema der ganzen Doctrin und fügte diesem zur Erläuterung die Schilderung der Lungenentzündung hinzu, deren Stadien und Erscheinungen ich mit denen der äußerlich wahrnehmbaren Entzündungsprocesse verglich. Ich hatte die Lungenentzündung als pars pro toto gewählt, weil mir die Krankheit und ihre pathologische Anatomie am besten bekannt war, und weil ich voraussetzen konnte, daß sich meine drei Examinatoren als praktische Aerzte dafür interessiren würden. Das Erscheinen der Sputa cocta hatte ich in Parallele mit der Eiterbildung gestellt, eine

Ansicht, welche später durch die mikroskopischen Untersuchungen von Henle und Julius Vogel ihre wissenschaftliche Bestätigung fand. Diese kleine improvisirte Arbeit ist mir von Nutzen gewesen, sie hatte Stieglitz gefallen, welcher nach zwei Jahren darauf zurückkam, als er mir den Antrag machte, Lehrer der Chirurgie an der chirurgischen Schule in Hannover zu werden.

Reise über Bonn nach England,
am 18. Mai 1827.

Ich trennte mich diesmal von meiner Familie mit der Aussicht, dieselbe übers Jahr in Paris wieder zu sehen; auch Eduard wollte dahin gehen, nachdem er sein Staatsexamen in Berlin überstanden. Trotz meiner Ungeduld, nach England zu gelangen, hatte ich doch den Entschluß nicht vergessen, Deutschland nicht zu verlassen, ohne Philipp von Walther kennen gelernt zu haben. Ich wählte den Weg nach Bonn über Göttingen und Frankfurt, um Freunde und Verwandte unterwegs besuchen zu können.

In Göttingen fand ich am 19. Mai meinen alten Pathen und Hausherrn, den Superintendenten Krause, an Marasmus leidend und fast sterbend.

In Cassel besuchte ich, außer dem Obermedicinalrath Craeus und Medicinalrath Waldmann, den Dr. Schier, einen hessischen Militairarzt, den ich als vierzigjährigen Senior der Praktikanten in der Gräfe'schen Klinik kennen gelernt hatte. Ich sah ihn später als churfürstlichen General-Stabsarzt wieder, eine Stellung, für welche die späten Studien ihm noch den Weg gebahnt hatten. Er war ein sehr guter und verständiger Mann. Ich hatte in Cassel wieder das Glück, den berühmten Wild als Othello zu sehen. Am 22. Mai, auf dem Wege nach Frankfurt traf ich mit Dr. Goldschmidt aus Oldenburg

zusammen, den ich von Göttingen kannte; er sprudelte wie gewöhnlich von witzigen Einfällen. Ich traf ihn 1849 als großherzoglich oldenburgischen Oberstabsarzt und Dirigenten des Militair-Medicinalwesens in Schleswig-Holstein wieder. In seiner Vaterstadt ist er ein sehr beliebter praktischer Arzt geworden. Goldschmidt ging von Frankfurt nach Würzburg, um Schönlein zu hören. Ich hatte in Frankfurt zwei Universitätsfreunde von Göttingen zu besuchen, Henry Küper aus London und Wilhelm Eisendecher aus Hannover. Küper machte am Bundestage seine ersten Studien in der Diplomatie; er gab mir Empfehlungen an seinen Vater in London, Eisendecher war zum Besuche bei einem Onkel. Sie waren beide sehr musikalisch. Küper war ein Schüler von Spohr auf der Geige, Eisendecher war Clavierspieler. Er hat später in Oldenburg als geheimer Cabinetsrath eine wichtige Rolle gespielt.

Am 24. Mai ging ich über Wiesbaden nach Elfeld, wo ich Adele Schopenhauer wieder sehen sollte. Sie war der Einladung einer Frankfurter Familie dahin gefolgt, um in dem schönen Rheingau Erholung zu suchen. Ihre Gesundheit hatte gelitten durch Gemüthsbewegungen; ihr Verlobter war ihr ungetreu geworden und hatte ein schönes junges Mädchen geringen Standes geheirathet. Wir machten mit ihren Freunden Ausflüge in der Umgegend, und ich hatte die Freude, sie heiterer zu verlassen, als ich sie gefunden. Es war das letzte Mal, daß ich sie gesehen habe, sie blieb die treue Pflegerin ihrer Mutter, welche 1838 in Jena starb; Adele selbst ist 1849 in Bonn gestorben. Am 28. Mai hatte ich noch einmal den Rhein mit der Wasserdiligence von Bingen bis Coblenz zu befahren. Von dort machte ich am 29. Vormittags einen Besuch in Horchheim, dem schönen, dicht am Rhein gelegenen Gute von Joseph Mendelssohn, dessen Familie dort anwesend war. An diesem Tage sah ich das erste Dampfschiff, dessen

eleganter Bau, große Lenksamkeit und Schnelligkeit bei mir kein geringeres Staunen erregte, wie damals noch bei den Anwohnern des Rheins, welche das Schiff auf jeder Station mit Freudengeschrei und Händeklatschen empfingen. Es brachte mich Nachmittags 3 1/2 Uhr nach Bonn, wo ich im Stern einkehrte. Ich ging sogleich zu Professor Nasse und Walther, um meine Empfehlungen abzugeben. Walther sah ich erst am anderen Morgen um sieben Uhr auf dem Katheder. Er war damals sechsundvierzig Jahre alt, eine edle Erscheinung, mit feinen Zügen, dunkeln geistvollen Augen, weichem lockigen Haarwuchs. Seine Haltung war nachlässig, aber nicht ohne Würde. Sein Vortrag befremdete Anfangs durch einen singenden Ton, den er nur auf den Katheder annahm, man gewöhnte sich aber bald daran und hörte dann den Ton nicht mehr. Er dictirte nicht, aber es wurde nachgeschrieben. Was er sagte gefiel mir sehr, er sprach von der Behandlung der Entzündung. Ich ging in dies Colleg auch an den übrigen Tagen, welche ich in Bonn zubrachte. Von zehn bis zwölf Uhr hielt er Klinik. Ich sah von ihm schon am ersten Tage eine Amputation des Oberschenkels mit dem zweizeitigen Cirkelschnitte, welche durch Ungeschicklichkeit des Assistenten keinen guten Eindruck machte. Das Tourniquet hatte nicht gut gewirkt, die Cruralis spritzte; Walther unterband sie, ehe er den Knochen absägte. Er zeigte dabei jedoch seine Geistesgegenwart. In klinischen Anstalten, wo der Assistent Jahre lang auf seinem Posten bleibt, kommt so etwas nicht vor, das wußten Chelius und C. J. M. Langenbeck recht gut, aber wenn der Professor der Chirurgie immer denselben Assistenten behält, so verzichtet er darauf, sich Nachfolger und — Concurrenten zu bilden. In München legte Walther 1837 die Direction der chirurgischen Klinik nieder, weil man ihm nicht gestatten wollte, sich einen bleibenden Assistenten auf eigene Kosten zu halten. Der richtige Mittelweg besteht

darin, mehrere Assistenten zu haben und den einen nicht eher zu entlassen, bis der andere sich hinreichend eingeübt hat.

Walther sprach in der Klinik nur wenig, stellte seine Diagnosen allein mit kurzen Worten; sein ganzes Bestreben ging dahin, den Studenten zu zeigen, wie sie es machen müßten, daß es gut sei. Er verrichtete jede, auch die kleinste Operation selbst und legte fast jeden Verband an. Ich sah täglich einige größere Operationen von ihm. Er hatte sehr zierliche Hände und operirte mit großer Delicatesse, besonders an den Augen, ich sah aber nur Nadeloperationen von ihm. Bei der Visite in den sehr reinlich gehaltenen Krankenzimmern herrschte das tiefste Schweigen bis auf die wenigen Worte, die Walther an die Kranken richtete oder an Fräulein Biörnsterna, die Oberwärterin, eine sehr sauer aussehende alte Jungfer, welche auch bei allen Operationen zugegen war. Ich hätte ihn manchmal gern gefragt: Warum dies? warum jenes? Es fiel mir zum Beispiel auf, daß Walther über ein in Eiterung befindliches, aber noch nicht aufgebrochenes Kniegelenk kalte Umschläge von Bleiwasser machen ließ. Nicht weit davon lag eine Patientin von fünfzig Jahren, bei welcher er einen großen kalten Absceß in der Nähe des Hüftgelenks geöffnet und hinterher Compression angewendet hatte. Es war Verjauchung eingetreten, die Frau sah schon ganz icterisch aus, der Tod war nicht mehr fern! Dergleichen hatte ich schon oft gesehen, in Göttingen, in Berlin, überall! Der eine öffnete etwas vorsichtiger als der andere, aber alle bahnten doch der Luft den Zutritt zu einer großen Eiterhöhle, welche oft mit einem kranken Gelenke oder Knochen in Verbindung stand. Hier sah ich nun kalte Umschläge machen über ein eiterndes Gelenk! In welcher Hoffnung? Vielleicht nur um den Aufbruch hinzuhalten bis zu der etwa schon beschlossenen Amputation? Walther sagte nichts darüber, vielleicht wußten seine Schüler, die es öfter gesehen hatten,

was es bedeute, ob es der Anfang einer exspectativen Chirurgie sei, wie es eine exspectative innere Heilkunst giebt? Schwerlich, sonst hätte er den großen kalten Absceß nicht geöffnet! Doch ist es möglich, denn man trennt sich nicht plötzlich von alten Gewohnheiten und macht erst vorsichtige Versuche in anderer Richtung.

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold! sagt das Sprichwort; aber auf dem Markte des Lebens ist das Silber doch besser zu gebrauchen als das Gold, dessen Cours so schwankend ist. Bei den aufgeweckten Rheinländern mag das Schweigen imponiren, aber bei denkfaulen Leuten hat es seine Gefahren. Denken soll der Arzt immer, und der Lehrer der Heilkunst soll die Gedanken seiner Schüler beflügeln. Die Schweigsamkeit war bei Walther Princip; davon überzeugte ich mich später, als ich in München sein College und in der Klinik sein Nachfolger geworden war. Er hatte viele natürliche Beredsamkeit, eine Fülle von Kenntnissen und Erfahrungen, Humor und Witz standen ihm zu Gebote; aber für die Klinik machte er auch in München keinen Gebrauch davon. Man lobte mich deshalb, daß ich mittheilender sei, mich, der ich so schweigsam von Natur war und wenig Beredsamkeit besaß. Ich mußte sie mir zu erwerben suchen und that es, weil ich es für nöthig hielt. Rust's sokratisirende Lehrmethode in der Klinik war eigentlich für mehrere hundert Schüler nicht gut berechnet, es profitirten davon nur die wenigen Befragten; für eine kleinere Klinik hätte sie besser gepaßt. Für eine große Klinik sind klinische Vorträge vom Katheder nicht wohl zu entbehren, wie sie in Wien üblich waren; im Operationssaale, wo jeder sehen kann, was vorliegt, kann der Lehrer in Gegenwart des Kranken manche Vorträge halten und Praktikanten ausfragen. Lange Vorträge in einem von Studenten überfüllten Krankensaale sind in jeder Beziehung unpassend. Gräfe verstand es, die

Klinik im Operationssaale interessant zu machen, auch wenn nicht operirt wurde. Sein Institut hatte nur den großen Fehler, daß er seine Schüler nie in die Krankenzimmer führen konnte, weil diese viel zu klein dazu waren. Ich machte diese Visite meistens allein mit einem der beiden Assistenten. In dieser Beziehung war Walther's Klinik bei weitem besser, seine Schüler konnten jeden Kranken bis zur Entlassung beobachten. Krankheitsbilder aus eigener Anschauung sind jedenfalls besser als Krankheitsbilder in klinischen Vorträgen, welche sich in jedem Kopfe anders gestalten. Der klinische Lehrer soll durch seine Persönlichkeit wirken, der eine so, der andere so, aber mittheilend sollte jeder sein; der Trieb, sich auszusprechen, macht den Lehrer, er soll nur kein Schwätzer sein und kein Papagei, der immer dieselben Sätze wiederholt.

Ich sah unter vielen anderen Operationen bei Walther auch die einer Hydrocele durch Injection. Auf Befragen sagte er mir, daß er zweimal Gelegenheit gehabt habe, die vollständige Verwachsung der Scheidenhaut nach der Injection durch die Section zu bestätigen, ein Punkt, über den ich mich in meiner Dissertation zweifelhaft ausgesprochen hatte und weitere Auskunft wünschte.

Walther stand in Bonn als Mensch, als Arzt und Operateur im höchsten Ansehen. Was ihn bewogen hat, seine neidenswerthe Stellung dort aufzugeben und 1830 nach München zu gehen, ist mir nie recht klar geworden. Professor Wilhelm mußte ihm dort nolens volens Platz machen und wußte es schon nach sieben Jahren dahin zu bringen, daß Walther die Klinik aufgab.

Um 12 Uhr begann Nasse's Klinik, welche vielen Studenten besser gefiel als die von Walther. Nasse war ungefähr fünfzig Jahre alt, ein großer blonder Mann mit dünnem Haupthaar. Er war sehr rührig und gesprächig in der Klinik,

examinirte die Studenten viel und beschäftigte sie, besonders in der Poliklinik, ungefähr wie Krukenberg in Halle, nur in einem noch weitern Umkreise auf den umliegenden Dörfern. Dafür schwärmten seine Schüler vorzüglich. Es sind ja eigentlich die glücklichsten Zeiten, wenn man unter Verantwortlichkeit des Lehrers die ersten Recepte schreibt, und wenn die Kranken dabei wieder gesund werden, besonders durch heroische Mittel, Aderlässe, Brechweinstein, Opium, drastische Purgirmittel, wie Nasse sie liebte. Ich wurde dieser Klinik bald überdrüssig; der schweigsame Walther war mir doch interessanter, als der mittheilende Nasse. Aber ich sah in seiner Klinik ein Gesicht, welches ich als Portrait in Weimar schon kennen gelernt hatte. Ich irrte mich nicht, es war Robert Froriep, dem ich mich selbst vorstellte, der von diesem Augenblicke an alle meine Schritte in Bonn lenkte. Wir aßen nach der Klinik zusammen auf der Pechhütte, dann führte er mich nach Kessenich, einem reizenden Dorfe dicht bei Bonn, wo er mir in einem saubern, ruhigen, kleinen Wirthshause ein Unterkommen verschaffte, das mir sehr behagte, ganz von Bäumen umgeben, von denen Abends die zarten Glockentöne der singenden Laubfrösche so wunderbar erklangen und wo so guter Maitrank zu haben war. Ich habe nicht viele Recepte von meinen Reisen heimgebracht, aber das Recept zu diesem Infusum Asperulae odoratae, vinosum, frigide paratum habe ich doch aufgeschrieben.

Von den übrigen Professoren lernte ich Mayer, den Physiologen, Weber, den Anatomen, und Carl Gustav Bischoff, den Chemiker, kennen. Sie waren alle drei sehr gütig. Mayer und Weber zeigten mir ihre Sammlungen allmählich an verschiedenen Tagen sehr eingehend. Robert Froriep war im Walther'schen Hause sehr beliebt; ich war zweimal mit ihm zum Thee bei Walther's schöner, blonder Gattin, aber der Herr vom Hause erschien nicht. Er nahm überhaupt dem

Anschein nach gar keine Notiz von mir, und doch mußte er es wohl gethan haben, denn er war es, der mich zur Professur der Chirurgie in Erlangen empfahl. Eine unbewußte Sympathie hatte mich zu ihm geführt und wirkte auch auf meine ferneren Schicksale. Robert Froriep war mein Führer in der Umgegend von Bonn; die schöne Natur und die gemeinschaftlichen Erinnerungen an Weimar, die ich erst vor wenigen Tagen in Elfeld erneuert hatte, öffneten mir sein Herz. Ich habe ihn in gutem Andenken behalten und bin seinen Arbeiten stets gefolgt. Jede derselben hatte einen deutlich ausgesprochenen praktischen Zweck und war der Schule würdig, in welcher er aufgewachsen. Wer in Goethe's Nähe seine Jugend verlebt hat, versucht es wohl nicht, die Welt zu erobern, sondern freut sich, nach besten Kräften sein Scherflein darzubringen auch unter ungünstigen Verhältnissen. Es freut sich jetzt wohl noch mancher Arzt über Froriep's mit so feinem Geschmack und Verständniß vollendeten anatomischen Atlas, welcher zuerst 1850 und in zweiter Auflage 1852 wieder erschien. Robert Froriep folgte wohl nur den Strömungen der Zeit, als er sich der pathologischen Anatomie widmete, welche er von 1830 bis 1846 in Berlin vertrat. Sein poetischer Sinn, sein anspruchsloses Wesen waren für die dortigen Zustände nicht geeignet, welche derbere Naturen verlangten. Als Professor der Chirurgie an einer kleineren Universität wäre er besser an seinem Platze gewesen. Die verhängnißvolle Bertuch'sche Erbschaft, das Landes-Industrie-Comtoir, welche seinen Vater, Bertuch's Schwiegersohn, der academischen Laufbahn entführt hatte, brachte auch Robert nach Weimar zurück. Glücklich wird er überall gewesen sein, denn was dazu gehört, führte er stets mit sich, ein edles, anspruchsloses Herz.

Von Köln nach London,
am 11. Juni 1827.

Mit dem zwölftägigen Aufenthalte in Bonn waren meine deutschen Studien zu Ende, ein neues Land erwartete mich.

Am Sonnabend den 9. Juni Nachmittags verließ ich Bonn, um nach Köln zu gehen, welches ich binnen drei Stunden mit der Schnellpost erreichte; der Sonntag in Köln machte den Beschluß: Ich wohnte im Dom dem Hochamte bei und ging dann noch in die St. Peters- und Marien-Kirche; am Nachmittage erfreute ich mich des Anblickes der Stadt vom rechten Rheinufer aus und sah das Dampfschiff, welches mich am andern Tage 4 Uhr Morgens Deutschland entführen sollte.

Es war ein heiterer Abend, die Straßen, die öffentlichen Gärten waren mit fröhlichen, sonntäglich geschmückten Menschen angefüllt. Diese Eindrücke meines schönen Vaterlandes sollten durch nichts mehr abgeschwächt werden. Am folgenden Tage war es trübes Wetter; der böse Feind, welcher bei uns in jedem Frühling die Nachtigallen heiser macht, der dickste Moorrauch, den ich im Leben gesehen habe, hatte sich über Nacht eingefunden. Je weiter nördlich wir kamen, desto dichter wurde der Schleier, so undurchsichtig, daß man kaum die Ufer des Rheinstroms, von den anliegenden Städten nur die nächsten Häuser erkennen konnte. Es war, als sollte ich, wie die homerischen Helden, von Wolken aus einem Lande in das andere getragen werden. Um 11 Uhr Abends kamen wir nach Rotterdam, wo ich gleich auf das Dampfschiff The Attwood überging, mit dem ich am folgenden Morgen 10 Uhr nach London fahren sollte. Ich hatte Tags darauf noch Zeit, mich in den Straßen von Rotterdam ein wenig umzusehen. Es war leider Alles, was ich von Holland gesehen habe, dessen Bekanntschaft ich Zeiten vorbehielt, welche nie gekommen sind.

Als wir auf hoher See angelangt waren, konnte ich mich nach stundenlang des ungewohnten Schauspiels eines wogenden Meeres erfreuen, aber bald nach Mittag wurde meine Stimmung immer bedenklicher, wunderliche, ganz prosaische Gefühle stiegen in mir auf, ich mußte Neptun meinen Tribut bezahlen und flüchtete in die Cajüte, wo sich in horizontaler Lage der Sturm in meinem Innern beschwichtigte. Aber ich mußte die Augen geschlossen behalten und durfte keinen Finger rühren. Endlich schlief ich ein; als ich erwachte, fühlte ich, daß sich die Bewegung des Schiffes verändert habe, die Wellen gingen nicht mehr so hoch, wir waren der englischen Küste nahe. Es war 4 Uhr Morgens, als ich aufstand und wieder auf das Verdeck stieg, England lag vor mir!*)

Ankunft und Leben in London,

vom 13. Juni 1827 bis 1. April 1828.

Der 13. Juni 1827, wo ich den Boden von England zuerst betreten sollte, war ein schöner, heiterer Tag. Wir kamen gegen 1 Uhr in London an. Ich freute mich, das Schiff verlassen zu können, es erinnerte mich noch immer an die überstandene Seekrankheit.

Mit der erforderlichen Meldung auf dem Fremdenbureau und der Untersuchung des Gepäckes verging so viel Zeit, daß ich erst um 6 Uhr in die Stadt selbst gelangte und eine Stagecoach fand, die mich nach Deptford brachte, wo ich von einer befreundeten Familie erwartet wurde.

Friedrich Benecke, ein geborener Hannoveraner, war in zweiter Ehe mit einer Cousine meiner Mutter verheirathet, welche im Louis'schen Hause einen Theil ihrer schönsten Jugendjahre verlebt hatte. Meine Mutter und Frau Wilhelmine

*) Hier wurde meine Arbeit am 19. Juli 1870 durch den ausbrechenden Krieg unterbrochen.

Benecke, geborene Funcke, aus Bückeburg, waren gleichgestimmte Seelen, deren Freundschaft nur der Tod getrennt hat. So fand ich in Deptford bei London eine sehr herzliche Aufnahme, nicht blos in den ersten Tagen, sondern während meines ganzen Aufenthaltes in England. Es war ein gutes Omen, daß ich mich, fast beim Eintritte in Fr. Benecke's Haus, dort nützlich machen konnte. Als es Zeit war, zu Bette zu gehen und die Wachslichter angezündet wurden, steckte eine alte Dame, welche die Kinder zu beaufsichtigen hatte, ihre Haube und ihr Haar in Brand. Ich drückte ihren Kopf in meine Arme und löschte das Feuer, ohne mich selbst zu verbrennen. Fr. Benecke war technischer Dirigent einer chemischen Fabrik, welche ihm und seinem jüngeren Bruder Wilhelm gehörte. Er war mit Leib und Seele Chemiker und Fabrikant, dabei ein vortrefflicher Vater und Gatte. Sein Minchen war aber auch eine Frau von seltenen Eigenschaften, klug, thätig und von unverwüstlicher Heiterkeit in allen Lagen des Lebens. Sie hatte selbst drei herrliche Söhne im Alter von sieben bis zwölf Jahren, welche unter der mütterlichen Erziehung zu wackeren Männern herangewachsen sind. Ebenso brav war eine Tochter erster Ehe, welche unvermählt gestorben ist. Fr. Benecke übernahm einige Jahre später eine Anstellung als hannoverscher Bergbeamter in Goslar und ist dort gestorben. Frau Wilhelmine lebte als Wittwe in Bückeburg, wo sie, von Jedermann geehrt, in vollem Besitze ihrer seltenen geistigen Regsamkeit 1872 gestorben ist.

Friedrich Benecke's jüngerer Bruder Wilhelm ist in weiteren Kreisen bekannt geworden, theils durch sein berühmtes Werk über Bodmerei und Seeassecuranz, in fünf Bänden, welches, fast in alle Sprachen übersetzt, noch bis auf den heutigen Tag benutzt und neu aufgelegt wird, theils durch spätere philosophisch-religiöse Schriften. Er ist 1837 in Heidelberg gestorben, wo er seine letzten Lebensjahre zubrachte. Die

theologische Facultät daselbst hatte ihm honoris causa den Doctortitel verliehen. Er war ein tiefdenkender, sehr interessanter Mann, dabei sehr musikalisch, er liebte Beethoven und Händel, einfache Lieder trug er mit einer schönen Baßstimme sehr ausdrucksvoll vor. Ich verehrte ihn sehr und hatte seine Zuneigung so weit gewonnen, daß er beschloß, mich in sein philosophisches System einzuweihen. Ich wurde von ihm zu diesem Zwecke besonders eingeladen, aber seine Frau, die davon gehört hatte, lud noch andere musikalische Freunde dazu. Sie hat es zu verantworten, wenn ich kein Philosoph geworden bin. Die kluge Frau hatte vermuthlich gemerkt, daß ich kein philosophischer Kopf sei. Frau Louise Benecke, eine Tochter des Geheimen Justizraths und Bürgermeisters Falcke in Hannover, Schwester des nachherigen Ministers, war auch eine weitläufige Verwandte meiner Mutter. Sie hatte keine eigenen Kinder. Ihr ältester Stiefsohn, Wilhelm Benecke jun., war bereits verheirathet mit Henriette Souchay aus Frankfurt. Dieses junge liebenswürdige Paar wohnte ganz nahe bei Deptford, in Loosom.

Diesen drei Familien waren meine Sonntage in London meistens gewidmet. Ich führte Carl Klingemann bei ihnen ein, der mittlerweile von Berlin nach London versetzt war. Durch Klingemann wurde Felix Mendelssohn mit Benecke's und den Frankfurter Familien bekannt, in denen er später seine Frau finden sollte.

In Deptford ließ ich mich zunächst etwas über London belehren und berieth mit meinen neuen Freunden die Frage, wo ich am zweckmäßigsten wohnen werde. Da die großen Hospitäler, von denen ich mehrere besuchen wollte, über ganz London zerstreut sind, so konnte ich nicht wohl in der Nähe eines einzigen wohnen, ohne den anderen und dem Westende fern zu sein, wo die Leute leben, mit denen man Umgang sucht. Es wurde mir deshalb ein mehr centraler Punkt empfohlen,

die Nähe von Temple Bar, dem alten Eingange zur City, welcher als letzter Rest von den Festungswerken übrig geblieben ist.

Deptford liegt zwischen London und Greenwich, es war von Fr. Benecke's Hause nicht weit in den Park, so wurde ich schon am 14. dahin geführt, um Greenwich-Hospital zu sehen. Es ist allerdings sehr geeignet, Fremden einen hohen Begriff von Englands Macht und Großmuth zu geben. In dem früher königlichen Schlosse wohnten die Invaliden der Marine, dieses Bollwerks des Inselllandes, in hohen luftigen Räumen, sorgfältig verpflegt. Von der Terrasse vor dem Schlosse sahen sie dicht vor sich die Themse, mit Schiffen belebt, und gedachten dabei alter Zeiten. Auf einer Anhöhe hinter dem Schlosse liegt eine königliche Erziehungsanstalt für Waisenknaben der Marine, deren lustiges Treiben die Alten erheiterte. Auf dem höchsten Punkte des umgebenden Parks liegt die berühmte Sternwarte, wohl geeignet, an die Beziehungen zu erinnern, welche England mit der übrigen Welt verbinden.

Im Jahre 1827 war der Park von Greenwich noch anmuthig; als ich ihn siebenzehn Jahre später wieder sah, fand ich ihn so vertreten und vernachlässigt, daß ich ihn kaum wieder erkannte.

Am 15. Juni machte ich von Deptford meinen ersten Ausflug nach London und gelangte wie mit einem Sprunge mitten in die chirurgische Welt der Riesenstadt. Ich begab mich zu Henry Green, an den ich von Willimot empfohlen war. Er nahm mich gleich mit in seine Klinik im St. Thomas-Hospitale, wo ich ihn zwei Amputationen verrichten sah, außerdem die Entfernung einer in der Tibia eingekeilten Kugel. Er machte mich mit den anwesenden Wundärzten von Guy's und St. Thomas-Hospital bekannt und versprach mir Empfehlungen an Andere. Ich erhielt sie nach einigen Tagen, sie waren an Charles Bell, Brodie und Lawrence gerichtet. Mit diesen

Empfehlungen und anderen, welche sie mir verschafften, war ich in allen Hospitälern eingeführt und hatte durch einen einzigen Besuch das erreicht, was mein Vater vor fünfunddreißig Jahren mit Geld aufwiegen mußte. Ich hatte insofern noch größere Vortheile, weil ich bei Operationen meinen Platz in dem inneren Kreise des Amphitheaters fand, also gut sehen konnte, was geschah. Es erregte mitunter den Neid der Studenten, aber da ich schon geläufig englisch sprach, so machte ich mir diese bald zu Freunden. Ich konnte ihnen Manches erklären, was ihnen unverständlich geblieben war. Es ist nicht die Gewohnheit englischer Chirurgen, vor jeder Operation elementare Vorträge zu halten oder die Anamnese und Diagnose weitläufig zu erörtern, sie überlassen Vieles dem Eifer und dem Forschungstriebe der Studenten. Ich glaube, sie haben Recht, denn wer von Natur nicht wißbegierig ist, wird es nicht durch lange Vorträge am Krankenbette. Von Zeit zu Zeit werden vom Katheder klinische Vorträge gehalten, welche die wichtigen Fälle der letzten Zeit betreffen. Diese machen dann mehr Eindruck, als kurz vor einer Operation, auf welche Jeder gespannt ist.

Am Montag, den 18. Juni, verließ ich Deptford und bezog meine Wohnung, 16 Howardstreet, Ecke von Norfolkstreet, welche auf die Themse stößt, die ich aus meinen Fenstern sehen konnte. Das obere Ende von Norfolkstreet öffnet sich in den Strand, die Hauptpulsader des Londoner Geschäftslebens, wo ein Wagen dem andern folgt und sich zwei Reihen von Fuhrwerken aller Art beständig an einander vorbeischieben, so daß man es zunächst erlernen muß, von einer Seite der Straße zur andern zu kreuzen. Trotz dem unablässigen Menschenstrome, welcher sich auf den Trottoirs bewegt, hält es dort nicht schwer, weiter zu kommen, Jeder ist darauf eingelernt, dem Andern auszuweichen. Dicht neben diesem Menschengewühl und dem Lärm, welchen die Fuhrwerke veranlassen,

herrschte in Howardstreet eine vollkommene Stille, welche nur durch die London cries, die Stimmen der Verkäufer und Zuträger von Lebensmitteln, gelegentlich unterbrochen wurde. Ich bewohnte ein schönes Zimmer mit Alkoven im ersten Stock, für welches ich wöchentlich achtzehn Schillinge zu bezahlen hatte, ungefähr drei Mal so viel wie in Berlin. Dagegen kann man sich in London für weniger Geld besser ernähren, als in Berlin. So guter Rinderbraten oder Hammelbraten, wie man dort in jedem Speisehause findet, ist in Deutschland eine Seltenheit. Suppe gab es nicht, eine halbe Pinte Porter mußte ihre Stelle vertreten; sie schmeckte mir immer wie Medicin, ich trank sie nur aus Pflichtgefühl. Meine Ansprüche an leibliche Nahrung waren nicht groß, Morgens und Abends Thee und ein Mittagsessen um 3 oder 4 Uhr waren mir genügend. Schuhwerk ist in England theuer, man muß sich zu Hause damit versehen, dagegen ist es keine kostbare Politik, sich englische Kleider anzuschaffen, sie sind dauerhaft und nicht viel theurer, als bei uns. Es ist nicht angenehm, durch den Schnitt seines Rockes gleich als Fremder erkannt zu werden und Aufmerksamkeit zu erregen. Dies geschieht in England mehr, als bei uns, man kann seine englischen Röcke zu Hause dreist auftragen, Niemand bemerkt es. Anstößig sind bei uns nur die englischen Brocken, welche Mancher mit zu Hause bringt und zu verwerthen sucht. Selbst wenn man so geistreich ist, wie Fürst Pückler-Muskau in seinen Briefen eines Verstorbenen, und auch so gut Englisch versteht, wie er, hat es doch sehr viel Anstößiges, weil es das Nationalgefühl beleidigt.

Hospitäler und Aerzte in London.

Außer den Kirchspiels-Hospitälern für Arme, welche für den fremden Arzt kein großes Interesse bieten, besitzt London

eine stets wachsende Zahl von Hospitälern, welche, durch Stiftungen und freiwillige Beiträge unterhalten, einer medicinischen Facultät als klinische Lehranstalten dienen. Diese Facultäten haben freilich nicht das Recht, Diplome und Licenzen zu ertheilen, für den Unterricht in der praktischen Heilkunst besitzen sie jedoch alle erforderlichen Institute.

Im Jahre 1827 waren die durch Astley Cooper vereinigten Schulen von St. Thomas und Guy in der Borough, einer Vorstadt an der südlichen Seite der Themse, welche dicht neben einander liegen, und das Bartholomäus-Hospital in der City durch ihre Größe und den Ruf ihrer Lehrer die berühmtesten Anstalten. Wenn ich, wie es meine feste Absicht war, fortlaufende Beobachtungen machen wollte, so mußte ich dies regelmäßig entweder im Bartholomäus-Hospitale oder in den Hospitälern der Borough thun. Die übrigen Hospitäler, wie London-Hospital, St. Georges-Hospital, Middlesex-Hospital, Westminster-Hospital, boten weniger Ausbeute dar und wurden deshalb zweckmäßiger nur gelegentlich besucht, besonders wenn Operationen darin vorkamen.

In den ersten drei Monaten besuchte ich ganz regelmäßig das Bartholomäus-Hospital, im Spätherbst und Winter aber die Hospitäler in der Borough. Jedes Hospital hat seinen bestimmten Tag, an welchem die nicht dringenden Operationen vorgenommen werden, und man erfuhr durch das medicinische Wochenblatt „Die Lancette“, wo etwas Besonderes zu erwarten war. Während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in London besuchte ich sehr regelmäßig die Augenklinik von Moorfields in der City, deren erster Arzt, Tyrrell, mir besonders gefiel. Die Augenklinik in Westminster, deren Aerzte Wardrop und Guthrie waren, sagte mir weniger zu. Die Mehrzahl der Patienten, welche man dort sah, kamen nur, um sich Höllensteinsalbe einstreichen zu lassen, man begegnete schon

auf der Straße einer Menge von Leuten, die sich die Augen zuhielten und nicht gut von der Stelle kommen konnten. Warum, dachte ich mir, giebt man ihnen nicht etwas zu Hause zu gebrauchen? Die Zahl der Ambulanten würde dann auf den dritten Theil zusammenschmelzen, aber das Imus ubi itur käme nicht zur Geltung.

Die Hospitäler von London zeigten damals nur wenige Spuren hygienischer Principien, weniger als in Deutschland. Sie bildeten ein Aggregat meistens größerer Räume, deren beste Eigenschaft es war, nicht an eingeschlossenen Höfen zu liegen, aber durch Kamine ventilirt zu werden. Fenster hatten sie nur an einer Seite, aber diese wurden fleißig geöffnet, größere Gärten fehlten bei allen. Mit Ausnahme von Guy's Hospital, vermißte man überall die kleineren Zimmer zur Isolirung einzelner Fälle. Am schlechtesten gesorgt war für die Syphilitischen, sie wurden in engen Mansardenzimmern untergebracht, für welche der Name foul wards (Schmutzkrankenzimmer) sehr passend erschien. Aber der Name wurde von der Krankheit entlehnt (foul disease für venerische Krankheit). Die Verpflegung war in allen Hospitälern gut und reichlich, sie wurde aber wenig überwacht, die Kranken konnten sich Alles zutragen, oder durch den Portier besorgen lassen.

Die Erfolge schienen mir damals mehr von der individuellen Geschicklichkeit des Wundarztes, als von der Lage und Bauart des Hospitals abzuhängen, nur St. Georges-Hospital war verrufen wegen Erysipelas. Es war im Innern sehr zugig, hatte sehr dünne Wände und übermäßig große Fenster.

Ein werthvoller Besitz fast jedes Hospitals war sein pathologisches Museum, besonders das von St. Thomas. Es erzählt in seinen Natur- und Wachs-Präperaten theilweise die chirurgische Geschichte der Anstalt. Ich habe diese Samm-

lungen und besonders auch das Hunter'sche Museum, welches dem Collegium der Wundärzte gehört, so fleißig als möglich benutzt. Bei dem Mangel an gedruckten Katalogen war dazu nicht wenig Geduld von nöthen, aber auch ohne Specialstudien zu machen prägt sich dem Gedächtnisse Manches ein, was gelegentlich wieder auftaucht.

Von den damaligen angesehenen Wundärzten nenne ich nur diejenigen, mit denen ich etwas genauer bekannt wurde:

Vom St. Bartholomäus-Hospitale: Abernethy, Lawrence, Earle und Vincent.

Vom St. Thomas-Hospitale: Astley Cooper, Travers, Green und Tyrrell.

Vom Guy's-Hospitale: Bransby Cooper, Key und Morgan.

Vom St. George's-Hospitale: Brodie und Rose.

Vom Middlesex-Hospitale: Charles Bell.

Vom Westminster-Hospitale: Guthrie.

Außerdem Wardrop, Sir James Macgregor, Dr. Arnott, Stafford und Amesbury.

Alle diese Männer stehen mir noch lebhaft vor Augen, ich könnte allenfalls ihr Portrait zeichnen; vielen von ihnen bewahre ich ein dankbares Andenken, sie haben mich durchs Leben begleitet und mir zum Vorbilde gedient. Ich verehrte sie nicht blos wegen ihrer ausgezeichneten Leistungen als Heilkünstler, sondern auch wegen ihrer edlen Denkungsweise, welche sie zu würdigen Repräsentanten ihres Standes machte.

William Lawrence war eine sehr stattliche Erscheinung von kräftiger Figur. Er hatte sehr schöne blaue Augen und helles Haar. Seine Stimme war sehr angenehm, Alles was er sagte, war wohl durchdacht, kurz und bündig und hatte oft einen Anflug von Humor, ohne alle Schärfe. Wenn die Umstände es gestatteten, war er stets geneigt, auf genauere Erörterungen einzugehen und zeigte dabei die umfassendsten Kennt-

nisse. Mit Henry Green war er einer von den wenigen, welche deutsch sprachen und die deutsche Literatur kannten. Ohne alle Ueberhebung zeigte seine ganze Haltung, daß er sich der hohen Stellung wohl bewußt war, welche er unter den Londoner Wundärzten einnahm, denn er war einer der gesuchtesten Praktiker. Am Krankenbette war er eben so genau in seinen Diagnosen, wie rasch entschlossen und entschieden im Handeln. Was mir an Lawrence besonders gefiel, war, daß man in seiner Nähe immer fühlte, wie glücklich ihn die Ausübung seines Berufes machte, das giebt auch dem Jüngeren Lust und Muth für die Zukunft. Seine Technik war elegant, ohne alle Ostentation. In seiner Jugend hatte er Blumenbach's Physiologie übersetzt und dabei durch einige unschuldige materialistische Aeußerungen so viel Anstoß gegeben, daß er die ganze Auflage zurücknahm. Es hatte ihm weiter keinen Schaden gebracht. Im Jahre 1827 war er noch unvermählt, aber äußerst gastfrei, man konnte sicher sein, bei ihm jeden ausgezeichneten Fremden des ärztlichen Standes anzutreffen. Im Jahre 1844 hatte ich die Freude, ihn wohlerhalten und als glücklichen Ehemann wieder zu finden. Er nahm mich mit auf seinen Landsitz, um mich mit Frau und Kindern bekannt zu machen.

Henry Earle, der Sohn des Erfinders der Hydrocele Injection Sir James Earle, war ein feiner liebenswürdiger Mann und aufmerksamer Wundarzt, aber ein mittelmäßiger Operateur. Er hat sich viel mit den Fracturen beschäftigt und ist als Erfinder eines sehr vollkommenen Bettes für Fracturen bekannt.

Mr. Vincent war der älteste unter den drei Chirurgen von St. Bartholomäus. Er war ein so ungeschickter Operateur, daß ich mich nicht mehr um ihn bekümmerte, nachdem ich ihn einmal hatte operiren sehen.

John Abernethy (geb. 1763, gest. 1831) hatte seine

Stellung am Bartholomäus-Hospitale längst niedergelegt, er kam aber noch von Zeit zu Zeit, ging durch die Säle, sah einzelne Kranke und zog beim Fortgehen eine Schaar von Studenten nach sich, die ihn bis auf den Hof begleiteten, wo er oft kleine Reden hielt, die mit einem Citat aus dem Shakespeare zu enden pflegten. Ich begriff es, was der alte Mann dabei im Sinne hatte. Shakespeare war ein großer Beobachter, dessen Lectüre für Aerzte sehr nützlich sein muß. Der Patriotismus läßt sich wohl nicht besser wecken, als durch öftere Erinnerung an den größten Genius, welchen England je hervorgebracht hat. Was Männer wie er geschaffen, wird allmählich zum allgemeinen Eigenthume des menschlichen Geistes, aber es fliegt nicht in der Luft umher, sondern muß von Geistesverwandten in immer weitere Kreise getragen werden. Dazu kommt noch, daß in England Jeder das Recht hat, geistreich oder witzig zu sein, ohne daß die Fledermäuse ihm in die Haare gerathen. Wer kann heutzutage sagen, ob Abernethy mehr oder weniger genützt habe durch seine Shakespeare-Citate, als durch fünf Gran blaue Pillen, Abends zu nehmen, oder durch Unterbindung der Iliaca externa?

Er war ein Mann von kleiner Statur, mit sehr feinen intelligenten Zügen, den das schneeweiße Haar sehr gut kleidete.

Astley Cooper (geb. 1768, gest. 1841) hatte sich kurz vor meiner Ankunft in London, des praktischen Lebens müde, auf das Land zurückgezogen. Er war mit neunundfunfzig Jahren immer noch ein schöner Mann, von stattlicher Figur und Haltung, mit gebietendem Ausdrucke seiner edlen Züge. Ich sah ihn nur einige Male im St. Thomas-Hospitale, bei gelegentlichen Besuchen in der Stadt. Sein Erscheinen war immer ein Festtag im Hospitale. Er wurde es, wie er sich ausdrückte, bald müde, nach den Lämmern zu sehen und lebte später abwechselnd in der Stadt seinen anatomisch-pathologischen

Studien, ohne durch eine große Praxis gestört zu werden. Seine äußere Erscheinung harmonirte vollkommen mit dem Eindruck, welchen seine schriftstellerischen Arbeiten machen. Männliche Offenheit, vollkommene Klarheit der Gedanken und bei allem Forschungstriebe doch feste Principien, das Alles sprach sich in dieser Heroengestalt aus.

Benjamin Travers war anscheinend älter als A. Cooper, nicht so groß und stattlich wie dieser, aber er hatte einen sehr intelligenten Kopf und sehr sanfte liebenswürdige Manieren. Er machte seine Visiten im Thomas-Hospitale regelmäßig und operirte auch noch, aber überließ doch schwierigere Operationen gern seinen Collegen Green und Tyrrell. Es war ein Vergnügen, Travers in Begleitung seines Sohnes zu sehen, eines Jünglings von seltener Schönheit, der sich unter des Vaters Leitung zu einem angesehenen Praktiker ausgebildet hat, aber jetzt auch nicht mehr lebt.

In ihren Surgical Essays haben Astley Cooper und Benjamin Travers ein unvergängliches Denkmal ihrer Freundschaft gestiftet, welches jetzt noch, nach mehr als einem halben Jahrhundert, als mustergültig bewundert wird und in der chirurgischen Literatur überall wenig seines Gleichen hat.

Henry Green war ein Neffe von Henry Cline, dem berühmten Vorgänger Astley Cooper's. Es waren noch ganz dieselben Räume im St. Thomas-Hospitale, in denen vor fünfunddreißig Jahren mein seliger Vater Cline folgte, wo ich 1827 den Neffen wirken sah. Er war ein Mann von hoher Figur aber von schlechter Haltung, seine übrigens regelmäßigen Züge machten, bei einem grauen Colorit, weniger Eindruck. Er hatte ein sehr sonores Organ und galt für einen großen Redner. Er war deshalb auch Demonstrator der Anatomie an der Akademie der schönen Künste, wo ich einen seiner brillanten Vorträge gehört habe, welche nicht blos Kenntniß

der Anatomie, sondern auch der Antike voraussetzen, um auf Künstler Eindruck zu machen. Seine Zeitgenossen machten ihm den Vorwurf, daß er sich zu sehr in die deutsche Philosophie vertieft und dadurch an Klarheit verloren habe. Ich war wohl gegen philosophische Anwandlungen besser abgehärtet und bemerkte es kaum. Ich fand Henry Green ebenso vernünftig wie seine Collegen, ja manchmal klüger, denn er hatte einen einschneidenden Verstand. Sein Humor blieb nicht immer in den rücksichtsvollen Schranken wie bei Lawrence, der seinen Widerspruch gegen die Ansichten Anderer stets in verbindliche Worte zu hüllen wußte. Green war als Diagnostiker eben so vorzüglich, wie als Operateur. Productiv war er nicht, wie man es von einem Manne seiner Fähigkeiten erwarten konnte; hätte er, wie seine berühmteren Zeitgenossen, den physiologischen statt den philosophischen Weg eingeschlagen, so würde er vermuthlich mehr geleistet haben.

John Tyrrell war ein Mann ganz nach meinem Herzen, einfach, bescheiden, klar, umsichtig und menschenfreundlich. An diagnostischer Sicherheit und operativer Geschicklichkeit stand er keinem seiner Zeitgenossen nach. Wenn man ihn näher kennen lernte, begriff man es, wie er zu der, in jeder Beziehung neidenswerthen Ehre gelangt sei, Astley Cooper's Nichte zu heirathen. Er hatte kluge Augen, aber sonst wenig ausdrucksvolle Züge. Durch die Herausgabe einzelner Arbeiten von A. Cooper und durch sein Werk über Augenheilkunde hat er sich ein bleibendes Andenken in der Literatur gegründet. Da ich ihn außer im St. Thomas-Hospitale auch in der Augenklinik sah, so bin ich mit ihm mehr in Berührung gekommen, als mit irgend einem Andern.

Bransby Cooper, der Neffe von Sir Astley, hatte den ärztlichen Stand offenbar nicht aus innerem Berufe gewählt. Ein unruhiges Wetterleuchten seiner Gesichtszüge, eine gewisse

Hastigkeit im Sprechen verriethen seine nervöse Constitution, die sich beim Operiren in sehr nachtheiliger Weise bemerklich machte. Seine Zeitgenossen nannten ihn a bungling operator, einen stümperhaften Operateur, leider nicht mit Unrecht. Man bedauerte immer, wenn man ihn operiren sah, daß er nicht für seinen Onkel nach den Lämmern sah. Ich war dabei zugegen, als er bei einem Erwachsenen den Seitensteinschnitt machte und den Stein nicht finden konnte. Er suchte mit der Zange immer gewaltsamer darnach und wurde immer röther im Gesichte. Endlich hielt er ein. „Laß mich zufühlen", sagte sein Schwager Aston Key, führte den Zeigefinger ein und rief sogleich: „Hier ist der Stein." Er lag dicht neben der Wunde, aber in einer Vertiefung hinter der Prostata. B. Cooper zog ihn dann mit Leichtigkeit aus, er hatte nur nöthig, die wieder eingeführte Zange umzuwenden. Wenn man unter A. Cooper's Leitung groß geworden, zwei Schwäger wie Tyrrell und Key zur Seite hat und doch kein guter Operateur wird, so muß es unübersteigliche Hindernisse geben, es überhaupt zu werden. Die Biographie seines Onkels Aston, welche Bransby Cooper herausgegeben hat, ist leider nicht sonderlich gerathen; obgleich der Gegenstand dankbar war und der Autor den besten Willen hatte.

Aston Key war ein ganz ebenbürtiger Schwager für Tyrrell, und ein weiterer Beweis, wie gut A. Cooper Talente zu würdigen gewußt hat, insofern man voraussetzen darf, daß er, selbst kinderlos, nicht ohne Einfluß auf die Verheirathung seiner beiden Nichten, der Schwestern B. Cooper's geblieben ist. Es giebt nur wenige Wundärzte unter denen, die ich kennen gelernt habe, welche ihm an Liebenswürdigkeit und Geschicklichkeit gleich kamen. Er hatte eine elegante Figur, feine aristokratische Gesichtszüge und Manieren. Er war in jeder Beziehung ein vollendeter Chirurg, der in Ausführung schwieriger Operationen

das Höchste zu leisten vermochte. Ich sah ihn mit gutem Erfolge bei Axillar aneurysma die Subclavia auf der ersten Rippe in vierzehn Minuten unterbinden. Es war einer der gesuchtesten Chirurgen in London. Als ich 1844 wieder dort war, freute ich mich, ihn wohlbehalten wieder zu sehen. Ich begleitete ihn auf seinen reizenden Landsitz, wo er vom Sonnabend bis zum Montag sich zu erholen pflegte und verlebte dort die angenehmsten Stunden im Kreise seiner liebenswürdigen Familie.

John Morgan gehörte wie Key zu der Classe der liebenswürdigen Collegen. Jung, heiter, von angenehmem Aeußern und von großer Geschicklichkeit gefiel er Jedermann. Er suchte die Langenbeck'schen Lappenschnitte in London einzuführen, welche er mit der größten Virtuosität zu machen verstand. Sie wurden bewundert, aber nicht nachgeahmt, der Cirkelschnitt behielt die Herrschaft. Man berief sich darauf, daß die Muskellappen doch für die Dauer nichts zur Polsterung des Knochenstumpfes beitragen.

Sir Benjamin Brodie (geb. 1783, gest. 1862) war ein Mann von kleiner Statur und wenig ausdrucksvollen Zügen, aber er imponirte durch sein feines Benehmen und durch so kluge Bemerkungen, wie man sie auf jeder Seite seiner Schriften findet. Sein Werk über Gelenkkrankheiten hatte ich schon gelesen, ehe ich nach Göttingen ging. Seine persönliche Bekanntschaft hat gewiß dazu beigetragen, mein Interesse für diesen Gegenstand für immer zu befestigen. Ich sah Brodie zuerst operiren am 26. Juli 1827. Er verbesserte einen übelgeformten Amputationsstumpf des Unterschenkels durch Resection der vorstehenden Knochen mit schließlich sehr gutem Erfolge. Ich wußte, daß diese Operationen nicht ohne Gefahr seien und fragte mich selbst, weshalb Brodie's Fall gut ging. Er hatte gewartet, bis die Wunde ganz abgeschwollen und die Heilung im

besten Gange war, so weit die vorstehenden Knochen es gestatteten. Es sind dann weder capilläre noch venöse Thromben mehr vorhanden und ein neuer Eingriff bringt keine Gefahr. Erst zweiundzwanzig Jahre später hatte ich im Felde die Gelegenheit, von diesen Erwägungen Nutzen zu ziehen und habe sie in meinen Maximen der Kriegsheilkunst II, edit pag. 296 zum Princip erhoben. Aber ein aus der Amputationswunde vorstehender Knochen ist für den Operateur ein ärgerlicher Anblick, den er gern beseitigen möchte; so macht er sich zu früh daran und der Patient wird pyämisch. In solchen Dingen kann der Chirurg zeigen, ob er eine physiologische Richtung hat oder nicht? Mit dem Mikroskope allein wird man kein Physiolog. Es ist bekannt, daß Brodie sich im Anfange seiner Laufbahn eifrig mit Experimental-Physiologie beschäftigt hat, aber die Beobachtung kranker Menschen war doch für ihn die beste Lehrerin einer Physiologie, ohne deren Hülfe er nie dahin gelangt sein würde, sein berühmtes Werk über Gelenkneurosen zu schreiben.*)

An demselben Tage machte Brodie noch eine Amputation des Oberschenkels und sein College Rose die des Unterschenkels. Alle diese Operationen wurden mit großer Sicherheit und Schnelligkeit ausgeführt. Ich war aber, wie mein Journal sagt, nicht zufrieden mit der leichten Art, in welcher die Amputations-

*) Ich halte das kleine Buch: Lectures, illustrative of certain local nervous affections, London 1837, für Brodie's vorzüglichste Leistung, aber die Ansichten sind verschieden. Professor Wernher in Gießen ist nach fünfunddreißig Jahren zu der Ansicht gelangt, daß Brodie sich damit an der leidenden Menschheit versündigt habe.

Wie glücklich muß sich Wernher fühlen, daß man ihm am Ende seiner Laufbahn keine ähnlichen Verbrechen zur Last legen kann. Der einzige Vorwurf, den man ihm machen kann, ist der, Brodie's Buch nicht gelesen zu haben. Er frägt mich, wer die an Mania operatoria activa leidenden Chirurgen wären, welche neuralgische Glieder wegschnitten, Brodie selbst hat sie genannt.

stümpfe verbunden wurden. Ich mußte erst durch eigene Erfahrungen dahin gelangen, einzusehen, daß es gut sei, so wenig Verbandstücke wie möglich anzuwenden und daß ein feuchter Lappen jedem andern Verbande vorzuziehen sei, weil jeder Druck und jede Zerrung der getrennten Theile deren Retraction und Reizbarkeit erhöht. Brodie und Rose gehörten Beide zu den beliebtesten Praktikern in aristokratischen Kreisen.

Sir Charles Bell (geb. 1778, gest. 1842) war der jüngste von drei ausgezeichneten Brüdern, deren ältester, Andreas, der berühmte Pädagog war, der zweite Bruder war John, der große Anatom und Chirurg. Charles Bell sah mit neunundvierzig Jahren noch sehr gut aus, er war von gedrungener Figur mit regelmäßigen Gesichtszügen und sehr durchdringenden Augen. Er machte den Eindruck der Festigkeit und des Scharfsinns. Er war gütig und freundlich, aber nicht sehr gesprächig. Ich sah ihn öfter am Krankenbette und hörte Vorträge von ihm, sah ihn aber zufällig nie operiren. Er galt für einen durchaus geschickten Operateur, was für einen solchen Denker freilich eine untergeordnete Eigenschaft war, für seine Carriere aber doch wichtig. Schon achtundfunfzig Jahre alt wurde er noch als Professor der chirurgischen Klinik nach Edinburg berufen, wo er sechs Jahre später starb. Er war als Praktiker nicht so gesucht, wie andere weniger bedeutende Männer, und klagt selbst darüber, daß seine wissenschaftliche Richtung ihm dem Publikum gegenüber Schaden thue. Nach jedem neuen Werke, sagt er, muß man sich, um Verzeihung dafür zu finden, doppelte Mühe mit der Praxis geben. Er war allerdings ein fleißiger Schriftsteller, und einige seiner Arbeiten scheinen keine praktische Zwecke zu verfolgen, wie das Buch über Anatomie und Physiologie des mimischen Ausdrucks in Verbindung mit den schönen Künsten. Doch kann man wohl behaupten, daß ihn gerade diese durch die schönen Künste ange-

regten Untersuchungen zu seiner großen Entdeckung über die verschiedenen Wurzeln der motorischen und sensitiven Nerven führten. Er erforschte den Ursprung des mimischen Gesichtsnerven und fand dabei die Function der Wurzeln der Rückenmarksnerven. Es giebt kaum ein schlagenderes Beispiel von dem Einflusse der schönen Künste auf wissenschaftliche Untersuchungen. Der Sinn für Poesie und schöne Künste ist bei Aerzten ziemlich verbreitet, wo er ganz fehlt, zeigen die ärztlichen Leistungen oft beklagenswerthe Lücken.

Kein Physiolog hat seiner Zeit so viel zu arbeiten gegeben, wie Charles Bell, ich schätze mich besonders glücklich, ihn erlebt zu haben, er hat auch mir zu denken gegeben. Seit Harvey's Entdeckung des Blutkreislaufs sind bald drittehalb Jahrhunderte verflossen und doch ist diese Lehre, besonders in ihrer Anwendung auf die Pathologie, noch keineswegs erschöpft, wie Esmarch's blutlose Operationen eben gezeigt haben. Man darf sich also nicht wundern, wenn Bell's Entdeckung, ungeachtet der Arbeiten von Magendie, Johannes Müller, Purkinje, Marshall Hall, Claude Bernard, Louget, Ludwig, Dubois Reymond und Anderer über Nervenphysiologie, noch nicht ihre volle Entwickelung und Anwendung auf die Pathologie gefunden hat. Harvey's Lehre fand hinsichtlich der Pathologie ihren größten Bearbeiter in John Hunter. Für die Nervenphysiologie ist ein Mann wie er noch zu erwarten, und es ist zu bedauern, daß sich in Deutschland die Physiologen von der klinischen Beobachtung abgewendet haben. Harvey, Hunter und Bell waren Praktiker, welche am Krankenbette physiologische Beobachtungen zu machen wußten, die sie durch das Experiment zu bewahrheiten suchten. Jetzt hat man das Experiment vorangestellt. Als ich 1828 nach Hannover zurückkehrte, wußte man dort von C. Bell's Arbeiten noch wenig, ich mußte es gleich erleben, daß selbst Wedemeyer

eine peripherische Facialis-Lähmung für apoplektisch hielt und mit Aderlässen behandelte. Noch zehn Jahre später wurde ich in Erlangen mit meiner Diagnose in solchen Fällen ausgelacht. Jetzt weiß man das besser, aber die Bell'sche Lähmung ist so ziemlich das einzige, was man von der Anwendung seiner physiologischen Entdeckungen auf die Praxis kennt. Bell's letztes Werk, seine Institutionen der Chirurgie sind jetzt wohl nur wenigen deutschen Wundärzten bekannt. Sie passen auch nicht besonders zu der mechanischen Richtung, welche die Chirurgie bei uns einzuschlagen scheint, aber sind voll von Bemerkungen, die man anderswo vergebens sucht. Gräfe, der ihre deutsche Uebersetzung von Mörer mit einer Vorrede versah, klagt 1838 schon über die allzu gehäuften Producte der Buchdruckerkunst, in denen das zum hundertsten Male Gelesene unter einem unglücklich verschnittenen und noch unglücklicher wieder zusammengeflickten Gewande immer wieder zu lesen ist. Er stellt diesen Producten Bell's originellen Reichthum und seine Kürze gegenüber. Versucht es doch einmal, Ihr Epigonen, diese Grundlehren der Chirurgie wieder zu lesen und mit den Erzeugnissen der Presse seit vierunddreißig Jahren zu vergleichen. Es lohnt sich der Mühe. Ich habe Charles Bell eine meiner ersten schriftstellerischen Arbeiten (Ueber Paralyse der Inspirations-Muskeln, 1836) gewidmet und bewahre ein Dankschreiben von ihm als ein theures Angedenken.

Guthrie war ein Mann wie von Eisen, groß und stattlich, seine beredten Worte fielen wie Hammerschläge. Als Operateur schlug er eine famose Klinge. Ich hatte schon großen Respect vor ihm, als ich nach England kam, weil ich sein Werk über Schußwunden der Extremitäten in der vortrefflichen Uebersetzung von Spangenberg studirt hatte, auch sah ich im hannoverschen General-Militairhospitale den Mann, bei welchem Guthrie durch den Seitensteinschnitt eine Kugel aus der Blase

gezogen hatte. Derselbe war bei Waterloo 1815 verwundet worden. Guthrie spricht von ihm in seinen Commentaries, V. edit, pag. 579. Der Mann starb acht Jahre nach der Schlacht von Waterloo in Hannover an einer bösartigen Milzgeschwulst von ungeheurer Größe.

Ich kann nicht sagen, daß Guthrie's persönliche Bekanntschaft mich sehr angezogen habe. Der Miles gloriosus trat zu sehr bei ihm hervor, ungefähr wie bei C. J. M. Langenbeck. Ich vermißte bei ihm die Urbanität und Bescheidenheit der übrigen Wundärzte in London. Dies hat mich nicht abgehalten, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und seine großen Verdienste um die Kriegschirurgie anzuerkennen, wie meine eigenen Schriften beweisen. Als ich meine Maximen schrieb, glaubte ich, die Zeit der Discussion über die Vortheile der primären Operationen sei wohl vorüber, weil man mit Larrey's und Guthrie's Hülfe darüber im Reinen sei. Darin hatte ich mich getäuscht, es wäre vielleicht recht gut, wenn einmal wieder ein Guthrie käme, der die Schwätzer zu Paaren triebe.

James Wardrop, Vorsteher einer chirurgischen Privatklinik und Arzt an dem Augeninstitute von Westminster, war vielleicht der lebhafteste von allen damaligen Wundärzten in London. Er hatte immer eine Menge Eisen im Feuer und war sehr mittheilend. Da er sich sehr für pathologische Anatomie interessirte, so konnte man immer etwas von ihm lernen. Er hatte mich für jeden Sonntag zum Frühstück bei sich eingeladen und ging dann mit mir in sein Privatinstitut. Als Operateur stand er nicht hoch. Ein paar Steinschnitte, die ich an einem Tage von ihm sah, habe ich in meinem Journale als grauenvoll (shocking) bezeichnet. Lawrence assistirte ihm dabei, ich wunderte mich, daß er es that, da er wissen mußte, wie Wardrop operire. Es ist eine sehr unangenehme Aufgabe, einem ungeschickten Operateur bei einem Steinschnitte zu assistiren,

weil man ihm nicht viel helfen kann. Wardrop würde ein größerer Wundarzt gewesen sein, wenn er nicht operirt hätte. Ein kluger Mann, wie er, kann sich Manches ausdenken, was Andere mit Erfolg ausführen, aber er läßt es dabei bewenden, wenn er keine geschickten Hände hat. Im Jahre 1827 beschäftigte sich Wardrop eifrig mit der Methode von Brasd'or, Aneurysmen zu operiren, oder vielmehr mit dem, was er zu seiner eigenen Methode erhob, der Unterbindung eines der Hauptäste, welche peripherisch über einem aneurysmatischen Sacke abgehen. Ich sah in seiner Klinik die Frau Deumark, bei welcher er die Subelavia dextra unterbunden hatte, wegen Aneurysma der Anonyma. Die Pulsationen der Carotis hatten schon vorher spontan aufgehört. Die Operation hatte am 6. Juli stattgefunden, ich sah die Frau am 15. Es ging ihr damals leidlich, sie hat auch noch zweiundzwanzig Monate gelebt, aber unter großen Leiden durch Athembeschwerden, welche mit Aderlässen bekämpft wurden. Schon vor der Operation war ihr funfzig Mal zur Ader gelassen worden, jedes Mal zu einer Pinte, nachher in gleicher Weise fort. Ich habe aus diesem Falle, den Wardrop für einen Erfolg seiner Methode hielt, gelernt, daß man diesen theilweise innerhalb des Rumpfes liegenden Aneurysmen nicht mit Operationen beikommen kann, auch nicht mit Aderlässen. Mit Hülfe von permanenten kleinen Eisbeuteln habe ich jedenfalls bessere Erfolge erzielt, als Wardrop bei Mrs. Deumark.

Wardrop's persönliche Erscheinung hatte nichts Anziehendes, ich mochte ihn trotz seines schlechten Operirens doch gern leiden, theils weil er sehr freundlich gegen mich war, theils weil ich ihn für ein nützliches Element hielt, ungefähr wie den Hecht im Karpfenteich, welcher dazu dient, Stagnation zu verhindern, indem er den großen Karpfen Motion macht.

Ich besuchte auch den Chef des englischen Militair-Medi-

cinalwesens, Director general Sir James Macgregor, an welchen ich von einem früheren Arzte der englisch-deutschen Legion empfohlen war. Er stand in großem Ansehen und war ein Mann von sehr stattlichem Aussehen und feinen Manieren. Ich bot ihm meine Dienste an für den Fall, daß England einmal wieder der Hülfe deutscher Aerzte bedürfen sollte. Der Gedanke, zum Schlusse meiner Studien ein paar Feldzüge zu machen, beschäftigte mich ernsthaft in London. Als 1828 die russische Regierung fremde Aerzte suchte, ging ich zu dem russischen Gesandten, um mich nach den Bedingungen zu erkundigen; fremde Aerzte sollten mit Unterofficiersrang eintreten. Diese unverschämte Zumuthung war vielleicht ein Glück für mich, ich wäre sonst wohl bei Adrianopel begraben mit den 300 Aerzten, welche der Feldzug gegen die Türken von 1828 kostete. Im glücklichsten Falle hätte ich doch wohl nicht viel gelernt.

Von den Aerzten, welche nicht an Hospitälern angestellt waren, sah ich Dr. Arnott, den Erfinder des hydrostatischen Bettes, Mr. Stafford, den Erfinder des ersten brauchbaren Instruments zur inneren Durchschneidung von Harnröhrenstricturen, und Mr. Amesbury, dessen Specialität die schwierigen Fälle von Knochenbrüchen und die künstlichen Gelenke waren. Es machte mir große Freude, zu sehen, mit welcher Bescheidenheit sich selbst die angesehensten Hospitalärzte der Hülfe dieses Mannes in schwierigen Fällen bedienten. Er untersuchte die Kranken, machte genaue Messungen, ließ wohlgepolsterte Blechschienen machen, welche die ganze verletzte Extremität umfaßten. Diese wurden so fest angelegt, wie die Patienten es gut ertragen konnten, ohne Oedem und Schmerzen zu bekommen. Er war auf diesem Wege sehr glücklich und hatte viel zu thun, denn bei Matrosen, welche zur See ihre Glieder brechen, kommen künstliche Gelenke nicht selten vor.

In einem Falle, von denen, die ich sah, scheiterte seine Kunst, es war ein künstliches Gelenk am Oberschenkel, welches auch dem Seton und einer partiellen Resection widerstand, so daß der Mann schließlich amputirt wurde.

Unter den hoffnungsvollen jungen Aerzten, welche sich meiner in London annahmen, muß ich nennen: Coulson, welcher, aus Deutschland zurückgekehrt, sich eben in London niedergelassen hatte; Curling, den späteren trefflichen Chirurgen am London-Hospital und Verfasser von classischen Schriften über Tetanus und Hodenkrankheiten, endlich Macmurdo, der später Wundarzt am St. Thomas-Hospitale wurde. Besonders nützlich war mir ein junger Arzt, Mr. Jacob, ein Schüler von Lawrence, der, wie ich, in Howardstreet wohnte und von mir gern Deutsch lernen wollte. Er hatte sein Examen hinter sich und blieb nur noch in London, um, so wie ich, einen Ueberblick der dortigen Zustände zu gewinnen. Durch classische Bildung und gediegene ärztliche Kenntnisse war er mir ein sehr willkommener Gefährte und Führer in und um London.

Um die inneren Kliniken konnte ich mich leider nicht viel bekümmern. Dr. Elliotson vom St. Thomas-Hospitale war der einzige, dem ich zu folgen vermochte, als ich sein Hospital regelmäßig besuchte. Er war zu jener Zeit ein sehr anregender, vorurtheilsfreier Lehrer, sehr bewandert in der physikalischen Diagnostik und in der pathologischen Anatomie. Ich lernte durch ihn zuerst die Bright'sche Krankheit kennen, von der ich in Deutschland noch nichts gehört hatte. Sein lebhafter Geist, seine elegante äußere Erscheinung machten ihn ganz geeignet für die große vornehme Praxis, welche er damals besaß. Was mir an ihm nicht gefiel, war seine zu große Vorliebe für Wortspiele (Puns). Bei uns gilt diese Art von Witz für eine geringe Sorte, da sich aber auch Shakespeare darin gefällt, so muß man annehmen, daß sie den Engländern weniger miß-

fällt. Dr. Elliotson verscherzte in späteren Jahren seine ganze glänzende Stellung, indem er sich dem animalischen Magnetismus ergab. Ich bedauerte ihn sehr, und dachte mir dabei, daß ein habitueller Punster vermuthlich schon auf schlimmen Wegen wandle. Zur Zeit, als ich ihn kannte, war er ein sehr heller Kopf, wie dies auch die Aufsätze beweisen, welche in den Medico-chirurgical Transactions von ihm erschienen sind.

Von den berühmten Naturforschern, die ich kennen lernte, sind mir John Herschel und Michael Farraday unvergeßlich geblieben. Dem erstern machte ich einen Besuch in Slough bei Windsor, empfohlen von seiner Tante, welche nach dem Tode ihres großen Bruders, Sir William Herschel, in ihre Vaterstadt Hannover zurückgekehrt war. Das unscheinbare Landhaus, in welchem Vater und Sohn so lange für die Unsterblichkeit gearbeitet haben, lag an einem sehr reizlosen Platze, zu welchem das weithin sichtbare Riesenteleskop des Vaters als Wegweiser dienen konnte, für seinen ursprünglichen Zweck wurde es nicht mehr benutzt.

Von Farraday hörte ich in der Royal-Institution einen wunderschönen Vortrag über die Schwingungen gespannter Saiten. Ich wurde ihm nachher vorgestellt und mußte ihm von meinem Vetter, dem berühmten Chemiker, erzählen.

Diese beiden großen Männer hatten eine gewisse Aehnlichkeit mit einander durch ihr mildes freundliches und heiteres Wesen, auch an Statur und Alter standen sie sich ziemlich gleich. Ich habe sie Beide durch ihr ferneres Leben verfolgt und oft dabei gedacht: wie beglückend ist doch die Naturforschung, wenn sie nicht nöthig hat, gleich in das praktische Leben herabzusteigen, wie die des Arztes, und doch ihres endlichen großen Erfolges sicher ist, wie bei Herschel und Farraday.

Nicht beneidenswerth erschien mir die Celebrität, deren

sich damals in weiten Kreisen der Herausgeber des Wochenblattes „Die Lancette“, Mr. Wakley, Coroner (Gerichtsarzt) von Middlesex, erfreute. Ich hatte gar kein Verlangen, ihn persönlich kennen zu lernen und habe ihn nie gesehen, obgleich er allgegenwärtig zu sein schien. Er spukte, wie ein unsichtbarer Kobold, in allen Hospitälern. Seine Devise war: Licht zu machen in allen Löchern und Winkeln (holes and corners), um die Fledermäuse (bats) daraus zu vertreiben. In Deutschland würde er sich vermuthlich die Aufgabe gestellt haben, die Perrücken auszuklopfen. Er verfolgte sein Ziel in schonungsloser Weise, offenbar mit Hülfe von vielen ihm ergebenen Zuträgern. Da er keiner der ärztlichen Schulen von London angehörte, so fühlte er sich durch collegiale Rücksichten nicht gebunden. Mir waren seine Ausfälle zu grob und seine Schlachtopfer nicht selten viel zu unbedeutend für so großes Geschrei. Das mühsam errungene Ansehen des Standes schien mir darunter zu leiden. Dies ist für die Dauer nicht geschehen, und die „Lancette“ mag wohl auch ihr Gutes gehabt haben. Astley Cooper hatte ihren Herausgeber verklagt, weil er seine Vorlesungen hatte abdrucken lassen, ohne ihn zu fragen. Das Urtheil des Gerichts war, daß man auf gesprochene Worte kein Eigenthumsrecht geltend machen könne. Ich fand diese, nach den englischen Gesetzen allein mögliche Entscheidung sehr ungerecht und meinte später: der Geist, der stets das Böse will und stets das Gute schafft, habe auch in diesem Falle sein gewöhnliches Schicksal gehabt. Daß man A. Cooper seine Vorlesungen stahl, war gewiß nichts Gutes, aber es hatte den Erfolg, daß später die Docenten ihre Vorlesungen selbst drucken ließen, wobei die Wissenschaft gewann. Es trat gerade 1827 in sofern eine Reaction gegen die „Lancette“ ein, daß die angesehensten Aerzte in London zusammentraten, um ein neues medicinisches Wochenblatt zu begründen. Es erschien unter

dem Namen „Medical-Gazette“ und trat in durchaus würdiger Haltung auf.

Benjamin Travers, der sich sehr dafür interessirte, erzeigte mir die Ehre, mich aufzufordern, die chirurgischen Berichte vom St. Thomas- und Guy's Hospital zu übernehmen. Es sind auch einige Artikel von mir in der „Gazette“ erschienen, ich gab diese Arbeiten aber bald auf, weil meine angeborene Freimüthigkeit ins Gedränge kam mit den Ansprüchen der Gastfreundschaft. Ich fand auch, daß mein Aufenthalt in London von zu kurzer Dauer sein werde, um die Rolle des Vermittlers zwischen deutschen und englischen Ansichten durchführen zu können.

Hastings.

In den ersten drei Monaten ging es mir gut in London, dann fingen meine Kräfte an nachzulassen, ich litt viel an Zahnschmerzen, Lumbago und Dyspepsie. Meine ärztlichen Freunde riethen mir, an die Seeküste zu gehen. Hastings wurde mir besonders empfohlen, welches man mit der Stagecoach in acht Stunden erreichte. Ich fand es dort sehr schön, den Strand zum Baden vortrefflich, die kleine Stadt am Meeresufer sehr anmuthig. Oestlich von der Stadt treten die hohen Kreidefelsen bis dicht an das Meer, dessen Grund hier ein mit Muscheln bewachsener, felsiger Boden ist. Westlich von der Stadt liegt in großer Ausdehnung der sandige Badestrand. Hinter der Stadt weichen die schönen waldbekränzten Hügel zurück und bilden die Abdachung, auf welcher sich das Schlachtfeld befand, wo am 14. October 1066 Wilhelm der Eroberer den König Harald schlug.

Es vergingen kaum drei Tage, und ich war in Hastings geheilt. Da ich früher nie in der See gebadet hatte, so folgte ich dem Rathe, erst lauwarm zu baden, aber das bekam mir

schlecht; nach dem ersten Seebade fühlte ich mich wie neugeboren. Von diesem Augenblicke an faßte ich ein Interesse für Seebäder, welches mich nicht wieder verlassen hat, und möchte jedem jungen Arzte rathen, ehe er sich im Binnenlande niederläßt, selbst in der See zu baden. Dasselbe gilt von russischen und römischen Bädern, von denen man sich auch keine richtige Vorstellung macht, wenn man sie nicht selbst versucht.

Ich hatte mich in Hastings sehr glücklich eingerichtet, nicht in der Stadt selbst, sondern unter den Fischerhäusern westlich davon. Bei der Fluth reichten die Wellen bis an die Hausthür, aus meinem Bette schon konnte ich das Meer sehen. Die freundliche Fischerfrau kochte für mich, und so konnte ich ganz idyllisch leben. Ich ging freilich viel allein am Strande und auf den Hügeln spazieren, entzog mich aber nicht ganz der Badegesellschaft, obgleich mich ihr Treiben und ihre Eleganz nicht sehr anzog. Ich verkehrte meistens mit der Familie Willimott, welche auf mehrere Monate nach Hastings gezogen war. Wir blieben auch nachher sehr gute Freunde.

Die interessanteste Persönlichkeit der ganzen Badegesellschaft war eine junge geistreiche Dame von glänzender Schönheit, welche den Gebrauch ihrer unteren Extremitäten verloren hatte und sich überall mit einem Rollstuhle umherfahren ließ. Sie war die Braut eines angesehenen Arztes in London, welchen ich später persönlich kennen lernte. Nachdem sie erfahren hatte, daß ich ein deutscher Arzt sei, machte sie mir die Proposition, sie zu magnetisiren. Es mißfiel mir, daß sie mich consultirte, ohne ihren Bräutigam vorher gefragt zu haben; ich rieth ihr deshalb, doch lieber ruhig bei dem vorgeschriebenen Curplane zu bleiben. Sie wurde bald nachher geheilt und konnte im nächsten Winter heirathen.

Welchen Eindruck würde es wohl auf mich gemacht haben, wenn ich mich auf eine magnetische Cur eingelassen und mir

dann eingebildet hätte, dieses wundervolle Geschöpf geheilt zu haben! Welches Aufsehen würde diese Cur gemacht haben? Ich war einer großen Gefahr glücklich entgangen. Ein einziger scheinbarer Erfolg dieser Art hätte mich vielleicht auf immer der mühsamen Laufbahn entführt, die ich jetzt hinter mir habe. Fünf Jahre später war ich noch einmal in ähnlicher Gefahr. Bei einer schönen jungen Dame hörten die heftigsten Krämpfe sogleich auf, als ich meine Hand auf ihre Herzgrube legte. Ich stutzte, war aber mißtrauisch und kam nach einigen Tagen dahinter, daß die schlaue Kokette mich hatte täuschen wollen. Dr. Elliotson's Schicksal ist ein warnendes Beispiel, wie man sich auch in vorgerückten Jahren noch verblenden lassen kann.

Nach einem fast dreiwöchentlichen Aufenthalte in Hastings kehrte ich am 15. September neugestärkt nach London zurück und blieb dort auch später ganz gesund, obgleich ich größere Anstrengungen machen mußte, wie vorher. Die Hospitäler von St. Thomas und Guy, welche ich nun besuchte, lagen weit entfernt, und ich mußte viel in Gesellschaft gehen, wobei man doch viel weniger Erholung findet, als bei Excursionen in der schönen Jahreszeit.

Eindrücke der englischen Heilkunst und ihrer Vertreter.

Es bedarf keines langen Aufenthalts in England, um sich zu überzeugen, daß die Heilkunst dort in hohem Ansehen stehe, dem Erbe einer ruhmvollen Vergangenheit, dem Lohne fortgesetzter Bemühungen im Sinne großer Vorgänger. Vor Allem gefiel mir das schöne, collegiale Verhältniß der Aerzte unter einander, welches über Neid und Mißgunst völlig erhaben zu sein schien. Die großen Wundärzte consultirten sich gegenseitig, nicht blos in Fällen, wo es sich um Leben und Sterben handelte, sondern auch, wo rein wissenschaftliche Fragen in Betracht

kamen. Ich sah einmal sämmtliche Wundärzte von St. Thomas- und Guy's-Hospital zur Consultation vereinigt, um die Frage zu entscheiden, ob ein Tamor der Brustdrüse Fluctuation zeige oder nicht? Die Stimmen waren getheilt, aber die Mehrzahl fühlte Fluctuation; ein Einstich entleerte Eiter aus einer sehr gespannten Kyste. Ich zweifelte nicht daran, daß die ganze Consultation nur deshalb veranlaßt worden sei, um den Studenten beizubringen, wie wichtig es sei, Fluctuation sicher zu erkennen. Ich habe später in meiner Klinik ähnliche Consultationen unter den Studenten veranlaßt.

Es imponirte mir in London die große Uebereinstimmung der Ansichten in den wichtigsten Fragen der Praxis, wodurch die englische Chirurgie einen entschieden nationalen Ausdruck erhält. Kleinere Differenzen, auf welche man in anderen Ländern oft so großen Werth legt, finden in England gar keine Beachtung.

Dann gefiel mir die Selbstlosigkeit, mit welcher ein jeder sein Scherflein zu dem allgemeinen Schatze beizutragen suchte. Man interessirte sich lebhaft für die Fortschritte der Chirurgie, hatte aber gar keinen Sinn für Prioritätsstreitigkeiten.

Die Operationen gingen mit der größten Ruhe und Regelmäßigkeit von Statten, Alles war gehörig vorbereitet, die Instrumente nicht blos, sondern auch das Gemüth des Kranken, welcher im Vertrauen auf die bewährte Geschicklichkeit des Operateurs seinem Schicksale ruhig entgegensah. Amputirt wurde fast nur mit dem zweizeitigen Cirkelschnitte, der zu brillanten Operationen keine Gelegenheit giebt. Es wurde mit großer Sorgfalt unterbunden, meistens mit Hülfe von Pincetten, nur wo diese nicht ausreichten, mit dem Tenakel. Es wurde darauf hingewiesen, daß Lappenschnitte nicht immer zu entbehren seien, daß dieselben jedoch auf die bessere Form des Stumpfes keinen Einfluß haben, weil die zu Lappen verwendeten Muskeln mit

der Zeit atrophisch werden. Ich fand dies im Greenwich-Hospitale bestätigt, wo ich die Gelegenheit benutzte, ältere mit dem Lappenschnitte gebildete Amputationsstümpfe zu untersuchen.

Der oberste Grundsatz aller damaligen Chirurgen war, daß für die Heilung von Wunden, Geschwüren und von vielen anderen chirurgischen Zuständen eine den Umständen angemessene Antiphlogose das wichtigste sei. Uebertriebene Blutentziehungen kamen dabei nicht vor. Anstatt der bei uns üblichen kalten Umschläge wurden alkoholhaltige angewendet, welche ungefähr eben so wirken, da sie durch rasche Verdunstung Kälte erzeugen. Auf die constitutionellen Verhältnisse wurde gebührende Rücksicht genommen, Abführmittel, Mercur, Antimon, Eisen, China, bittere Extracte, Sarsaparilla, waren die beliebtesten Mittel; Jodpräparate waren noch wenig bekannt, Leberthran gar nicht. Neben einer örtlich antiphlogistischen Behandlung wurden sehr oft innerliche Tonica gebraucht, namentlich China. Diese in der englischen Chirurgie schon sehr lange übliche Anwendung der China, habe ich lebenslänglich beibehalten. Ein Infusodecoct von China und Rhabarber in kleinen Dosen ist oft meine einzige Verordnung bei chronischen äußeren Uebeln.

Bei zufälligen Wunden und nach Operationen wurde immer die Heilung durch erste Intention angestrebt, es wurde damals aber noch weniger genäht, als in Deutschland und viel weniger, als ich später für nöthig fand, nachdem ich dem Heftpflaster den Krieg erklärt hatte.

Bei Geschwüren wurden nicht blos Salben gebraucht, sondern auch feuchte Applicationen, mit genauer Auswahl für jeden Fall. Luxationen wurden nach Astley Cooper's Methoden wieder eingerichtet, das heißt in schwierigen Fällen mit dem Flaschenzuge. Die leichteren Fälle bekam man nicht zu sehen,

sie wurden von den Hausärzten besorgt und wieder fortgeschickt. So habe ich in London nie eine Schulterluxation mit der Ferse wieder einrichten sehen, obgleich dies allgemein üblich war. Man schreibt diese Methode gewöhnlich Astley Cooper zu, sie ist aber viel älter, Charles White kannte sie schon. In seinen Cases of Surgery, London 1770, pag. 95, spricht er davon, sie hatte ihn öfter im Stiche gelassen, er kam dann auf die verticale Extensions-Methode, welche Rust bei uns als das Verfahren von Mothe eingeführt hat. Er hat dadurch den Impuls gegeben, auch bei anderen Luxationen Aehnliches zu versuchen; in Deutschland sind deshalb die Flaschenzüge eher beseitigt worden als in England, wo White's kurze Bemerkungen keinen Eindruck gemacht hatten. So geht manches Samenkorn verloren, wenn es nicht auf fruchtbaren Boden fällt.

Fracturen wurden ohne permanente Extension mit Contentivverbänden behandelt; man gab sich aber viele Mühe in der passenden Wahl der, meistens modellirten, Schienen, so wie in deren Anlegung. Bei Erneuerung des Verbandes wurde die Stellung der Fragmente allmählich verbessert, wenn sie zur Verschiebung geneigt waren.

Diese Methode geht von dem physiologisch richtigen Principe aus, daß die Anfangs sehr gereizten Muskeln allmählich erschlaffen und sich alsdann der Coaptation nicht mehr widersetzen. Die Methode der permanenten Extension, möge sie durch Gypsverbände oder auf andere Art erzielt sein, will den Muskelwiderstand sofort überwältigen. Seit Jahrhunderten bekämpfen sich beide Methoden, seit Einführung des Gypsverbandes scheint die Extensions-Methode den Sieg errungen zu haben, aber man wird vermuthlich bald dahinter kommen, daß in schwierigen Fällen, namentlich bei complicirten Fracturen, der Gypsverband nicht extendiren dürfe, sondern blos zur La-

gerung dienen müsse. Man wird sich dann die Frage vorlegen, ob diese Lagerung wohl die bequemste sei? Bei Anlegung des Gypsverbandes hofft der Arzt, aller weiteren Correcturen in der Stellung der Fragmente überhoben zu sein, der Gyps soll die in der Chloroformnarcose erreichte Extension unterhalten; da er dies sehr oft nicht darf oder kann, so wird gar manches Glied nach einem einfachen Knochenbruche schief geheilt, aus dem Verbande geschält und die Geschichte schweigt darüber.

Ueber die bei der Anwendung des Gypsverbandes zu befolgenden Principien hat man sich jetzt (1872) kaum ausgesprochen und doch tappte man damit 1864 und 1866 schon unter die Schlußfracturen; es war wie eine Invasion des Maurerhandwerks in die Chirurgie. Man hatte sich 1866 die Hörner etwas abgelaufen und fängt es jetzt etwas vorsichtiger an, ein großer Ruhm für die deutsche Chirurgie war es nicht, die Engländer werden uns nicht darum beneidet haben.

Gelenkentzündungen wurden ganz anders behandelt wie in Deutschland. Das Glüheisen wurde gar nicht gebraucht, Fontanellen nur von geringem Umfange angelegt, hatten keine Aehnlichkeit mit den deutschen Erbsenfeldern. Brodie hatte gefunden, daß die von Zeit zu Zeit wiederholte Aetzung einer kleinen Fontanelle mit Aetzkali besser wirke, als viele Erbsen in einer großen Fontanelle, daß dieselbe für längere Zeit den Knieschmerz der Coxalgischen zum Schweigen bringe. Aehnlich wirkten die kleinen Fontanellen beim Pott'schen Uebel, welche die Reflexerscheinungen in den unteren Theilen beseitigen, auch wenn sie der Caries nicht immer Einhalt gebieten. Schröpfköpfe, Blutegel und Mercur waren die Hauptmittel in der activen Periode. Man kannte bereits den Nutzen der Immobilisirung, verstand aber nicht, dieselbe so vollständig zu machen, wie später mit Kleister- und Gypsverbänden. In der chronischen

Periode wurden immobilisirende Pflaster-Verbände nach Scoll in Brompton viel gebraucht, Brodie legte Schienen von Leder an, welche naß aufgelegt, nach dem Trocknen gepolstert wurden. Sie sind für Reconvalescenten von großem Nutzen, ich wende sie noch fortwährend an. Seebäder wurden oft zur Nachkur benutzt, sie bringen die noch vorhandenen Exsudate zur Resorbtion und beleben die geschwächten Muskeln wieder. Während meines sechsjährigen Aufenthaltes in Kiel habe ich dies viel gesehen und im Binnenlande, durch kalte Uebergießungen, im Sommer oft unter der Pumpe, Aehnliches bewirkt, wie durch die salzige Meeresfluth.

Es war damals eine Zeit, wo phlegmonöse Entzündungen häufig vorkamen und antiphlogistische Einschnitte mit großer Kühnheit angewendet wurden. Lawrence ging darin am weitesten, die anderen waren vorsichtiger, aber keiner wartete wie Rust so lange damit, daß bereits Eiterung stattfand. In dieser Weise haben dieselben das Bürgerrecht in der Chirurgie erworben und werden selbst in unserer Zeit nicht vernachlässigt, wo man gegen Blutentziehungen einen fast hysterischen Widerwillen hat.

Von Aneurysmen sah ich weniger als ich erwartet hatte, es waren meistens Poplitäal-Aneurysmen, bei denen Hunter's Methode gut zu gelingen pflegte. Man operirte darnach auch in den Provinzen und machte schon nicht mehr viel Aufhebens davon.

Am 2. Juli 1827 sah ich bei Tyrrell einen Fall, der mir zuerst die Augen öffnete über die Gefahr der Thrombose größerer Venen und wie dadurch Blutungen entstehen können. Ein Schuhmacher war von seiner Frau mit einem Pfriemen in den Oberarm gestochen worden. Der Arm schwoll nach einigen Tagen sehr an, der Vorderarm wurde brandig. Tyrrell amputirte dicht unter der Schulter. In dem abgenommenen Arme fand sich eine große Bluthöhle, die Brachialvene war

angestochen und oberhalb des Stiches thrombosirt. Der Brand erstreckte sich nur auf Haut und Bindegewebe. Der Mann starb zwei Tage nach der Operation. In den ersten zwei Tagen nach seiner Verwundung hatte er von derselben gar keine Notiz genommen, dann war der Oberarm plötzlich so rasch aufgeschwollen, daß er sich im Hospitale aufnehmen ließ. Offenbar hatte die Vene erst dann subcutan geblutet, nachdem ihr, über der verletzten Stelle liegender Theil sich durch einen Thrombus verschlossen hatte.

Krebsoperationen kamen ziemlich häufig vor, man beschränkte sie aber auf Fälle, wo man in anscheinend gesunden Theilen operiren konnte und schloß die rasch verlaufenden Markschwämme aus, weil bei diesen die Operationen unnütz sind und nur die Chirurgie compromittiren. Ich erinnere mich einer interessanten Consultation im St. Thomas-Hospitale, über einen sehr rasch entstandenen Markschwamm der Brustdrüse, unter sechs Chirurgen von Guy's und St. Thomas-Hospitale. Kein einziger war für Operation. Nach vierzehn Tagen schon war die junge Frau eine Leiche. Wie oft habe ich später ganz entgegengesetzte, thörichte Ansichten zu bekämpfen gehabt beim Zusammentreffen mit Aerzten, welche wähnten, daß man mit Krebsoperationen um so rascher bei der Hand sein müsse, je schneller die Geschwülste sich gebildet hätten. Einer derselben war Professor der Medicin und die Patientin war seine Frau, welche binnen drei Monaten einem Markschwamme erlag, der in der Brustdrüse anfing.

In der Behandlung der Harnröhrenstricturen folgte man den von Brodie ausgesprochenen Principien der allmählichen Dilatation. Die innere Durchschneidung der Strictur hatte noch wenig Fortschritte gemacht, noch weniger die äußere. Als ich 1844 wieder in London war, fand ich in allen Hospitälern Fälle, in denen man die äußere Urethrotomie gemacht hatte,

oder in meiner Gegenwart machte. Syme's Beispiel in Edinburg hatte dabei vorzüglich eingewirkt. Von ihm haben auch die Deutschen diese Operation gelernt und Krimer in Aachen fast gar nicht beachtet, der schon 1828 über viele gelungene Fälle berichtet hatte.

Der Steinschnitt wurde allgemein nach den vor hundert Jahren von Cheselden aufgestellten Principien ausgeführt. Es ist noch jetzt (1872) so und wird vermuthlich noch einige hundert Jahre so bleiben. Man machte den Seitensteinschnitt mit einem einfachen Skalpell. Henry Green war der einzige, welcher sich zum Einschneiden der Prostata, des schneidenden Gorgerets bediente. Er hatte sehr glückliche Resultate, aber das Operiren mit dem Gorgeret mißfiel mir doch, weil es in weniger geschickten Händen sehr gefährlich ist, da es rasch, sicher und mit Kraft eingestoßen werden muß, fast wie ein Dolch.

Aston Key bediente sich einer gerinnten Steinsonde, deren kurzer Schnabel fast rechtwinkelig gekrümmt ist. Diesen Winkel kann man im Perinäo sehr deutlich durchfühlen und sich damit den Einschnitt in die pars membranacea erleichtern. Ich nahm sie mit aus England, habe aber keinen Gebrauch davon gemacht.

Die Steinzertrümmerung hatte damals noch keinen Eingang in London gefunden, die englischen Chirurgen übereilen sich nicht mit der Annahme neuer Erfindungen, besonders wenn sie sich in so embryonalem Zustande befinden, wie die Lithotripsie in Civiale's Händen. Erst Heurteloup's persönliches Erscheinen in London brachte darin eine Aenderung hervor. Im Jahre 1842 konnte Brodie (Lectures on the discases of the urinary organs, III. edit. pag. 379) die Steinzertrümmerung schon eine der am wenigsten anzufechtenden großen chirurgischen Operationen nennen, welche in den geeigneten Fällen bessere Erfolge darbiete, als der Steinschnitt.

Gelenkresectionen wurden noch nicht gemacht, mit Ausnahme der Fälle, in denen Astley Cooper sie empfohlen hatte, wo bei Luxationsfracturen am Fußgelenke die Tibia hervorgetreten ist. Syme hatte schon viel resecirt, sein Werk über Gelenkresectionen erschien 1831, wurde aber von der Londoner Presse nicht gut aufgenommen. Man berechnete, daß er in der gleichen Zeit in Edinburg mehr Ellenbogengelenke resecirt, als man in London Oberarme amputirt habe, die Resection müsse also öfter unnöthig gewesen sein. Es dauerte dann noch mehr als zwanzig Jahre, bis es Fergusson gelang, der Resection Eingang zu verschaffen. Im Jahre 1842 sprach er sich noch sehr zurückhaltend über Gelenkresectionen aus (siehe dessen Practical Surgery 1 edit.); daß die Erfindung der Anästhesie dazu gehörte, um den Resectionen eine weite Verbreitung zu sichern, wird vermuthlich jeder gern gestehen. Aston Key gab mir 1844 eine Erklärung darüber, warum diese in ihrem Ursprunge englische Operation in London so spät Eingang finde. Es hatte sich ergeben, daß die von Astley Cooper eingeführte Resection der unteren Gelenkfläche der Tibia bei Luxationsfracturen in den Hospitälern von London nicht so gute Resultate gegeben habe, wie Astley Cooper und seine auf dem Lande wohnenden Freunde sie gehabt hätten, daß man oft zur Amputation habe zurückkehren müssen. Man hatte also nicht gehörig erwogen, welch ein großer Unterschied zwischen chronischen Gelenkleiden und frischen traumatischen Luxationen hinsichtlich der Prognose für operative Eingriffe besteht. Jetzt hat die englische Chirurgie in den Gelenkresectionen so ziemlich die aller anderen Länder überflügelt. Es ist offenbar besser, sich mit der Annahme von Neuerungen nicht zu überstürzen, sondern den rechten Augenblick abzuwarten, man hat dann nicht nöthig, Rückschritte zu machen und die Fortschritte sind um so bedeutender. Manche Erfindung kommt

dadurch in Mißcredit, daß man dafür Reclame macht, ehe dieselbe einen hinreichenden Grad von Vollendung erreicht hat. Sie kommt dann auf längere Zeit in Vergessenheit, bis sie, von Neuem entdeckt, in die rechten Hände gelangt. Dies kommt in der Geschichte der Chirurgie nicht selten vor, Mancher stöbert darin nur, um den Beweis zu führen, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe. Man nannte solche Leute in England Resurrection men (Auferstehungsleute) und verglich sie so mit denen, welche die Leichen von den Kirchhöfen stahlen, um sie an die anatomischen Theater zu verkaufen. Aber die Literatur ist kein Kirchhof, sondern ein Spiegel vergangener Zeiten, ein Schatzkästlein ewiger Gedanken. Wer etwas Neues vorzubringen hofft, thut wohl hineinzusehen, ob er nicht auch sein Kleinod darin erblicken kann. Thut er das nicht, dann kommen die Auferstehungsleute und zeigen ihm grinsend einen Todtenschädel.

Ich war erstaunt, die Augenheilkunde in London auf einer Höhe zu finden, von der man in Deutschland nichts erfahren hatte, sonst wäre Gräfe im Jahre 1826 gewiß lieber nach London gegangen, anstatt nach Wien, um den oberen Hornhautschnitt kennen zu lernen. Die beiden Augenkliniken von Moorfields und Westminster hatten so großen Zulauf, daß man dort an einem Tage mehr Augenkranke sehen konnte, als an einer kleinen deutschen Universität im ganzen Jahre, die seltensten Fälle sah man in größerer Anzahl, z. B. durchsichtige Hornhautstaphylome, anfangende Markschwämme des Auges und scrophulöse Ablagerungen in der Tiefe, welche jenen sehr ähnlich sehen, aber nicht aufbrechen, sondern mit Atrophie des Auges endigen. Die Zahl der Patienten war zu groß, als daß der Lehrer sie alle besprechen konnte. In Moorfields hatte ich, wenn nicht gerade operirt wurde, immer einen kleinen Kreis von Studenten um mich, denen ich interessante Fälle erklären mußte. Ein Amphitheater war in Moorfields nicht

vorhanden, was den eigentlichen Unterricht, wenigstens für Anfänger sehr erschwerte. In schlimmen Fällen von Augenentzündung war die Antiphlogose sehr activ, es wurden selbst Aderlässen gemacht und die Blutegel nicht gespart, außerdem war Mercur das Hauptmittel. Ich lernte dort in hartnäckigen Fällen von Iritis den inneren Gebrauch des Terpentinöls (zu ein bis zwei Drachmen in Emulsion für den Tag), habe nachher auch in meiner eigenen Praxis große Erfolge davon gesehen und bedauere, daß dieses Mittel ganz in Vergessenheit gerathen ist. Man scheute sich damals, Mydriatica direct auf entzündete Augen zu bringen, es wurde ein Halbkreis von Belladonna-Extract um das Auge gezogen. Das Einstreichen von verdünnter Opiumtinctur in das Auge, welches in Deutschland, namentlich bei Fr. Jäger in Wien, eine so große Rolle spielte, war in London ganz unbekannt. Die Höllensteinsalbe wurde dafür in analogen Fällen gebraucht. Es hing dies vermuthlich damit zusammen, daß granulöse Bindehautkrankheiten dort sehr häufig waren, bei denen das Einstreichen von Opium eher schadet als nützt.

Die Zahl der Operationen war in Moorfields sehr bedeutend, Tyrrell war ein großer Operateur, dessen vollendete Hornhautschnitte ich nur mit denen des älteren Gräfe und mit denen von Friedrich Esmarch vergleichen kann. Er machte Nadeloperationen nur bei angewachsenen Staaren, sonst den oberen Hornhautschnitt. Bei Operation des rechten Auges lag der Patient auf einem Ruhebette, der Operateur saß hinter dessen Haupte. Seine Erfolge waren äußerst glücklich. Sein College Scott, der Sohn des Wundarztes von Brompton, war ein Anfänger, dessen Operationen dazu dienten, Tyrrell's Geschicklichkeit um so mehr hervortreten zu lassen. Ich bezweifle, daß er Tyrrell je erreicht habe, obgleich Carl Jäger in Wien mir sagte, man müsse erst einen ganzen Hutkopf voll menschlicher Augen ruiniren,

ehe man ein guter Staaroperateur werden könne. Was ein guter Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten. Im Mai 1867 sah ich in Berlin von Gräfe dem Sohne eine Menge Staare operiren, lauter nicht complicirte Fälle. In allen wurde ein großes Stück der Iris ausgeschnitten. Ich erinnerte mich dabei der Operationen seines Vaters, bei denen der obere Hornhautschnitt ohne Verletzung der Iris so schöne Resultate lieferte und bedauerte das summarische Verfahren, welches keine Rücksicht darauf nimmt, daß nach den älteren Erfahrungen so viele Kataraften ohne Iridektomie geheilt werden können. Warum scheidet man diese nicht aus? Weil die Statistik dafür spricht! Weil das Ausscheiden schwer ist! Die Statistik soll nicht für uns denken und beobachten, sie soll nur von unserm Thun und Treiben Rechenschaft geben. Die Resultate werden um nichts schlechter ausfallen, bei etwas feinerer Unterscheidung. Qui bene distinguit, bene medebitur. Die von mir erwartete Reaction ist jetzt eingetreten. Gräfe's talentvollster Schüler Liebreich extrahirt wieder ohne Irisverletzung. Wenn es ihm gelingt, seiner Methode Eingang zu verschaffen, so kann er einen Regenbogen in sein Wappen aufnehmen als Iris-Retter.

In der Behandlung der Syphilis herrschte damals in London der Mercur ganz unumschränkt. Dies machte auf mich einen um so größeren Eindruck, weil die Zeit noch so nahe lag, in welcher britische Militairärzte die sogenannte einfache Behandlung aus den Kriegen in Spanien und Portugal mitgebracht hatten. In Edinburg hatte dies länger nachgewirkt, mein Freund Dr. Ferdinand Becker, welcher dort studirt hatte, suchte in Berlin für die einfache Behandlung Propaganda zu machen. In London fand ich keine Spur mehr davon.

Mein seliger Vater klagte über den Schlendrian, welchen er bei der Behandlung der Syphilitischen in London beobachtet

hatte; der Patient mußte so lange einreiben, bis er täglich eine gewisse Quantität Speichel von sich gab. Dies hatte ganz aufgehört und einer mehr physiologischen Richtung Platz gemacht. Man wußte, daß der Mercur nicht gut vertragen werde, bei Anämie, bei hoher Entzündung und bei phagadänischen Geschwüren mit hochgesteigerter Reizbarkeit. Man beseitigte diese Zustände, ehe man zum Mercur griff, die Anämie durch Eisen, China und gute Nahrung, die Entzündung durch Aderlässe, die gesteigerte Sensibilität durch Opium. Dabei wurden die örtlichen Mittel den Umständen gemäß gewählt, dies hatte man der sogenannten einfachen Behandlung abgelernt, deren Wirkung, außer einer strengen Diät, besonders auf einem öfteren Wechsel der Verbandmittel beruhte. Dies habe ich mir in London gut eingeprägt und später in der Klinik stets darüber discutirt, welches Verbandmittel für den Augenblick das zweckmäßigste sein möchte. Uebermäßige Salivation wurde nicht erstrebt, aber eine gelinde Mundaffection für erwünscht gehalten. Die schlechte Beschaffenheit der meisten foul wards (syphilitischen Abtheilungen) brachte bei mir die Reaction hervor, daß ich die Syphilitischen eben so gut unterzubringen suchte, wie alle anderen Kranken. Es war nicht die Schuld der Aerzte, daß die Zimmer für Syphilitische so schlecht waren; die frommen Stifter und Beschützer der Hospitäler hatten mit den sündhaften Syphilitischen nicht so viel Mitleid, als mit anderen Kranken, eine Anschauung, welche ein ordentlicher Arzt nie aufkommen lassen wird. Die üble Einwirkung enger, schlecht ventilirter Räume machte sich in London vorzüglich fühlbar bei der großen Zahl der schlimmsten primären Formen. Diese kommen besonders bei den wilden Matrosen vor, welche nach langen Seereisen die ersten Wochen am Lande oft in ganz bestialischer Weise verjubeln und ihre Lebensweise noch fortsetzen, wenn sie bereits angesteckt sind. Auf diese Art kommen die hoch ent-

zündeten, erysipelatösen, zum Brande und zur Phagadäna geneigten Geschwüre zu Stande. Die Behandlung griff dabei oft mit großem Erfolge ein, nicht selten aber waren die Zerstörungen von bedeutendem Umfange, ein Theil der Eichel ging durch Verschwärung oder ein Theil des Penis durch Brand verloren, meistens durch unvorsichtigen Quecksilbergebrauch bei hochgradiger oder erysipelatöser Entzündung. Zinnoberräucherungen spielten damals, besonders bei Halsgeschwüren, noch eine gewisse Rolle. Ich fand mich nicht veranlaßt, sie nachzuahmen, der Gebrauch des Jodkaliums bei Halsgeschwüren scheint sie jetzt fast ganz verdrängt zu haben. Seine Anwendung in der Syphilis war damals in London noch unbekannt, doch sah ich dieses Mittel bei chronisch-rheumatischer Periostitis innerlich anwenden.

Es würde mich glücklich gemacht haben, wenn ich neben der Chirurgie und Augenheilkunde auch der Behandlung der inneren Krankheiten Zeit und Fleiß hätte widmen können, aber dies war nicht durchzuführen. Ich hatte nur die Wahl, entweder den Chirurgen oder den Aerzten zu folgen. Die inneren Kliniken waren dabei sehr unvollkommen organisirt, die Visiten waren nicht täglich, sondern dreimal wöchentlich, die Patienten lagen nicht in einer bestimmten Station, sondern zerstreut, der Namen des behandelnden Arztes war am Brette angeheftet, ansteckende Kranke waren ausgeschlossen, die chronischen Fälle waren überwiegend. Die innere Klinik repräsentirte nicht, wie in Deutschland, die herrschenden Krankheiten, sondern eher die speciellen Interessen des Arztes für gewisse Krankheitsformen. Die großen ambulatorischen Kliniken der Hospitäler gaben die Gelegenheit, gewisse Patienten zur Aufnahme vorzuschlagen. Conglomerate schwer oder gar nicht heilbarer innerer Kranken sind interessanter für den Lehrer, welcher sich mit wichtigen Problemen beschäftigt, als für den Schüler. Es gilt von Kliniken, was Laennec von Büchern sagt: man soll das

Publikum nicht zum Vertrauten seiner Studien machen, sondern erst damit hervortreten, wenn sie vollendet sind. Innere Kliniken, die sich aus großen Krankenhäusern rekrutiren, sind deshalb denen vorzuziehen, in welchen mehr Specialstudien betrieben werden, wobei die herrschenden Krankheiten nicht die Hauptrolle spielen. Man unterscheidet wohl zwischen elementaren Kliniken und höheren Fortbildungsanstalteu, aber es giebt kaum einen klinischen Lehrer, der sich blos für den elementaren Unterricht geeignet hielte. Es ist gut, wenn die Einrichtung der Klinik es schon mit sich bringt, daß der Lehrer seine Meisterschaft auch in den gewöhnlichsten Krankheiten zeigen muß. In England haben weder die Militairhospitäler, noch die unseren städtischen Hospitälern entsprechenden Kirchspiel-Krankenhäuser einen erheblichen Einfluß auf die ärztliche Praxis im Großen, weil die talentvollsten Aerzte von den öffentlichen Krankenhäusern absorbirt werden, welche mehr für Specialstudien als für die herrschenden Krankheiten bestimmt sind, von denen viele ganz ausgeschlossen werden.

Diese Verhältnisse haben auf die englische Praxis bei inneren Krankheiten offenbar großen Einfluß gehabt. Kein Land hat eine so reiche Literatur an Monographien über schwere innere Krankheiten, wie England. Darin zeigen sich die Aerzte ihrer großen Vorgänger, eines Harvey, Sydenham oder Jenner würdig. Aber man suche einmal nach einer Monographie über Typhus oder Lungenentzündung, man wird keine finden. Das ist bei uns besser. Nur aus der Behandlung der herrschenden Krankheiten kann die innere Heilkunst die Grundsätze entnehmen, welche ihr eine weit verbreitete, wenn auch nicht allgemeine Anerkennung sichern. Mein alter Freund Dr. Little schildert in einer Rede vom 2. October 1871 (Introductory address at the opening of the medical session of the London Hospital Medical College) über die innere Heilkunst im

London-Hospital vor vierzig Jahren ungefähr so, wie ich es 1827—28 in Allen fand. Während in der Chirurgie die imposanteste Uebereinstimmung der Ansichten herrschte, fand bei inneren Krankheiten das Gegentheil statt. Der Brownianismus spukte noch in vielen Köpfen, im Großen war das antiphlogistische Regime vorherrschend. Ich hörte in der Medico-chirurgical Society einmal einen Vortrag von Lawrence über die Kunst, den Typhus durch Venaesection zu coupiren, welcher mit Beifall aufgenommen wurde. Von den inneren Klinikern des London-Hospitals sagt Dr. Little (l. c. p. 32): der eine purgirte alle seine Kranken Wochen lang mit Calomel und Jalappe, der andere ließ alle schweren Kranken saliviren, der dritte heilte sie durch passende Diät und suchte nur ihre Schmerzen durch Opium zu lindern. Dr. Little hofft, daß die Beobachtung so verschiedener Heilmethoden den Schülern für ihr späteres Leben nützlich gewesen sei. Ich bezweifle dies ein wenig; der Schüler soll zunächst lernen, und ist noch nicht befähigt, Kritik zu üben; es ist deshalb ein Glück, zuerst in eine gute Schule zu kommen, nicht in die Schule der Widersprüche.

Die Folge hat dies bewiesen. Die Rede von Lawrence über die Abortivbehandlung des Typhus durch Aderlässe war vielleicht die Acme der antiphlogistischen Heilkunst. Sie ist seitdem immer mehr gesunken; Syme sagte vor einigen Jahren triumphirend: in Großbritannien und Irland giebt es keine Aderlaßlancetten mehr; der typhuskranke Erbe der Krone wurde mit Reizmitteln behandelt, und als diese nicht fruchteten, sollte die Transfusion vorgenommen werden. Wäre sie gemacht worden und der Prinz von Wales doch genesen, welch ein Unglück wäre das für die armen Typhuskranken geworden.

Im Jahre 1827/28 kamen in London die Erregungs-Theoretiker und die Antiphlogistiker darin überein, daß sie fast bei jedem Falle eingreifende Mittel verordneten; von exspectativer

Heilkunst war keine Spur vorhanden. Es ist begreiflich, daß mir dies nicht gefiel. Ich hatte schon von meinem Vater gelernt, daß man die meisten acuten Krankheiten mit Hafergrütze behandeln und heilen könne; fast überall trieb die deutsche Heilkunst dem exspectativen Verfahren entgegen, welches lehrt, die diätetischen Verordnungen in erste Linie zu stellen und Medicamente nur zu geben, wenn sie indicirt sind. Erst wenn man gelernt hat, was sich durch hygienisch-diätetische Mittel erreichen läßt, hört die Heilkunst auf, sich in Extremen zu bewegen, und man wendet die eigentlichen Arzneimittel erst mit Vertrauen und mit Nachdruck an, wenn man weiß, wo sie unentbehrlich sind.

Jetzt (1872) ist in England gegen den Mißbrauch von Reizmitteln eine Reaction eingetreten. Eine große Anzahl angesehener Aerzte warnt die Collegen vor übermäßiger Verordnung von alkoholhaltigen Getränken, um nicht eine Nation von Trinkern zu erziehen. Dies wird nicht ohne Erfolg bleiben, aber es wird die innere Heilkunst nicht in die ruhige Bahn der exspectativen Heilmethode lenken. Dazu gehören anders eingerichtete mediciniſche Kliniken, militairische Generalhospitäler und städtische Krankenhäuser mit einsichtsvollen Dirigenten, deren Erfolge der ganzen Nation zur Einsicht vorliegen.

Die verschiedenen Classen licenzirter Heilkünstler in England.

Während man in Deutschland in den letzten dreißig Jahren durch Aufhebung der chirurgischen Schulen die Chirurgen auf den Aussterbeetat gesetzt hat, bestehen in England noch dieselben Classenunterschiede der Aerzte, wie ich sie 1827 antraf. Es regt sich auch kein dringendes Verlangen, sie zu beseitigen. Das Collegium der Aerzte licenzirt die inneren Aerzte (Physicians), das Collegium der Wundärzte die Chirurgen (Surgeons), das Collegium der Apotheker die sogenannten

Apotheker (Apothecaries, General Practioners), welche Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe treiben und die Arzneien für die von ihnen behandelten Kranken in ihrem Hause bereiten lassen.

Die Aerzte (Medici puri, wie sie früher bei uns hießen) studiren, wenn sie können, in Oxford oder Cambridge, und erwerben dort den Doctortitel. Ihre Licenz erhalten sie erst durch das College of Physicians. Bei dem ungenügenden Zustande der medicinischen Facultäten von Oxford oder Cambridge müssen sie ihre ärztliche Bildung anderswo vervollkommnen; dies geschah 1827/28 vorzüglich in Paris. Viele von ihnen machen ausgedehnte Reisen, um die Bäder auf dem Continente und klimatische Curorte kennen zu lernen. Sie lassen sich meistens in großen Städten nieder, wo sie oft Gelegenheit finden, an einer ärztlichen Schule als Lehrer mitzuwirken, und dadurch ihre oft sehr mühsame und kostbare Carriere zu erleichtern. Mit Chirurgie beschäftigen sie sich gar nicht, dies würde ein Opprobrium sein, wenn sie nicht durch ein Examen vor dem College of Surgeons auch Mitglieder desselben geworden sind. Als Dr. Little 1835 die Tenotomie in London einführte, entschuldigte er sich dem Publikum gegenüber deshalb, weil er als Physician es wage, eine chirurgische Operation zu machen, diese sei jedoch fast den inneren Mitteln beizurechnen, weil sie subcutan gemacht werde.

Chirurgen und Apotheker halten so ziemlich denselben Bildungsgang ein, in sofern sie meistens damit anfangen, Eleven bei Praktikern ihres Gleichen zu sein, also ungefähr wie im Kaufmannsstande. Nachdem sie als Pupils mehrere Jahre verlebt haben, fangen sie erst an, regelmäßige theoretische und praktische Studien in den mit Facultäten versehenen Hospitälern zu machen, und zwar beide in denselben Anstalten. Ihre Lebenswege scheiden sich erst mit dem Entschlusse, die Licenz vom Collegium der Wundärzte oder von dem der Apo-

theker nachzusuchen. Es ist auch kein Hinderniß, sie von beiden zu erwerben. Durch ihre Licenz werden sie Mitglieder des betreffenden Collegiums, wie die Aerzte dadurch zu Mitgliedern des Collegiums der Aerzte werden. Der Apotheker verzichtet auf die höhere Lebensstellung des Chirurgen, weil er einen Laden hält und Pillen dreht; er wird nicht so gut bezahlt, wie dieser. Die angesehenen Chirurgen werden eben so honorirt, wie die angesehensten Aerzte, auch ohne Rücksicht auf Operationen. Der Apotheker kommt aber leichter fort, als der Wundarzt; aus seinem Stande rekrutiren sich die Familienärzte, in seinen Händen befindet sich vorzüglich die Geburtshülfe. Der Wundarzt muß in großen Städten oft lange auf einträgliche Praxis warten, und bringt es meistens nur dann zu hohem Ansehen, wenn er an einem Hospitale als klinischer Lehrer fungirt. Uebrigens scheut sich kein Chirurg, auch innere Kranke zu behandeln.*)

Leute, welche bei uns Apotheker heißen, nennt man in England Chemiker (Chemists), welche man nur in größeren Städten antrifft. Sie machen die Recepte der Aerzte und Wundärzte und treiben dabei einen ausgedehnten Handel mit Pillen, Pulvern und Tincturen aller Art, deren Composition theils bekannt, theils unbekannt ist.

Es ist begreiflich, daß man in England die Apotheker beibehielt, während man bei uns nivellirte. Sie entsprechen offenbar den Bedürfnissen des Mutterlandes und der Colonien, und haben bessere Gelegenheit, sich auszubilden, als unsere früheren Chirurgen in den chirurgischen Lehranstalten. Ein englischer Apotheker kann sich von den ersten Männern seiner Zeit unterrichten lassen, und wenn die Umstände es ihm gestatten, so kann er vom Stande des Apothekers leicht zu dem eines Wundarztes übergehen, ohne neue Studien zu machen.

*) Lawrence pflegte zu sagen: If a man comes to me without a fee, I take it to be a medical case.

Welche Quälerei war das bei uns, wenn ein Chirurg noch nachträglich Doctor werden wollte.

Ein anderer Vorzug der englischen Einrichtungen gegen die deutschen zur Zeit der Chirurgenschulen war, daß es in England keine beschränkte Licenzen gab. Diese vorzüglich sind es gewesen, welche das Chirurgenthum bei uns in Mißcredit gebracht haben.

Die englischen Apotheker haben vor den früheren deutschen Chirurgen auch voraus, daß sie die Pharmacie ausüben dürfen auf Grund ihrer Licenz. Dadurch sind sie naturwüchsiger, namentlich auf dem Lande. Ihre Arzneien sind vermuthlich besser, als die in unseren kleinen Filialapotheken, denn sie beziehen ihre wichtigsten Mittel aus Apothecary's Hall, der großen Centralapotheke, welche unter der Leitung des Collegiums der Apotheker steht. Es war interessant, darin die große Mühle zu sehen, welche die blauen Pillen für die ganze Welt fabricirt.

Man sagte früher, England sei das Paradies der Quacksalber; man wird es jetzt kaum noch behaupten, seitdem auf dem Continente etwas mehr Preßfreiheit und etwas weniger Bevormundung zu finden ist. Dieselben Kundgebungen, welche früher glauben machten, die Engländer fänden mehr Geschmack an Quacksalbern, als wir, kann man auch bei uns antreffen, während sich in England der ärztliche Stand viel mehr gegen die Quacksalber abschließt, als bei uns. Wer nicht in dem „Medical Directory" als licenzirter Arzt aufgeführt wird, ist ein Quacksalber; wer seinen Namen allzuoft in den politischen Zeitungen erscheinen läßt, um seine Wohnung oder ein populäres Buch anzuzeigen, ist ein advertising quack. Fremde Aerzte, welche in England practisiren wollen, müssen, um respectabel zu sein, eine Licenz erwerben. Homöopathen werden zu den Quacksalbern gerechnet. Vor einigen Jahren wurde der be-

rühmte Fergusson zu einem auswärtigen Kranken geholt, der an Harnverhaltung litt, und kam, während er ihm half, mit dem homöopathischen Hausarzte zusammen. Er wurde darüber öffentlich angegriffen, vertheidigte sich vergebens mit der Dringlichkeit des Falles, und sah sich schließlich genöthigt, zu erklären, er wolle es nicht wieder thun. Von diesem Geiste des Widerstandes gegen Quacksalber wäre unseren Landsleuten wohl etwas mehr zu wünschen, aber sie bilden keine geschlossene Phalanx und lassen sich immer gegenseitig im Stiche, wenn es darauf ankommt, die Standesinteressen zu vertreten. Die Wächter dieser Interessen sind in England die Collegien der Aerzte, Wundärzte und Apotheker, deren Präsidenten und Räthe von den Mitgliedern gewählt werden. Der Staat bekümmert sich fast gar nicht darum, aber die medicinische Presse hört nie auf, alles das zu besprechen, was dem ärztlichen Stande Nachtheil bringt und der Verbesserung fähig ist. Zu Präsidenten und Räthen der drei verschiedenen Collegien werden nur Männer von der ersten praktischen und wissenschaftlichen Capacität gewählt, ohne Rücksicht auf Politik. Bei einer so geübten Selbstregierung (Selfgovernment) bilden sich Bande des Vertrauens, wie sie in bureaukratisch regierten Ländern nicht bestehen. Man wird sich vermuthlich noch lange hüten, daran zu rütteln und durch Verschmelzungsversuche einen neuen Mechanismus einzuführen, der vom theoretischen Standpunkte allerdings sehr leicht zu finden wäre, der sich praktisch aber nicht wohl handhaben ließe, ohne auf einen großen Theil der Selbstregierung zu verzichten. Man wird die Experimente lieber anderen Staaten überlassen, welche dieses Selfgovernment erst zu erringen haben und vorläufig gar nicht wissen, wie sie es anzufangen hätten. Doch ist man gegenwärtig (1874) damit beschäftigt, ein Staatsexamen einzuführen, wie dies auf dem Continente besteht.

Die medicinisch-chirurgische Gesellschaft.
(Medico-chirurgical Society.)

Während meines Aufenthaltes in London war Benjamin Travers Präsident dieser berühmten Gesellschaft, welche seit ihrer Gründung im Jahre 1805 so viel für die Erhaltung eines guten Tones unter den englischen Aerzten und zur Belebung ihres wissenschaftlichen Eifers gethan hat. Sie vertrat ihnen die Stelle einer Akademie der Medicin und Chirurgie und leistete mit geringen Mitteln und mit der größten Anspruchlosigkeit mehr, als manche reich ausgestattete Staatsanstalt ähnlicher Art. Unter den patriotisch gesinnten, human denkenden Engländern bedurfte es nicht der ausgesetzten Preise, um die besten Kräfte anzuspornen. Die Vorträge in den Sitzungen waren sehr interessant, die darauf folgenden Discussionen lebendig und maßvoll, die gedruckten Verhandlungen (Medico-chirurgical Transactions) blieben eine lange Reihe von Jahren eine reiche Fundgrube für die Mitwelt und ehrenvolle Monumente für eine spätere Zeit, um die man England wohl beneiden kann. Das Zusammenleben vieler ausgezeichneter, ganz unabhängiger Männer an demselben Orte macht in London Verhältnisse möglich, die man bei uns vergebens anstreben würde. Die in Deutschland erfundenen Naturforscher-Versammlungen, in denen die Aerzte stets die hervorragende Rolle spielten, haben nichts Aehnliches zu bewirken vermocht, es herrschte kein fester Zusammenhang zwischen den Verhandlungen der einzelnen Jahre, und die gedruckten Protocolle erregten durchaus kein tieferes Interesse. Das Gedeihen der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft beruhte vorzüglich auf dem imponirenden Ansehen ihrer frei gewählten Vorstände, ihrer Präsidenten, ihrer Räthe und der von beiden eingesetzten Commission zur Beurtheilung der eingereichten Arbeiten. In der medicinisch-

chirurgischen Gesellschaft hat das Selfgovernment Erfolge erzielt, wie sie nur in London möglich waren und auch jetzt nirgends anders, weder in Paris, noch in Berlin und Wien, möglich sind. Man sollte dies ganz einfach anerkennen und im allgemeinen europäischen, man kann wohl sagen, auch im außereuropäischen Interesse beherzigen, daß London nicht blos für den Handel, sondern auch für die Chirurgie eine Weltstadt ist. Es sollte mir leid thun, wenn die medico-chirurgical Society, dieses Bollwerk eines guten Tones und des gemessenen Fortschritts, jemals aufhörte, ihren hohen Rang unter den gelehrten Gesellschaften zu behaupten.

Bei der großen Ausdehnung, welche die einzelnen Fächer der medicinischen Wissenschaft gewonnen haben, konnte es nicht fehlen, daß sich neben der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft andere in London gebildet haben, wie die für Epidemien, für pathologische Anatomie, für Geburtshülfe, für Klinik. Nach dem Vorgange der berühmten Guy's Hospital-Rapporte publiciren jetzt auch andere Hospitäler, wie St. Thomas-, St. Bartholomäus-, St. George-, London-Hospital, ihre Berichte, in denen der gute Geist noch weht, den wir aus den Medico-chirurgical Transactions gewohnt sind. Die letzteren haben aber dadurch sehr an Interesse verloren, indem sich die Kräfte zu sehr zersplitterten. Die Rapporte der einzelnen Hospitäler absorbiren das Material, welches früher den Medico-chirurgical Transactions zu Gute kam. Der Ausfall, den diese dadurch erleiden, ließe sich vielleicht dadurch decken, daß dieselben Autoren, welche in den Hospital-Rapporten ausgezeichnete Arbeiten gegeben haben, nach einigen Jahren dieselben Gegenstände wieder für die Transactions bearbeiteten. Dies würde sich mit geringen Kosten bewerkstelligen lassen; wichtige Originalarbeiten würden dadurch eine allgemeine Verbreitung finden, und man könnte damit der Verblendung entgegenarbeiten, womit man

heutzutage eigentlich Alles schon für veraltet hält, was eben gedruckt ist. In den praktischen Fächern besonders giebt es Fortschritte, aber auch Rückschritte, oft mit langer Nachwirkung. Bei einem rastlosen Streben nach Neuem kommt die Kritik mitunter abhanden. Die Transactions könnten dem abhelfen, indem sie nur das aufnähmen, was bleibenden Werth zu haben verspricht.

In Betreff des ferneren Schicksals der Medico-chirurgical Transactions hege ich natürlich kaum die Hoffnung, gehört zu werden, da ich jedoch seit 1856 zu den auswärtigen Ehrenmitgliedern der Gesellschaft gehöre, so stand es mir wohl an, derselben die hohe Achtung zu bezeugen, welche mir ihre Arbeiten eingeflößt haben.

Häusliches und geselliges Leben in London.

Da ich mit der Absicht eines längeren Aufenthaltes nach England kam, so nahm ich anfangs einen gewaltigen Anlauf, dort alles Mögliche zu lernen. Ich wollte nicht blos Medicin und Chirurgie treiben, sondern auch die Geschichte, Politik und Literatur des Landes kennen lernen. Ich kaufte mir zunächst De Lolme's Buch über die englische Constitution, und nachdem ich dieses von einem Schweizer geschriebene berühmte Werk mit großem Interesse gelesen hatte, machte ich mich auf den Rath meiner Freunde an Blackstone's Commentaries, in denen ich sehr bald stecken blieb. Der frühe Morgen fand mich hinter einer großen Zeitung, The Morning Herald, aus der ich die Tagesgeschichte und Politik kennen zu lernen hoffte. Ich gab mir alle Mühe damit, aber es fruchtete wenig, auch dann, als ich einige Male im Parlamente gewesen war und die Helden des Tages, die Minister und die großen Redner, gesehen und gehört hatte. Während der Lecture meiner Zeitung dachte ich an die Fälle, welche ich gestern gesehen

hatte oder heute sehen sollte, für die Politik konnte ich mich nicht erwärmen. Bei aller Liebe für mein Vaterland fehlt mir der politische Kopf. Für einen Arzt ist das wohl kein Unglück. Die Politik ist meistens die Negation dessen, was man an dem Arzte schätzen muß, der Selbstlosigkeit. Die Politik repräsentirt den Trieb der Selbsterhaltung eines Volkes; der Arzt widmet sich der Erhaltung Anderer. Ein Staatsmann darf die Interessen fremder Völker nicht voranstellen; für den Arzt sind die Collegen die auswärtigen Mächte, er darf kein Politiker sein, sonst ist er sicherlich ein schlechter College. Er strebt dann, seinen Zeitgenossen zu schaden, ihre Verdienste todt zu schweigen oder zu verkleinern. Zu dem Zwecke sucht er sich der Presse zu bemächtigen, Cameraden zu werben und Verschwörungen anzuzetteln. Er citirt sich fortwährend selbst, um seine Verdienste in frischem Andenken zu erhalten, Andere werden nur erwähnt, um sie herabzusetzen. Bei solchen Bemühungen geht dann ein Theil des besseren Selbst zu Grunde, und betritt ein solcher Charakter die politische Laufbahn, so zeigt es sich doch bald, daß er selten weiß, was die Glocke geschlagen hat. In England verirrt sich ein Arzt nur selten in die politische Arena, und ist dann für sein Fach verloren. Die Aerzte klagen darüber, daß sie im Parlamente nicht gehörig vertreten sind, aber sie können nichts dagegen thun. In ihren eigenen Reihen finden sie keine Parlamentscandidaten.

In keinem Lande macht man weniger Hehl aus dem eigennützigen Charakter der Politik, wie in England. Im bürgerlichen Leben ist der Engländer ehrlich und großmüthig, in der Politik rücksichtslos und engherzig. Die beliebtesten Zeitungen sind solche, die wie die Times völlig charakterlos, nur den Interessen des Augenblicks dienen, die beliebtesten Staatsmänner nicht Leute von Geist und Herz wie Canning, sondern

Männer wie Palmerston, die ganz ohne Principien sich durchzuschlagen wissen.

Shakespeare läßt in Heinrich VIII. den eben gestürzten Cardinal Wolsey eine schöne Rede an seinen vertrauten Diener Cromwell halten, worin er ihn ermahnt, auch seinen Feinden Gutes zu thun. Der gelehrte Commentator Warburton verbesserte den Text dadurch, daß er aus Feinden Freunde machte. Er sagt dabei, wer Feinden Gutes erweise, könne wohl ein guter Christ, würde aber ein sehr ungerechter Staatsmann sein. Spätere Commentatoren haben den alten Sinn aufrecht erhalten und betonen, daß Wolsey als Christ und nicht als Staatsmann spreche. Das sind also ganz heterogene Qualitäten. Soll der Arzt darunter wählen, so wäre es schlimm für die Kranken und für die Collegen, wenn er sich für den politischen Standpunkt erklärte. Für ihn selbst pflegt es auch kein Glück zu sein, der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht und Lügen haben kurze Beine. Soviel zur Entschuldigung, daß ich in England selbst kein ordentlicher Zeitungsleser geworden bin und mich deshalb auch nie in Deutschland auf den Standpunkt eines politischen Orakels erhoben habe, gleich so vielen Bekannten, die kaum so lange in England waren wie ich. Ich behielt meine große Zeitung bei, hörte aber auf sie zu lesen und kaufte mir meistens ein Sonntagsblatt, um das Versäumte einigermaßen nachzuholen. Es giebt einen reizenden Kupferstich nach Landseer, einen Affen darstellend, der eine große englische Zeitung hält und eifrig zu lesen scheint; er erinnerte mich lebhaft an meinen Morning Herald. Seitdem mich dieser abgeworfen, war die Politik für mich ein überwundener Standpunkt. Ich kam mit den Engländern sehr gut fort, indem ich meine gänzliche Unwissenheit darin bekannte. Auch meine Landsleute haben mir dies nicht sehr übel genommen, ich konnte ihnen ja doch nützlich sein. Für mich

selbst hätte ich vielleicht etwas besser gesorgt, wenn ich ein besserer Zeitungsleser geworden wäre.

Mehr Freude und Belehrung fand ich in historischer Lectüre. Ich kaufte mir Hume's und Smollet's History of England, deren funfzehn Bände ich eifrig durchstudirte, um mir einen Ueberblick der englischen Geschichte zu verschaffen, Gibbon's History of the decline and fall of the roman empire, Robertson's History of the reign of the emperor Charles V. und dessen History of America. Ich wollte wissen, wie diese großen Historiker die Welt angesehen hatten und lernte wenigstens so viel dabei, daß es gründlicher historischer Studien bedarf, um sich in dem Labyrinthe der Tagespolitik zurecht zu finden. Als in einer viel späteren Zeit Macaulay's Geschichte von England und Buckle's Geschichte der Civilisation in England erschienen und alle Welt entzückten, konnte ich es begreifen, wie solche Männer in England aufwuchsen. Sie fallen nicht aus den Wolken, sondern haben ihre Vorgänger, nicht blos auf ihrem speciellen Gebiete, sondern überhaupt im Gebiete der Literatur. Macaulay kannte seinen Shakespeare so gut wie Buckle.

Auf dem Gebiete der schönen Literatur suchte ich mich zu orientiren durch Johnson's Lifes of the poets (Dichterleben). Dieses Buch ist mir von großem Nutzen gewesen, es prägte mir für immer die Lehre ein, daß man sich sehr viel Mühe geben müsse, um gut zu schreiben und daß gute Schriftsteller dies wirklich gethan haben. Er belegt diesen Satz durch eingehende Kritik berühmter Verse, z. B. einiger Epitaphien von Pope, an denen schließlich nicht viel Gutes übrig bleibt. Johnson brachte mir Geschmack bei an dieser Art von Kritik, welche sich auf einen möglichst vollkommenen Ausdruck des Gedankens bezieht. Wenn man bei gehöriger Kenntniß seiner Muttersprache es unmöglich findet, einen besseren Ausdruck an die

Stelle des gebrauchten zu setzen, so flößt dies vor dem Schriftsteller schon großen Respect ein; man sieht, er hat sich Mühe gegeben.

Ich versuchte mein Heil mit Dryden, Milton, Pope und Ossian, konnte ihnen aber keinen Geschmack abgewinnen, Pope selbst dann nicht, nachdem ich gelesen hatte, wie Byron für ihn schwärmt, der wahre Dichter für den Verse machenden Denker. Sie waren in einer Beziehung in gleicher Lage, Pope war durch Pott'sches Uebel eingeschrumpft und Byron hatte einen Klumpfuß, der ihn sehr unglücklich machte, während Walter Scott, der an demselben Uebel litt, sich wenig daraus machte. Für Scott'sche Romane hatte ich in London keine Zeit, die älteren Novellisten Smollet, Fielding und Sterne kannte ich bereits, dagegen machte ich auf Johnson's Veranlassung die Bekanntschaft der Schriften von Addison, dessen Spectator noch jetzt zu meinen Lieblingsbüchern gehört. Die edelste Denkungsart, die reinste Menschenliebe sind bei ihm ausgedrückt in einer Sprache, die, geschmückt, aber nicht überladen, mit den Blumen der altclassischen Literatur an Feinheit, Würde und Anmuth kaum ihres Gleichen hat. Es giebt jetzt wohl nur Wenige, selbst in England, die den Spectator lesen, er hat auch wohl seinen Zweck erfüllt, er hat die Engländer schreiben gelehrt und die Literatur gesäubert von den Schlacken der edlen Metalle, welche dieselbe für die weibliche Welt zu einer verbotenen Frucht machten. Nicht jedes junge Mädchen hat einen Bruder, dem sie den Tom Jones, die Sentimental Journey oder Tristram Shandy wegstibitzen kann, sie bekommt kaum ihren Family-Shakespeare zu lesen. Für die englische Damenwelt wirkten solche Männer wie Walter Scott und Dickens gewiß äußerst wohlthätig durch sittlich reine Schriften von hoher poetischer Bedeutung, welchen keine Familie ihr Haus verschließt. Es ist immer zu beklagen, wenn die Damenwelt von dem Genusse

der schönen Literatur ausgeschlossen bleibt, sie dringt dann nicht so in das gesellige Leben ein. Es fiel mir 1827/28 in London auf, wie gering die Rolle war, die sie darin spielte, viel geringer als die der Musik, für welche die Engländer weniger Begabung zeigen, als für die schöne Literatur.

Ich hatte mir schließlich in London eine kleine Bibliothek zusammengekauft, verschenkte aber die meisten Bücher vor meiner Abreise und nahm nur meinen alten Shakespeare und eine schöne Gesammtausgabe der Werke von Lord Byron mit nach Paris. Ich mochte nie gern Bücher leihen, selbst nicht aus öffentlichen Bibliotheken; was ich las, wollte ich auch besitzen, gab es aber gern wieder weg, wenn ich damit fertig war.

Der Umgang mit meinen Freunden und Verwandten in Deptford war für mich hinreichend, deutsche Gefühle zu unterhalten. Schon der Sprache wegen wollte ich in der Stadt nicht mit Deutschen verkehren. Der Hofprediger Dr. Küper, dessen Söhne mit mir in Göttingen studirten, war der Einzige, den ich in seiner Familie sah. Er führte mich auch zu dem königlichen Herzog von Sussex, zu meinem späteren Souverain, dem Herzog von Clarence, und begleitete mich zu dem Grafen Münster in Putney. Mein Vater hatte diesen berühmten Staatsmann in Hannover an einem Unterschenkelbruche behandelt und stand in Putney noch in gutem Andenken. Der Graf lud mich bald darauf zum Mittagsessen ein und ich verlebte im Kreise seiner Familie einen angenehmen Nachmittag.

Mein Umgang mit Engländern bewegte sich, außer der Familie Willimot, fast nur in ärztlichen Kreisen, deren Gastfreundlichkeit ich nicht genug rühmen kann. Es kam mir dabei zu Statten, daß deutsche Aerzte sich nicht oft in London sehen ließen oder längere Zeit verweilten. Ein junger Doctor, der mit mir auf demselben Schiffe herüberkam, mußte schon nach wenigen Tagen wieder abreisen, weil er sich seine ganze

Baarschaft hatte stehlen lassen. Später kamen der preußische Stabsarzt Branco und Dr. Wollring aus Hannover, welche einige Wochen blieben. Die kleinen Dinner-parties bei meinen ärztlichen Freunden und Gönnern gehören zu meinen angenehmsten Erinnerungen. Sie gewährten ein durchaus rationelles Vergnügen, weil man in der Wahl der Gäste noch sorgfältiger war, als in der Wahl der Speisen und Getränke. Auf große Gastereien war es nicht abgesehen, die Zahl der Gänge war fast überall dieselbe, ganz unabhängig von dem Reichthum des Hausherrn. Keiner suchte darin den Andern zu überbieten, eine Kleinstädterei, die man jetzt noch auf dem Continente in den größten Städten finden kann. Andersen hat sie auf reizende Art verspottet in dem Märchen von dem wundervollen Topfe, mit dessen Hülfe die Prinzessin riechen kann, was in jedem Hause gekocht wird. Das Einzige, was mir nicht gefiel, war, daß Suppe und Fisch zugleich aufgetragen wurden und daß man gefragt wurde, ob man von der einen oder von dem andern verlange. Ein Deutscher ist es gewohnt, seine Mahlzeit mit Suppe anzufangen und läßt den Steinbutt mit Austernsauce auch nicht gern vorbeigehen. Die Zeit des vielen Poculirens nach dem Essen, wenn die Damen sich zurückgezogen haben, war längst vorüber, die Annehmlichkeit des After-dinners bestanden in der etwas freieren Conversation, welche sich der Politik oder der Fachwissenschaft zuwendete. Bei diesen kleinen Diners wurden keine Toaste ausgebracht, die Sitte, daß zwei Gäste, die einander näher oder ferner sitzen, durch telegraphische Zeichen oder durch den Diener ein Glas Wein miteinander zu trinken verabreden, schien mir nicht ohne Nutzen. Man entdeckte dabei Sympathien, auf die man nicht gerechnet hatte. Das ganze Diner hatte gewöhnlich den Erfolg, daß die Gäste sich als gute Freunde oder Bekannte von einander trennten. Bei unseren, meistens größeren Diners

ist dies weniger der Fall. Man hat sich miteinander gelangweilt, oder den Magen verdorben und liebt sich deshalb um kein Härchen mehr als früher. Wenn die Gesellschaft zum Kaffee oder Thee sich wieder bei den Damen versammelte, wurde oft musicirt, auf einem schönen Broadwood'schen Flügel Beethoven'sche Sonaten oder Duo's gespielt, oft etwas gesungen und auch ich mußte meine kleinen deutschen Lieder zum Besten geben. Der musikalische Schluß trug auch dazu bei, einen angenehmeren Eindruck zu hinterlassen, als wie wenn Jeder davon rennt, wenn er sich eben nach der letzten Schüssel den Mund gewischt hat.

In London bewohnt jede Familie ihr eigenes Haus von mäßigem Umfange; wenn dasselbe drei Fenster in der Façade hat, so gehört es schon zu den größeren. Vernünftige Leute geben deshalb keine großen Gesellschaften, nur die Aspiranten der Fancy (Modeleute) geben Routs, große Abendgesellschaften, zu denen viel mehr Personen geladen werden, als Platz haben. Man kommt und geht nach kurzem Aufenthalte wieder fort, um am gleichen Abend noch andere Routs zu besuchen. Ich fühlte mich sehr ungemüthlich darin, weil ich keine Zeit fand aufzuthauen, wie bei den kleinen Mittagsgesellschaften. Eben so wenig Geschmack fand ich an Quadrille-parties, kleinen Familienbällen, in denen man des beschränkten Raumes wegen nur Quadrillen tanzt, in der Regel mit derselben Tänzerin den ganzen Abend. Für die jungen Damen war Deutschland nur ein Gegenstand der Sehnsucht, um dort einmal ordentlich walzen zu können, ein Vergnügen, welches der lahme Byron ihnen gern verleidet hätte.

Ich kann es nicht leugnen, daß mir die Damen in London eben so gut gefielen wie die Männer. Die Mütter waren gute Hausfrauen, deren Wirthschaft nicht in ihren Angeln knarrte, die Töchter heitere, aufgeweckte Mädchen, ohne alle

falsche Sentimentalität, die bei ihrer im Ganzen sehr einfachen Lebensweise nicht blasirt sind, wie etwa die jungen Berlinerinnen, sie fühlen sich auch gar nicht verpflichtet, geistreich zu sein, so ist es denn leichter mit ihnen zu plaudern. Für die schöne Natur haben sie großes Interesse, welches durch Reisen oder einen längeren Aufenthalt an der Seeküste genährt wird. Die Damen sind es, welche auf dem Lande dafür sorgen, daß schöne alte Bäume von der Axt verschont werden und daß ein häßliches Gemäuer sich mit Epheu oder wildem Wein überzieht. Die meisten haben das Zeichnen gelernt und machen hübsche Bleistiftskizzen nach der Natur, die sie wohl in Sepia oder schwarzer Tusche ausführen. Andere beschäftigen sich mit Blumenmalerei in Wasserfarben. Es fehlte damals in England ganz an großen Landschaftsmalern, dagegen sah ich auf Ausstellungen äußerst reizende Blumenstücke in Gouache, wie ich sie auch später nicht in Deutschland gesehen habe.

Die Mutter besorgt in London ihren Haushalt allein und überläßt es den erwachsenen Töchtern, welche dort viel größere Freiheit genießen als bei uns, ganz nach ihrem Gefallen zu leben. Man geht dabei von dem Grundsatze aus, daß eine Tugend, welche gehütet werden muß, der Schildwache nicht werth sei und daß ein inniges Familienleben den besten Schutz gewähre. In dem Verhältnisse der Eltern zu den Kindern macht sich die größere Selbstständigkeit der letzteren, im Vergleich mit Deutschland, sehr fühlbar, ohne daß der schuldige Respect dadurch verletzt würde. Nach den glänzenden Proben weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit, welche ich schon in früher Jugend, an englischen Damen in Hannover kennen gelernt hatte, war ich um meine Freiheit etwas besorgt, als ich nach London ging. Aber das waren seltene Phänomene gewesen und die Gefahr dort war nicht so groß. Die junge Dame, welche ich am liebsten leiden mochte, hatte nur ein

wunderschönes, dunkelblaues, seelenvolles Auge. Das andere atrophische war mit einem schwarzen Bande verhüllt. Wenn das eine Auge mich fesselte, so gab mir das andere die Freiheit wieder.

Für das Theater hatte ich in London ungefähr eben so wenig Zeit und Sinn, wie meine dortigen Bekannten. Ich begnügte mich damit, die besten Bühnen und die größten Künstler einige Male zu sehen und fühlte kein weiteres Verlangen, die wirklichen Menschen interessirten mich mehr als die nachgemachten. Es war auch wohl keine glänzende Zeit für das englische Theater, welches meinem Vater so schöne Erinnerungen hinterlassen hatte. Das deutsche Theater schien mir viel höher zu stehen. Fürst Pückler-Muskau, in seinen Briefen eines Verstorbenen, sagt ungefähr das Entgegengesetzte aus derselben Zeit, aber er war offenbar sehr blasirt und Deutschland müde; ich hatte noch die frischen Erinnerungen der schönen Abende, welche ich den Berliner und Wiener Bühnen verdankte, wo ich mit aller Andacht eines jugendlichen Herzens zugehört hatte. Der größte tragische Schauspieler war Edmund Kean, er ist mir als Macbeth und Richard III. unvergeßlich geblieben, obgleich ich ihn weniger frei von Manier fand als Ludwig Devrient. Seine Eigenthümlichkeit bestand darin, daß er mit seinen keineswegs bedeutenden Mitteln sehr haushälterisch umging und nur einzelne Stellen glänzend hervortreten ließ, in welchen die Leidenschaft mit dämonischer Gewalt durchbrach. Die größte Schauspielerin im sentimentalen Fache war Miß Ellen Tree, die mit Marie Seebach viele Aehnlichkeit hatte, aber weniger gut aussah, auch nicht das Talent für das Lustspiel besaß wie diese. Sie ist später die Gattin von Charles Kean geworden, des bekannten Sohnes von Edmund. Der größte Komiker war Liston, der in seiner Art unübertrefflich, doch den deutschen Komiker Wurm nicht

übertraf. Die größte Sängerin, welche ich in London hörte, war Madame Pasta in der Semiramis. Sie war in jeder Beziehung eine glänzende Erscheinung, aber ihre Stimme war schon etwas verschleiert, wie dies Felix Mendelssohn ein Jahr später auch gefunden hat. Sehr anziehend war Miß Paton, welche an Anmuth der Erscheinung, an Lieblichkeit des Gesanges und ächt dramatischer Begabung eine Rivalin von Henriette Sontag genannt werden konnte. Ich habe sie beide als Rosine im Barbier von Sevilla gesehen, der Unterschied zwischen ihnen bestand nur darin, daß die eine brünett und die andere blond war. Miß Paton heirathete bald nachher den Lord William Lennox, der sie der Bühne für immer entführte. Der größte englische Tenorist der damaligen Zeit war Mr. Braham, der eigentlich Abraham hieß und ein angehender Patriarch von sechzig Jahren war. Ich hörte ihn in einem jener grauenhaften Theater-Concerte, worin binnen fünf Stunden ungefähr zwanzig Nummern vorgetragen wurden. Vortrefflich arrangirt waren die philharmonischen Concerte, von denen ich aber nur ein einziges besuchte; ich fand es denen, welche ich so viele Jahre in Hannover gehört hatte, so ähnlich, daß ich es für Verschwendung hielt, öfter hinzugehen.

Sehr viel Vergnügen machte mir Astley's Circus durch die schönen Pferde und durch Reiterkünste, wie man sie auf dem Continente erst später sehen konnte. Zum Schlusse wurde eine Pantomime, die Schlacht von Waterloo, aufgeführt, in welcher ein kleiner Mann, der dem großen Napoleon ähnlich sah, die Hauptrolle auf einem Schimmel spielte. John Bull konnte sich nicht satt daran sehen, das Stück spielte fortwährend, so lange ich in London war.

In dem berühmten Vauxhall war ich an einem Abende, wo 30,000 Lampen mehr als gewöhnlich brannten. Es waren doch noch viele dunkle Ecken vorhanden, deren Geheimniß ich

nicht zu erforschen suchte. Der Hocuspocus von Concert, Schauspiel, Pantomime, Seiltänzerei und Feuerwerk, den man dort trieb, ist jetzt auch auf dem Continente hinreichend bekannt, er scheint in den Fortschritten der Cultur zu liegen, welche mitunter kleine Rückschritte in der Richtung der Affenzeit macht.

Ich war im Vauxhall mit meinen deutschen Freunden aus Deptford, also in sehr vernünftiger Gesellschaft und wir fanden das Ganze ziemlich unvernünftig.

Excursionen in und um London.

Zu den größten Annehmlichkeiten von London in der damaligen Zeit gehörte für mich die Leichtigkeit, mit welcher man in den vortrefflichen Stage-coaches (Stationskutschen) Ausflüge machen konnte. In der Stadt mußte man sich der schwerfälligen, langsamen Hackney-coaches (Miethskutschen) oder der flinkeren Cabs (Cabriolets) bedienen. Es gab weder Land- noch Wasser-Omnibus, welche es jetzt möglich machen, mit geringen Kosten weite Strecken auf der Themse oder in den Straßen zurückzulegen.

Der Reiz der Stage-coaches bestand in ihren Außenplätzen, deren beste sich neben dem Kutscher und vorn auf dem Dache der Kutsche befanden. Man thronte dort ungefähr neun Fuß hoch über dem Trottoir, hatte eine ganz unbeschränkte Aussicht und konnte die schönen Pferde beobachten, welche damals fast alle von London ausgehenden und dahin zurückkehrenden Stage-coaches besaßen. Die Pferde hatten nur kleine Stationen zu laufen und brauchten deshalb nicht sehr geschont zu werden. Von den vier Pferden gallopirten gewöhnlich zwei, nur in den belebtesten Straßen wurde Schritt gefahren. Mitunter gerieth man in eine neue Opposition-coach, die einer älteren den Rang abzulaufen suchte und mit dieser

um die Wette fuhr. Das war dann nicht gerade sehr angenehm, weil der geringste Zusammenstoß große Unfälle nach sich gezogen hätte. Bei der großen Geschicklichkeit der Wagenlenker gewöhnte man sich bald daran und amüsirte sich noch dabei. Das Klima von England begünstigt das Vergnügen, sich der freien Luft auf dem Dache einer Kutsche zu erfreuen. Es ist nicht so kalt wie bei uns, gegen Regen schützt man sich durch einen wasserdichten Mantel und kann auf diese Art selbst weite Reisen machen, ohne sich draußen zu erkälten. Die Innenplätze der Kutsche wurden meistens nur von Damen und kränklichen Leuten benutzt.

Ich weiß mich keiner größeren Pein zu erinnern, als der, die ich in deutschen Postkutschen ausgestanden habe zu sechs Personen, von denen fünf die geringste Zugluft verabscheuen, aber den Taback lieben und allerlei Eßwaaren bei sich führen, welche auch dazu dienen, die Luft zu verpesten. Die Gefühle, welche mir die dicke Luft und die dadurch bedingte mangelhafte Decarbonisation des Blutes in Kopf und Brust, wie in den immer unruhiger werdenden Beinen erregten, waren schauderhaft. Man kam dabei auf den Gedanken, daß man irgend ein großes Verbrechen begangen habe und solle durch allerlei Martern zum Bekenntnisse gezwungen werden. Nur zwischen Berlin und Magdeburg hatte damals der Oberpostmeister von Nagler schon bequeme Schnellposten eingeführt, im ganzen übrigen Deutschland waren die Personenposten wahre Marterkammern. Man mußte sie kennen gelernt haben, um die Outside (Außenseite) einer Stage-coach gehörig zu genießen.

Als ich 1844 wieder in London war, hatten die Eisenbahnen den Stage-coaches ein Ende gemacht und ich vermißte sie schmerzlich.

Ich richtete meine Ausflüge in der Woche so ein, daß ich vorher in die Hospitäler gehen konnte und suchte mir dann

mein Mittagsessen auf dem Lande, welches auch im Winter nicht allen Reiz einbüßt. Die Wiesen werden nicht so grau wie bei uns, in der Nähe der Landhäuser sind Nadelgehölze und andere immergrüne Gewächse angepflanzt, manche kleine Kirche, manches Haus ist ganz von Epheu umrankt. Davon könnte der Ausdruck merry England, das lustige England, herrühren, den man seinen ernsten Bewohnern gegenüber nicht so leicht begreift, wenn man noch nicht weiß, daß die englische Lustigkeit mehr Humor ist, der wie das Feuer unter der Asche glimmt und nur eines rascheren Luftzuges bedarf, um wieder aufzuflammen.

Von meinen Ausflügen haben die nach Richmond, Windsor, Sevenoaks, Dulwich, Woodstock, Hamptoncourt und nach Oxford einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Sevenoaks, Dulwich, Woodstock und Hamptoncourt waren für mich anziehend wegen ihrer Kunstschätze. Die Cartons von Raphael in Hamptoncourt stehen mir noch deutlich vor Augen. Von den übrigen Bildern, die ich in und um London gesehen, habe ich nur dunkle Erinnerungen, obgleich ich die schönsten in meinem Journale notirt habe. Die große Kunstausstellung, welche ich in London erlebte, machte mir einen ganz ungünstigen Eindruck, schlechte Portraits waren durchaus vorherrschend. Richmond und Windsor gefielen mir außerordentlich, so daß ich mehrere Male dort war. Nach Oxford begleitete mich mein Freund Mr. Jacob, dessen jüngerer Bruder dort Theologie studirte. Die beiden Brüder führten mich überall umher und ich verlebte dort den Tag eines englischen Studenten, ging mit in die Capelle und aß mit den Schülern von Worcester-College in ihrem großen Refectorium zu Mittag. Oxford selbst gefiel mir sehr, es ist eine äußerst anmuthige, reinliche Stadt mit freundlichen Umgebungen. Es giebt kaum irgendwo eine schönere Straße als Highstreet. Sie besitzt vor vielen anderen den

Vorzug, keine gerade Linie zu bilden, sondern eine sanfte Curve; dadurch treten die schönen, in alterthümlichem Stile gebauten Colleges sehr malerisch hervor. Es sind deren vierundzwanzig vorhanden, in welchen die jungen Leute unter einer ganz klösterlichen Zucht mit Studien beschäftigt sind, ungefähr wie man sie bei uns in Prima betreibt, die eigentlichen Fachwissenschaften kommen wenig in Betracht. Es kam mir so vor, als wolle man in Oxford die jungen Briten erst zähmen, wie die wilden Falken. Man läßt sie noch im Dunkeln über das praktische Leben und setzt ihnen eine Kappe auf, unter welcher der Kopf reif wird. Oxford und Cambridge sind die Universitäten für die Aristokratie der Geburt und des Reichthums, weniger bemittelte Leute schicken ihre Söhne nur hin, weil sie dort Verbindungen knüpfen, welche im spätern Leben nützlich sind. Uebelwollende sagen, diese Universitäten beständen nur deshalb fort, weil es dort theuer ist, ungefähr wie die gepuderten Perrücken der Bedienten in vornehmen Häusern durch die Pudersteuer. Ich halte diese Ansicht für verkehrt, der Erfolg hat gezeigt, daß die classischen Studien auf den englischen Universitäten gut gewirkt haben und daß die Fachwissenschaften nicht dabei zu kurz gekommen sind, denen man bei uns so eifrig nachrennt, ohne darin größere Erfolge zu erzielen. Die Engländer sind kluge Leute, sie wissen, was sie thun und hängen noch immer an ihren alten Landesuniversitäten, trotz den pseudo-katholischen Tendenzen (Puseyismus), die darin spuken.

Zu den Eigenthümlichkeiten von Oxford und Cambridge gehört das alljährliche Wettrudern der Studenten beider auf der Themse. Es gefällt mir besser, als die damit vergleichbaren Paukereien delegirter Kämpfhähne auf deutschen Universitäten. Vor unseren Terzen und Quarten fürchten sich die Franzosen schwerlich, die Ruderkünste der englischen Studenten haben doch

mehr Beziehung auf die nationale Stärke des Inselreiches. Als ich Professor in Kiel war, wunderte ich mich, daß die dortigen Studenten gar keinen Sinn für das Rudern hatten. Wir lassen uns lieber von Anderen rudern, sagten sie. Vielleicht wird es jetzt anders und die Ostsee wird einmal der Tummelplatz für deutsche Studenten, die ein Boot zu führen gelernt haben.

Die Merkwürdigkeiten von London sah ich allmählich in aller Gemüthlichkeit. Ich werde es nicht versuchen, sie zu beschreiben, weder das britische Museum, welches die wissenschaftlichen Schätze aus der ganzen Welt zusammenträgt, noch die großen Bierfässer in Barklay's Brauerei, gegen welche das berühmte Heidelberger Faß ein Kind ist, weder die große St. Paulskirche, noch die schöne Westminster-Abtei mit ihren Denkmälern großer Männer. Diese beiden größten Tempel der Hauptstadt sind zugleich ihre Walhalla, und sprechen dadurch die Lehre aus, daß man Gott dient, wenn man sich um sein Vaterland verdient macht als Held, Gelehrter oder Dichter. In den vielen kleineren Kirchen gefiel es mir, daß Winters darin offene Caminfeuer brannten; es ist schwer, andächtig zu sein, wenn man friert. Die kleine deutsche Hofcapelle, in welcher ich Dr. Küper einige Male predigen hörte, heimelte mich an, weil sich darin ein großes Bild von Ramberg in Hannover befand, Christus am Oelberge darstellend, von welchem mein Vater den Kupferstich in seinem Zimmer hängen ließ. Die griechische Architektur der kleineren Kirchen mißfiel mir. Sie bestätigten mir die Ansicht, daß ein griechischer Tempel nicht für die Ebene paßt, am wenigsten für enge und volkreiche Straßen. Noch weniger aber gefielen mir die von Herrn Nash erbauten Kirchen mit den Kirchthürmen wie Nadelspitzen. Man nannte das damals nashional taste (Nashional-Geschmack), und bildete den Baumeister ab, wie er

auf einer seiner Thurmspitzen sitzt und deren Bauart zu bereuen scheint.

Eine der Hauptmerkwürdigkeiten Londons in früheren Zeiten habe ich nicht gesehen, die Menagerie im Tower, deren Löwen sprichwörtlich geworden sind, mit Anwendung auf hervortretende Persönlichkeiten. Dagegen sah ich das Arsenal im Tower, zu welchem mir der Herzog von Sussex Zutritt verschafft hatte, und erinnere mich, daß in einem Saale 100,000 Gewehre aufgestapelt lagen, welche in den Kriegen gegen den ersten Napoleon gedient hatten und zu ferneren Diensten bereit waren.

London in der Vogelperspective.

Wie in andern großen Städten, suchte ich mich gleich anfangs in London zu orientiren durch Besteigen der Kuppel der Paulskirche und des sogenannten Monuments. Man verirrt sich nicht leicht, die Hauptverkehrsadern laufen parallel mit der Themse und werden von den übrigen Straßen im rechten Winkel durchschnitten; außerdem hilft man sich durch Brücken, öffentliche Gebäude und Monumente. Die letzteren leisten in dieser Beziehung dasselbe, wenn sie sehr schön oder sehr häßlich sind, wie es in London vorkommt, nur die mittelmäßigen vergißt man leicht, bei Concursen sollte man darauf Rücksicht nehmen und den zweiten Preis für das häßlichste Modell aussetzen.

Gegen Ende meines Aufenthaltes in London bestieg ich noch einmal das Monument, die 200 Fuß hohe Säule, welche in der Nähe der London-Brücke am linken Themse-Ufer auf einem ganz kleinen Platze, von Häusern dicht umgeben, steht. Sie wurde zum Andenken an das große Feuer errichtet, welches London 1666 vernichtete. Es war ein schöner sonniger Märztag; ich hoffte, ein heiteres Bild von London mitnehmen zu können, aber es war wie das erste Mal, ein dichter Schleier

von Rauch verhüllte die Aussicht. Nur ganz früh Morgens, ehe die Feuer wieder angemacht sind oder nach plötzlichen Regengüssen schwindet die Rauchatmosphäre auf kurze Zeit und man sieht Alles in scharfen Umrissen. Trotz dem Nebelschleier ist die Aussicht vom Monumente doch großartig; man hat den Lauf der Themse und ihre imposanten Brücken vor sich. Am weitesten stromabwärts liegt die alte London-Brücke. Ihre Brüstungen sind so hoch, daß man von der Brücke das Wasser nicht sehen kann, aber man ist gegen den Wind geschützt und fällt nicht in Versuchung, ins Wasser zu springen. Dann kommt Southwarkbridge, ein kühner Eisenbau mit weiter Spannung, aber unschön und unbequem durch ihre Höhe. Dann folgte Blackfriarsbridge, die ich jeden Morgen passirte, um in die Hospitäler der Borough zu gelangen, während ich über London-Brücke zurückkehrte. Dann kam die außerordentlich schöne Waterloo-Brücke, die schönste, welche ich in meinem Leben gesehen habe. Ein Franzose, Namens Dupin, hat sie erbaut; sie liegt ganz horizontal, ohne Steigung, und besteht aus neun Bogen. Man muß dort ein Brückengeld zahlen, deshalb wird sie weniger gesucht, als andere; man kann sie benutzen, um darauf spazieren zu gehen. In der damaligen Zeit war sie oft das Ziel der Lebensmüden, welche im Wasser ihren Tod suchten, weil sie dort in ihrem Vorhaben nicht so leicht gestört wurden, wie auf anderen lebhafteren Brücken. Zu allen Zeiten gab es der Lebensmüden viele in London. England mag ein lustiges Land sein, aber London ist keine lustige Stadt. Man geht nicht dahin der guten Luft willen oder wegen schöner Aussichten. Vom Monumente selbst sieht man nur graue Häusermassen, zwischen denen man die grünen Squares (Plätze) und die Parks kaum erkennt. Macht und Reichthum sind die Magnete, welche das Lebensschiff unwiderstehlich an sich ziehen.

London ist aus zwei Städten zusammengewachsen, aus der City, wo der Handel thront, und aus Westminster, wo die Regierung ihren Sitz hat, wo das Parlamentshaus sich jetzt in den Fluthen der Themse spiegelt. Man sieht jetzt keine Grenze mehr zwischen beiden Städten. Unterhalb der London-Brücke fängt der Hafen an. Die großen Ostindienfahrer, welche dort vor meinen Augen liegen, sind so reich beladen, daß ein einziges Schiff dem Staate 100,000 Pfund Sterling Steuer bezahlt; die in den Docks lagernden Vorräthe sind Milliarden werth. In der Nähe solcher Schätze tritt die tiefste Armuth nirgends so zu Tage, wie in London; man kann sie nicht unverhüllter sehen, als in St. Giles, wo die armen Irländer wohnen. Die Rauchatmosphäre Londons erinnert fortwährend an die vielen getäuschten Hoffnungen, welche auch in besseren Quartieren auf den Gemüthern lasten mögen wie Rauch und Nebel. Nur ein rüstiger Schwimmer darf es wagen, sich in den Strudel des Londoner Lebens zu stürzen, wenn er sich eine Stellung erringen will. An einem solchen Orte lebt man nicht, um zu leben, sondern nur um einen Platz zu erringen und um ihn zu behaupten.

In dieser größten aller Städte, wo es mir doch so gut gefallen hatte, wo ich so Vieles lernte und so freundlich aufgenommen wurde, kam ich vollends zu der Einsicht, daß ich zum Kleinstädter geboren sei. Nosce te ipsum, der Mensch soll wissen, wozu er zu gebrauchen sei. Man kann sich in der Welt nützlich machen, ohne ganz auf seine persönlichen Neigungen zu verzichten. Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Man soll seiner Natur keinen Zwang anlegen, es hilft nichts und schadet immer. Der wohlthätigste Arzt, welcher je gelebt hat, Jenner, wohnte in einem kleinen Orte, Berkeley in Glostershire, und wie viele deutsche Professoren glänzten an kleinen Universitäten, welche in einem Park von London sehr

bequem Platz fänden, wo man binnen acht Tagen jede Straße kennt und binnen acht Monaten fast jedes Gesicht? Wie schön ist es, so zu wohnen, daß man der ungekünstelten Natur nahe bleibt, da „wo die letzten Häuser stehen, sich die Nachbarn freundlich grüßen, Mädchen aus den Fenstern sehen, ihre Blumen zu begießen.“ In London sieht Niemand aus dem Fenster, nur die Katzen sonnen sich dort wohl, und von 10,000 Menschen, denen man Tags über begegnet, kennt man keinen einzigen. Zur Zeit Heinrich's IV. war London klein, im Vergleiche zu dem, was es jetzt ist; die City und Westminster lagen noch weit auseinander, Prinz Heinrich wußte da unten in Eastcheap, was sein dicker Cumpan Falstaff in der Tasche hatte und wie viele Hemden, wieviele paar Strümpfe, Poins besaß, aber wie wenig kannte er die anderen, nicht einmal den Lord-Oberrichter, der ihn beistecken ließ. Sein eigener Vater kannte ihn nicht und hielt ihn für einen unverbesserlichen Windbeutel. Und doch war er, als Heinrich V. ein großer König und Held, der bei Agincourt das verkommene Frankreich zertrat wie eine Raupe.

Lebe wohl, du große Stadt, ich werde dir ewig dankbar sein, aber ich möchte nicht in dir leben. Hoffentlich ist unsere Trennung nicht für immer, darum lebe wohl auf Wiedersehen!

Abreise von London, Aufenthalt in Paris,
vom 3. April bis zum 4. Juli 1828.

Am 1. April verließ ich London schon sehr früh Morgens, ich wollte unterwegs nach Dover, die schöne Cathedrale von Canterbury und die Docks von Chatham sehen. Zu den letzteren hatte mir der Herzog von Clarence eigenhändig die Eintrittskarte geschrieben. Die Cathedrale gefiel mir sehr, von den Docks habe ich nichts behalten, ich erinnere mich nur, daß man mir im Medway, welcher sich bei Chatham in die Themse ergießt, die Stelle zeigte, wo das große Kriegsschiff Royal-George

untergegangen war. Es hatte bei dem schönsten Wetter vor Anker gelegen, man war damit beschäftigt, es zu reinigen, alle Luken waren offen. Ein kleiner Windstoß brachte die Oberfläche des Wassers in leichte Bewegung, es drang in die Luken, das Schiff sank, um sich nicht wieder zu erheben.

Es war Nacht, als ich in Dover ankam. Am andern Morgen bestieg ich die Dover-Klippen, 500 Fuß hohe Kreidefelsen, im Rücken der dicht am Meere liegenden Stadt. Ein altes Schloß aus den Römerzeiten und neuere Befestigungen liegen auf den Felsen. Ich ließ mich auf die Klippe führen, welche Shakespeare's Fuß betreten haben mag, weil er sie in König Lear erscheinen läßt. Edgar führt seinen blinden Vater Gloster dahin, der sich durch einen Sprung in die Tiefe tödten will; der Sohn verhindert es. Es war ein selten schöner Tag, das Meer erglänzte im Sonnenschein, die flache Küste von Frankreich lag deutlich vor mir.

Um 12 Uhr ging das Dampfschiff ab, welches mich nach Calais hinübertrug. Der sonst so unruhige Canal war glatt wie ein Landsee. Ich konnte mich ohne Anwandlungen von Seekrankheit des Anblickes der englischen Küste erfreuen, doch nicht ohne ein Gefühl von Wehmuth, weil der schöne Aufenthalt in England nun zu Ende war.

Um 2 Uhr kamen wir in Calais an, wo ich an einer großen, unruhigen Wirthstafel zunächst die Bekanntschaft der französischen Küche machte. Ich hatte hinterher noch Zeit genug, mir Calais und dessen nächste Umgebungen anzusehen, eine Mühe, die man sich füglich ersparen kann. Um 10 Uhr Abends ging die Diligence nach Paris. Ich nahm mir in Erinnerung an die englischen Stagecoaches meinen Platz auf dem Imperial, dem Dache der Kutsche, deren Plätze in Frankreich ihr zum Zurückschlagen eingerichtetes Verdeck haben. Es war mir aber nicht beschieden, auf dieser Reise nach Paris etwas von dem

schönen Frankreich zu sehen, denn es regnete den ganzen folgenden Tag. Am 3. April, Abends gegen 10 Uhr, kamen wir in Paris an, ziemlich zerschlagen von dem unbequemen Fuhrwerk und den gepflasterten Chausseen. Ich hatte mir durch einen Freund Quartier bestellt, er empfing mich auf der Post und führte mich in die für mich bestimmte Wohnung, ein Hôtel garni am Quai St.-Michel, sehr nahe bei Notre-Dame und dem Hôtel Dieu. Das Haus wurde vorzüglich von jungen deutschen Aerzten aufgesucht, es war nett und anständig, mein Zimmer im zweiten Stock nach vorn heraus kostete nur 30 Francs monatlich, ungefähr so viel wie in Berlin, ein Drittheil von dem, was ich in London bezahlte. Der Inhaber des Hotels, Monsieur Petit, war ein sehr vielseitiger Mann und ganz ohne Vorurtheile, er verschmähte es nicht, Stiefel zu putzen und Kleider zu reinigen, ohne seiner Würde dadurch etwas zu vergeben, seine Frau kochte einen guten Kaffee, die beiden glücklicherweise sehr häßlichen Töchter servirten ihn. Die übrige leibliche Nahrung suchte man sich außer dem Hause. Sie war um nichts billiger als in London, und nicht so gut; pain à discretion vermag den guten Braten nicht zu ersetzen. Für einen Gelehrten erscheint es mir besser, wenn er die Sorge anderen Geschöpfen überläßt, aus Cerealien Fleisch zu bilden. Die geräuschvollen Pariser Restaurationen gefielen mir nicht so gut wie die ungeselligen, aber stillen englischen Speisehäuser, wo jeder seinen Sperrsitz hat. Es freute mich nur, daß ich nicht mehr nöthig hatte, Porter zu trinken, sondern Suppe essen und ohne Verschwendung Wein trinken konnte. Reines Wasser zu trinken ist in Paris gefährlich, weil es abführt. Könnte man den Parisern ein gutes Trinkwasser verschaffen, so würde dies vortheilhaft auf den Nationalcharakter wirken, der sich vorzüglich in Paris ausbildet. Ein von Natur so aufgeregtes Volk wie die Franzosen sollte Wasser trinken und nicht immer Wein und Kaffee.

Mein liebenswürdiger kleiner Freund Dr. Samson aus Altona, der mir die Wohnung besorgt hatte, führte mich in das Pariser Leben ein. Mit der ihm eigenen Rührigkeit war er binnen vier Wochen schon überall gewesen und wußte für Alles Rath. Man verschafft sich zunächst, unter Vorzeigung seines Doctordiploms, eine Eintrittskarte, welche den Zugang zu allen medicinischen Anstalten gestattet. Besuche bei Professoren werden nicht gemacht, sie sind diesen lästig und ganz unnütz, denn die Herren haben keine Zeit, sich um die vielen Fremden zu bekümmern, welche Jahr aus Jahr ein nach Paris kommen. Man wird deshalb auch nicht persönlich mit ihnen bekannt, wenn es nicht durch Zufall geschieht. Man bildet nur einen Theil ihres Dunstkreises in Hörsälen und Hospitälern, andere sieht man in den Sitzungen der Akademien der Wissenschaften und der Medicin.

Es war 1828 eine schöne Zeit für die Pariser Gelehrtenwelt. Mit der Schlacht von Waterloo war der blutrothe Nimbus des Kaiserthums erloschen, aber im Gebiete der Wissenschaften stand Frankreich höher als je und erregte den Neid und die Nacheiferung anderer Völker. Man ging nach Paris nicht blos um sich zu amüsiren, sondern um die ernsthaftesten Studien zu machen, und fand dort Männer, welche an Fleiß den besten deutschen Gelehrten nichts nachgaben. Ich hatte nicht nöthig, ihre Namen erst in Paris zu erfragen, ich kannte sie schon in Deutschland, als große Chemiker Thenard, Gay-Lussac und Dumas, Arago, den Physiker, Cuvier, den großen Zoologen, und seinen Gegner Geoffroy St. Hilaire, die Physiologen Floureus und Magendie. Laennec war eben gestorben, aber Louis, Andral und viele Andere schritten auf dem Wege fort, welcher zu einer gänzlichen Umgestaltung der inneren Heilkunst führen mußte. Craveilhier, der pathologische Anatom, stand auf der Höhe seines Ruhmes, ohne Nebenbuhler;

Dupuytren galt für den ersten Chirurgen der Welt, seitdem Astley Cooper sich zurückgezogen hatte. Der vortreffliche Boyer lebte noch, seine Schule wurde fortgesetzt von Roux, seinem Schwiegersohne; Lisfranc's Operationen hatte ich schon seit Jahren einüben müssen; Larrey, welcher den ersten Napoleon auf allen seinen Feldzügen begleitet hatte, war noch in Wirksamkeit. Es gab viel für mich zu sehen und zu hören in Paris, und meine Zeit war beschränkt. Ich fühlte, daß die Stunde bald für mich schlagen müsse, selbst Kranke zu behandeln; man beobachtet nur dann mit hinreichender Genauigkeit, wenn man sich verpflichtet fühlt, alle seine Geisteskräfte aufzubieten, um sich nützlich zu machen. Mit dieser Denkungsart kommt man durch drei oder vier Beobachtungen weiter, als durch eben so viele Hunderte von Kranken, die man nur als wissenschaftliches Material ansieht, ohne in der Lage zu sein, an Verhältnissen zu rütteln, denen sie theilweise erliegen.

Dupuytren.

Er war der erste den ich in Paris kennen lernte und wird der letzte sein, den ich je vergesse. Ich hatte schon viel von ihm gehört, aber er zog mich doch noch mehr an als ich erwartete. Genie, Ausdauer, Beredsamkeit und operative Gewandtheit, das waren die Eigenschaften mit denen er seine Zeitgenossen gewann und der Nachwelt ein leuchtendes Beispiel bleiben wird, denn manche seiner Erfinduugen werden nicht untergehen und man wird sich fragen, wie er dazu gelangt sei?

Im Jahre 1828 war er 51 Jahre alt, sah aber noch sehr stattlich aus. Man sieht ihn gewöhnlich abgebildet mit einem breiten Ordensbande auf der Brust, für gewöhnlich ging er sehr einfach gekleidet, im Hospitale trug er eine weiße Schürze, nach der Klinik sah man ihn davon gehen mit einem

Brote unter dem Arme, welches zu seinen Deputaten am Hôtel Dieu gehörte. Auch mit diesen Attributen sah er wie ein vornehmer Mann, aber keineswegs hochmüthig aus. Er hatte einige Aehnlichkeit mit Philipp von Walther, doch war der Totaleindruck ein Anderer, weil Dupuytren's Haltung besser war. An Größe und anfangender Corpulenz waren sie ziemlich gleich. Dupuytren's ernster Gesichtsausdruck charakterisirte meistens den klugen, ruhigen Beobachter. Er konnte aber auch heftig werden, wenn die Dummheit ihn allzusehr reizte, sein Zorn ergoß sich dann in einem Strome, der Alles vor sich nieder warf. Nur gegen die barmherzigen Schwestern zeigte er die größte Langmuth und strafte sie nur dadurch, daß er selbst das that, was ihnen obgelegen hätte, z. B. ein Glied selbst säuberte, welches von Schmutz starrte. Walther hielt nur theoretische Katheder-Vorträge außerhalb der Klinik, denn dort war er stumm, Dupuytren knüpfte seine Vorträge immer an die Fälle, welche man unmittelbar vorher gesehen hatte.

Man ging mit ihm zuerst durch die Krankensäle und suchte einen Platz zu erhaschen neben einem von den Betten, wo er sich vermuthlich aufhalten würde, dann wieder an einem anderen. Dies war ein Lotteriespiel, bei welchem es viele Nieten gab, denn die Zahl der Schüler war übermäßig groß. Nach der Visite versammelte man sich in dem großen Amphitheater, wo jeder sitzen, hören und sehen konnte was vorging. Es wurden zuerst Operationen gemacht, oder eine Elite von ambulatorischen Kranken abgefertigt. Dann folgte der klinische Vortrag, welcher immer in gleicher Weise anhob. Er nannte den Saal und die Nummer, wo der Patient lag, schilderte dessen Zustand mit Hinweisung auf das so eben beobachtete, leitete daraus die Diagnose ab, erklärte das Wesen des Uebels vom anatomisch-physiologischen Standpunkte und wußte das-

selbe mit solcher Geschicklichkeit auszumalen, daß sich die Therapie daraus von selbst ergab. Der Reiz des Vortrages bestand darin, daß er nicht nach der Chablone die Anamnese, den status praesens, die Diagnose, die Prognose und Therapie ableierte, sondern dasjenige hervortreten ließ, was den besonderen Fall interessant und wichtig machte. Dies ist die einzige Art, die Aufmerksamkeit zu fesseln und die Beobachtungsgabe zu schärfen. In der Klinik soll man nie von allgemeinen Ideen auf den besonderen Fall übergehen, sondern umgekehrt zeigen, wie die neueste Beobachtung sich zu den Regeln der Kunst verhält. Ein guter klinischer Vortrag soll nichts anderes sein, als die in einfachen Worten gegebene Schilderung dessen, was in der Seele eines klugen, menschenfreundlichen Arztes vorgeht, wenn er einen wichtigen Fall zu beurtheilen hat. Es ist oft ein Monolog, welcher an den von Hamlet erinnert: Sein oder nicht sein, das ist die Frage! Es wird darin auch wohl erwogen, was der Patient denkt von jenem unbekannten Lande, aus dem noch kein Wanderer wiederkehrte. Dupuytren's letzter klinischer Vortrag 1835 betraf seine eigene hoffnungslose Lage. Man wollte ihm ein pleuritisches Exsudat ablassen, während er vom Schlagflusse gelähmt darnieder lag. Ich will lieber von Gottes Hand sterben, als von Menschen Hand, sagte er fast wie Hamlet, als der Gedanke in ihm auftauchte, seinen Leiden ein Ende zu machen durch ein blankes Eisen. Die anatomisch-physiologische Darstellung einer Krankheit oder Verletzung ist wie ein Schachbrett in kritischen Momenten. Der kluge Spieler weiß sogleich, welche Züge noch gemacht werden können, um zu siegen oder um matt zu werden. Das Mechanische dabei ist gleichgültig, man kann die linke Hand gebrauchen oder die rechte, es kommt Alles darauf an, in welcher Richtung man vorgeht. Wie mancher klinische Lehrer der Chirurgie vertieft sich in die wundervollen Fortschritte der

Mechanik und vergißt dabei, daß menschliche Gliedmaßen nicht von Holz sind. Die Physiologie kann die Mechanik zu Hülfe rufen, aber der Mechaniker soll sich nie einbilden, physiologische Gesetze ignoriren zu dürfen. In mechanischer Hinsicht habe ich Manches anders gemacht als Dupuytren, aber seinen physiologischen Entwickelungen konnte ich fast immer folgen, wie bei den Fracturen des unteren Endes der Radius und der Fibula, für die ich einen andern, aber auf denselben Principien beruhenden Verband gebrauche. Dupuytren's Organ war biegsam und sonor, man verlor kein Wort von dem, was er sagte. Philipp von Walther's Vortrag war ein eintöniger Gesang, bei Dupuytren wurde man an die römischen Redner erinnert, welche einen Flötenbläser neben sich hatten, der sie an das poco piu und poco meno erinnerte. Dupuytren sprach in der Klinik nie mit seinen Schülern, Rust liebte die sokratischen Dialoge mit Praktikanten, welche zu antworten verstanden, Berends zog nicht selten einen jungen Böotier in Mitleidenschaft, der die Rolle eines Clown in der klinischen Komödie übernehmen mußte. Die von Dupuytren's Schülern herausgegebenen Leçons orales geben keine richtige Vorstellung von seiner Klinik, sie sind zusammengestoppelt, seine Vorträge waren improvisirt. Leider hatte der große Mann keine Neigung zu schriftstellerischen Arbeiten, aber wer möchte ihn darum schelten. Es ist kein neidenswerthes Metier über Chirurgie zu schreiben. Ein großer Dichter zu sein, der die Bildung eines ganzen Volkes in sich trägt und so schön ausdrückt, daß man nach Jahrtausenden noch seinen Worten lauscht, das ist noch der Mühe werth! Dupuytren mochte denken, wenn die Könige bauen, dann haben die Kärrner zu schaffen. Sie ließen es nicht daran fehlen. Dupuytren's Lehren wurden mit Beifall aufgenommen, von Anderen weiter verbreitet und noch lange nach seinem Tode mit Achtung behandelt. Sogar der kleine

kritische Schulmeister Malgaigne faßt ihn zuweilen mit etwas spitzeren Fingern an. Er liebt Dupuytren's Bilateral-Steinschnitt nicht und giebt seine Gründe dafür in angemessenen Worten. Von dem großen Scarpa, welcher die Prostata für sehr ausdehnbar hält und kleinere Einschnitte befürwortet, sagt Malgaigne: Tout cela est faux et misérable. Dupuytren's Einheilung eines geknöpften Röhrchens in die Ranula findet Malgaigne aber auch miserabel! Sie ist doch nicht sehr verschieden von den kleinen Setons, mit denen ich die gewöhnliche Ranula immer geheilt habe. Ich hatte mir Dupuytren's Lithotome double von Paris mitgenommen, habe es aber nie gebraucht, weil ich fand daß Scarpa Recht hatte. Dupuytren hatte deshalb aber nicht Unrecht, er suchte das Gebiet der Perinäal-Steinschnitte zu erweitern und hat es auf sinnreiche Weise gethan. Erst nachdem die äußersten Grenzen dieses Gebiets erreicht waren, konnte man die Frage erörtern, wo der Schnitt durch die Bauchdecken unvermeidlich sei. Der wichtigste Einwand, den man gegen Dupuytren's Bilateralschnitt machen kann, ist der, daß die Patienten nach der Heilung nicht immer ihr Wasser gut halten können. Ich hatte in Deutschland und England viele große Steine mit dem einfachen Seitensteinschnitte ausziehen sehen und schwärmte deshalb nicht für Dupuytren's Bilateralschnitt. Weit mehr interessirte mich seine Heilungsweise des künstlichen Afters, die auch mir gute Erfolge gegeben hat. Malgaigne, den die Großmannssucht beständig stachelt, bemäkelt diese geniale Erfindung auf eine Art, die ihn selbst kennzeichnet. Er legt ihr einen Todesfall zur Last, den Velpcan erlebte, welcher schon am zehnten Tage die Darmscheere angelegt hatte. So treibt man keine nützliche Statistik. Sogar Lisfranc ist in dieser Beziehung gerechter gegen Dupuytren als Malgaigne. Keine Operation sah man häufiger bei Dupuytren als die partielle Excision des einge-

wachsenen Nagels, sie ist eine seiner nützlichsten Erfindungen. Er wurde nicht müde sie selbst zu verrichten, weil er es verstand, die damals schmerzhafte Operation in einigen Secunden zu machen. Trotz seinem Beispiele ist der Nutzen des Verfahrens doch nicht allgemein anerkannt und Tausende sind halblahm aus so geringfügiger Ursache. Dupuytren's Geschicklichkeit im Operiren ist weltbekannt, sie imponirte mir aber weniger, weil ich ähnliches auch anderswo gesehen hatte. Seine Operationen ließen in der Art der Ausführung nichts zu wünschen übrig, weil er der operativen Eitelkeit gar kein Opfer brachte. Er amputirte deshalb auch noch mit dem Cirkelschnitte, aber seine Erfolge bei großen Amputationen waren nicht besser, als die seiner übrigen Pariser Collegen. Dupuytren seufzte manchmal tief bei seinen Oberschenkelamputationen und sagte kaum hörbar für Andere zu seinem Assistenten: Diesmal habe ich den Knochen doch tief genug eingebettet. Es konnte mir schon 1828 nicht entgehen, daß die Erfolge der Steinschnitte und Amputationen in London besser waren als in Paris, aber es war doch Malgaigne vorbehalten, darüber genauere Angaben zu machen aus den Jahren von 1836—1842 und auf die Ursachen hinzuweisen. Leider verstand er es nur zu tadeln, aber nicht es besser zu machen. Die von ihm zunächst angeregten Versuche, die Hospital-Hygiene zu verbessern, haben nur wenig Erfolg gehabt. Man beharrte bei dem System der großen Säle, die sich in dem Pariser Klima nicht gut ventiliren lassen, und dachte fast gar nicht an Isolirung. So ist denn die Mortalität nach großen Operationen nicht um vieles besser geworden. Malgaigne's Enthüllungen über die Pariser Mortalität nach großen Operationen kamen der französischen Provinzial-Chirurgie zu Statten, welche unter dem Drucke der Pariser Celebritäten schmachtete. Sie hatte weniger berühmte Namen, aber bessere Erfolge aufzuweisen.

Lisfranc.

Der damals viel genannte Chirurg der Pitié war ein großer, breitschultriger Mann, mit wenig einnehmenden Gesichtszügen und einem kreischenden Organe, welches er in hohem Grade mißbrauchte. An operativer Geschicklichkeit stand er Dupuytren nicht nach, seine bekannten Operationsmethoden waren meistens darauf berechnet, die größte Gewandtheit in das hellste Licht zu stellen. Er war es, der den Gebrauch der Secundenuhr am Operationstische einführte und ein Geschlecht von Tachytomisten zu erziehen suchte, welche auch nach Erfindung des Chloroforms nicht auszusterben scheinen, deren Eitelkeit aber so oft dem Patienten zum großen Nachteil, oder zum Verderben gereicht. Schnelligkeit im Operiren ist gut, so lange dabei gut operirt wird, aber sie darf nicht das Hauptprincip bei Erfindung einer Operation bilden, die glückliche Heilung allein soll dabei maßgebend sein.

Lisfranc's Name wird in der Operativchirurgie vermuthlich fortleben, durch die nach ihm benannte Exarticulatio tarsometatarsea, aber selbst diese seine berühmteste Operation war nicht so ersonnen, daß die Heilung gut von Statten gehen konnte. Seine Aufmerksamkeit war zu sehr auf das Mechanische der Chirurgie beschränkt, obgleich er in seinen Schriften, die Nothwendigkeit ärztlicher Kenntnisse stets betont. Für alle großen Operationen wollte er gewisse mathematische Regeln festsetzen und die Angriffspunkte durch Linien und Winkel bestimmen. Wären diese Regeln richtig gewesen, so hätte die ganze Welt nach Lisfranc operiren müssen. Aber sie sind es nicht. Man suche doch einmal die Lage des Mundes oder des Afters durch mathematische Linien und Winkel zu bestimmen, man wird es unmöglich finden, was dem Löffel und der Klystirspritze leicht gelingt. Von verdeckt liegenden Punkten, Gelenken

oder Gefäßen gilt doch dasselbe; die Proportionslehre paßt für das Ideal, nicht für das Individuum. Wollte der Portraitmaler sich nach der Proportionslehre richten, so würde er nie ein ähnliches Portrait zu Stande bringen; dies gelingt nur durch Beachtung der vom Ideal abweichenden Formen. So hat man sich denn nicht sehr lange mit Lisfranc's Linien beschäftigt, aber sie waren einmal der Schrecken der Candidaten in der Staatsprüfung. Wenn Dupuytren es verstand, durch seine klinischen Vorträge die fremden Aerzte anzuziehen, so konnte man von Lisfranc das Gegentheil sagen. Seine Reden in der Klinik hatten 1828 immer nur eine Pointe, welche gegen Dupuytren gerichtet war. Er nannte ihn le barbare de la Seine, widersprach allem was Dupuytren lehrte und stützte sich dabei auf on dit's, auf Zuträgereien. C'est déroger à la noblesse, würde Lafleur, Sterne's französischer Bedienter gesagt haben. Im Jahre 1828 hatte Lisfranc wohl schon die Hoffnung aufgegeben, der Noblesse beigezählt zu werden, sonst würde er die den Franzosen eigene Politesse nicht verläugnet haben. Paris zählte damals drei Barone der Chirurgie, Boyer, Larrey und Dupuytren. Es läßt sich Vieles gegen Standeserhöhungen einwenden, solchen Leuten, wie diesen drei, thun sie wohl keinen Schaden; Jedermann setzt voraus, daß sie nicht darnach gestrebt haben, sondern sich geduldig fügten, wenn das Staatsoberhaupt dasselbe zu thun versuchte, was der liebe Gott schon vor ihm gethan, die Leute adeln, durch das Genie, welches er ihnen in die Wiege legte. Verderblich ist nur der Neid, den es erweckt. Lisfranc wäre ein besserer Chirurg geworden, wenn er weniger neidisch gewesen wäre. Sollte man es für möglich halten, daß ein so geschickter Operateur, wie er, gegen frühe Bruchschnitte declamiren konnte, weil Boyer sie empfahl? Nach Dupuytren's Tode zog er gegen diesen in seinen Schriften höflichere Saiten auf und

wählte sich andere Schlachtopfer. Vidal sagte von ihm, man brauche nur zu sterben, um Lisfranc zu gefallen.

Ich wurde der Klinik von Lisfranc bald überdrüssig, und so ging es den meisten deutschen Aerzten. Ich meine, daß er den Ton unter den Pariser Chirurgen eine Zeit lang verdorben hat. Malgaigne's Schriften geben davon Zeugniß. Dieser war im Grunde genommen eben so neidisch und eben so impertinent wie Lisfranc, aber viel gefährlicher, weil er so viel besser schrieb. Malgaigne vertuschte und verfälschte die Geschichte der Chirurgie, um das procédé de l'auteur, das heißt, sich selbst zu beräuchern. Bei mir ruft dergleichen immer das Gegentheil hervor. Gräfe curirte mich von allen Anwandlungen, Instrumente zu erfinden, Malgaigne davon, Operationen zu ersinnen. Wenn ich Hypochonder bin, so suche ich mir einen Kameraden, der es in noch höherem Grade ist und werde dann bald wieder vergnügt.

Boyer und Roux.

Der einundsiebzigjährige Boyer zeigte sich noch zuweilen in der Charité, wie Abernethy im Bartholomäus-Hospitale. Er war ein kleiner, sehr dicker Mann mit einem breiten Gesichte und etwas trüben Augen. Er schien nicht mehr gut zu Fuße zu sein, aber sein Geist war noch hell, wie die ihm entfallenden Bemerkungen zeigten, die für seinen Schwiegersohn Roux nicht immer schmeichelhaft waren. Die Chirurgen hatten damals die Manie, die Auscultation für chirurgische Zwecke zu mißbrauchen. Lisfranc wollte die Crepitation gebrochener Knochen damit erkennen, Roux die Fluctuation in der Bauchhöhle. Er legte einen Teller auf den Ascites-Bauch, lehnte sein Ohr dagegen und trommelte zugleich auf einer andern Stelle. Mon ami, quelle bêtise faites-vous là? sagte Boyer, der darüber zukam. Roux gab ihm gewiß öfter Anlaß zur

Unzufriedenheit, denn der Schwiegersohn nahm es mit den Indicationen nicht sehr genau, wenn eine große Operation in Frage stand. Ich sah Roux einen Oberschenkel amputiren, wo schon über dem Ponpart'schen Bande Markschwämme zu fühlen waren, also ganz gegen Boyer's Principien. Roux war vorzugsweise Operateur, Boyer ein Chirurg in weit höherem Sinne. Boyer's äußere Erscheinung erinnerte an die behagliche Breite, mit welcher sein Werk über Chirurgie in elf Bänden angelegt ist. Es war das erste französische Buch über Chirurgie, welches in meine Hände kam. Die Uebersetzung von Textor erschien allmählich, von 1818 bis 1827, man hatte also Zeit, sich hindurch zu arbeiten. Ich habe dieses Werk immer sehr hoch geschätzt, es vertritt viele praktische Grundsätze, welche sich noch jetzt bewährt zeigen und enthält in jedem Capitel die wichtigsten Nachrichten zur Geschichte der Chirurgie. Boyer läßt die verdienten Männer einer früheren Zeit gehörig zu Worte kommen und fertigt sie nicht dutzendweise mit Citaten ab, welche oft kaum einen Funken von Wahrheit mehr enthalten. Ich glaube, daß die Art, wie Richter und Boyer ihre Chirurgie schrieben, zugleich die beste Methode enthält, die Geschichte der Chirurgie zu lehren. Man muß die Leute selber reden lassen und sie nicht mit einer Phrase abfertigen, oder gar ihre Ideen entstellt wiedergeben, wie dies jetzt so häufig geschieht. Ich habe von Boyer ohne Zweifel mehr angenommen, als mir selbst deutlich bewußt ist. Für zwei Dinge bin ich ihm besonders dankbar. Aus seinem Buche lernte ich den Seitensteinschnitt machen, wie er mir die besten Resultate gegeben hat. Seine Methode, die krampfhafte Afterfissur zu heilen, bestärkte mich in der Ansicht von der antispasmodischen Wirkung der Myotomie und gab mir die Hoffnung, daß die Tenotomie der Augenmuskeln dem Schielen abhelfen werde. Boyer starb 1833, zwei Jahre vor Dupuytren, sechsundsiebzig

Jahre alt. Dupuytren wurde nur achtundfunfzig Jahre alt. Boyer lebte also achtzehn Jahre länger. Es scheint nicht gerade lebensgefährlich zu sein, elf Bände über Chirurgie zu schreiben, die Praxis ist wohl anstrengender als das Schriftstellern. Hätte Dupuytren sich damit abgegeben, so würde es ihn vielleicht ein paar Millionen gekostet haben, die er weniger verdient hätte, er würde aber vielleicht länger gelebt haben.

Boyer's Schwiegersohn Roux war ein kräftiger, äußerst determinirter Mann, dessen Gesichtsausdruck durch ein leichtes Schielen beeinträchtigt wurde. Seine operative Geschicklichkeit war sehr bedeutend. Er machte vortreffliche Hornhautschnitte, mit der linken Hand so gut wie mit der rechten. Er besaß auch das Talent, gute Operationsmethoden zu ersinnen, ohne ihn würde die von Gräfe erfundene, aber verkünstelte Staphyloraphie nie in die Praxis eingedrungen sein. Auch die Gelenkresectionen haben ihm Vieles zu danken, er ging darin Hand in Hand mit dem Uebersetzer seines Schwiegervaters. Die Freundschaft mit Textor führte Roux öfter zu den deutschen Naturforschervereinen, es wird ihn mancher deutsche Arzt gesehen und gehört haben, aber gewiß wenige haben ihn verstanden. Er sprach mit einer solchen Rapidität, daß es äußerst schwer war, ihm zu folgen. Von seinen klinischen Vorträgen war deshalb auch wenig die Rede, man ging in die Charité, um Roux operiren zu sehen.

Larrey.

Napoleon I. wußte sich die Gefährten seines Ruhmes, der den Völkern so theuer zu stehen kam, gut zu wählen, große Generäle, Staatsmänner und Gelehrte, er wollte selbst Goethe nach Paris ziehen. Es ist kaum einer unter ihnen, dessen Charakterbild der Nachwelt so rein erschiene, als das von Larrey. In den schlimmen Tagen auf St. Helena, wo

Napoleon sein wechselvolles Leben an sich vorüberziehen ließ, verweilt sein Auge mit sichtlichem Wohlgefallen auf Larrey. Er nennt ihn den tugendhaftesten Mann, den er gekannt habe, dem die Welt nie das vergelten könne, was er ihr geleistet habe. Sie hat ihm ein ehrenvolles Andenken gewidmet und wird es hoffentlich thun bis zu einer Zeit, wo man aufhören wird, Kriege zu führen. So lange dies geschieht, wird man Larrey's Rath nöthig haben. Eine Kriegserfahrung, wie die seinige, ist unerhört in der übrigen Geschichte und wird es hoffentlich bleiben. Kein Arzt wird wieder Gelegenheit haben, vierundzwanzig Feldzüge mitzumachen, nur wenige werden sich finden, die, wie Larrey, ihre Erlebnisse wissenschaftlich zu verwerthen wissen, in Schriften und klinischen Vorträgen, die er selbst in Feindesland nicht aufgab. Er ließ die Erfahrung auf sich wirken und hielt mit großer Energie an den Grundsätzen fest, welche sie ihn gelehrt hatte. Die Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit seines Charakters machte es ihm unmöglich, auf Neuerungen zu sinnen, welche keinen andern Zweck haben, als von sich reden zu machen. Die von ihm ersonnenen Operationstypen sind so einfach und zweckmäßig, daß man nie ganz aufhören wird, sich ihrer zu bedienen. Er war vor allen Dingen ein Vorkämpfer der Rechte Aller, welche durch Krieg und Schlachtfeld an den Rand des Grabes gebracht werden. Er wollte auch diejenigen retten, bei denen dies nur durch große Operationen möglich ist, denn er wußte recht gut, daß wenn es gelingt, auch für die anderen um so besser gesorgt wird. Die Zahl der am Leben bleibenden Oberschenkel-Amputirten ist der Höhenmesser der Humanität in der Kriegschirurgie. Man mache sich doch keine Illusionen darüber, diesen Maßstab je verläugnen zu können. Es giebt jetzt Leute, die sich und andern gern einreden möchten, die Todesfälle nach Oberschenkel-Amputationen erfolgten nach ewigen Naturgesetzen, gegen die

der Mensch nichts ausrichten könne. Dummheit und Trägheit sind keine Naturgesetze, sie werden es auch dann nicht, wenn sie an einflußreicher Stelle vertreten sind. Man braucht nur, wie Larrey, die Verwundeten schon auf dem Schlachtfelde aufzusuchen und in den ersten Stunden nach der Verletzung zu operiren, dann kommen die Gesetze zur Geltung, bei denen das Leben fortbesteht. Dieser Lehrsatz, früh zu amputiren, war die große Errungenschaft von vierundzwanzig Feldzügen; ihm zu Ehren schuf Larrey seine Ambulanzen, ein Geschwader leichter Fahrzeuge, welche die eben Gefallenen vom Schlachtfelde holten. Zu Larrey's Zeiten hatten es die Heerführer begriffen, daß nicht die Lust am Schneiden die Aerzte antrieb, ihr eigenes Leben auf den Schlachtfeldern daran zu setzen, um die großen Operationen schnell auszuführen, obgleich sie damit nur Invalide zu erhalten vermögen. Sobald man den Grundsatz der primären Operationen aufgiebt, hat man der Militairchirurgie die Spitze abgebrochen. Wenn diese die am schwersten Verletzten, aber Heilbaren aufopfert, wird ihre Humanität fraglich; von Aerzten wenigstens sollte dies nie geschehen.

Im Jahre 1828 war der sechszigjährige Larrey schon eine Ruine, aber eine unzerstörbare, wie der Obelisk von Luxor, den man wieder aufrichtet, wenn auch der Sand der Wüste Tausende von Jahren darüber hingelagert war. Er ist der Vertreter eines ewigen Gedankens. Ich konnte den ehrwürdigen Mann nie ohne Gemüthsbewegung sehen und ging oft nach dem Val de Grace, wo er noch Klinik hielt.

Er war von kleiner, gedrungener Statur, mit ernsten, aber milden, dunkeln Augen unter einer mächtigen Stirn. Sein Colorit trug die Spuren der atmosphärischen Einflüsse, denen er sein Haupt unter den verschiedensten Himmelsgegenden preisgegeben hatte. Es wurde malerisch gehoben durch das lange schwarze Haar, welches über seinen Nacken fiel.

Große Operationen habe ich nicht mehr von ihm gesehen, was er am Krankenbette that, war einfach und zweckmäßig. Ich sah ihn eigenhändig seinen inamoviblen Verband bei einer Fractur des Unterschenkels anlegen. Er bestand aus zahlreichen Scultet'schen Streifen, welche durch eine Mischung von Eiweiß und Kampherspiritus klebend gemacht wurden. Keiner der damaligen Pariser Chirurgen machte davon Gebrauch, aber er gab doch den Anstoß zu den Schaalenverbänden, welche jetzt in der Chirurgie eine so große Rolle spielen. Seine klinischen Vorträge hielt er am Krankenbette selbst; sie waren nicht frei von seniler Redseligkeit. Die Stelle, wo er schon damals in der Klinik sterblich erschien, war seine zu große Vorliebe für die Moxen, deren er sich bediente, wie man jetzt etwa die Jodtinctur gebraucht, und nicht in kleiner Zahl, plusieurs séries de moxas chinois. Als Arzt am Hôtel des Invalides quälte er die alten Soldaten mit seinen Moxen; man wußte ihn 1836 mit guter Manier von dieser Stelle zu entfernen. Er starb 1842 in Lyon, auf der Rückreise von einer nach Algerien unternommenen Inspectionsreise. Nach Napoleons Falle hatten ihn Ludwig XVIII., Carl X. und Louis Philipp dem Dienste zu erhalten gesucht. Es wäre besser für Larrey gewesen, wenn sie ihn in Frieden hätten ziehen lassen. In dieser Hinsicht ist Larrey's Beispiel tröstlich für Diejenigen, welche durch die Gewalt der Umstände aus ihrer Carriere gerissen werden, ehe sie durch Altersschwäche ihren Zeitgenossen beschwerlich werden. Larrey's Biographie ist in Frankreich zu einem Volksbuche geworden. Sein würdiger Sohn hat dafür gesorgt, daß der Name Larrey auch jetzt noch in der französischen Armee hoch geehrt wird. Es hat mich beglückt, daß dieser Sohn es war, der mich der Pariser Akademie der Medicin zum Mitgliede vorschlug, und zwar auf eine Art, die mich noch mehr freute, als die Wahl der Akademie. Im

Winter 1851/52 war Esmarch in Paris und hatte Gelegenheit, die Opfer des Staatsstreichs vom 2. December zu sehen. Er schrieb mir damals, daß der jüngere Larrey der einzige Pariser Chirurg sei, welcher die Schußwunden nach unseren Begriffen gut behandle. Ich fand dies sehr erklärlich, wir hatten alle drei an derselben Quelle geschöpft, in den Lehren des Vaters. Seit 1852 stand ich mit Hippolyte Larrey in Correspondenz. Er ließ sich meine 1855 erschienenen Maximen der Kriegsheilkunst zum Privatgebrauche ins Französische übersetzen und schickte mir das sehr gelungene Manuscript zur Revision.

Ich habe den jüngeren Larrey leider nie gesehen. Am 2. März 1871 war dazu Aussicht vorhanden, aber ein Cordon an der Rue de Rivoli und am Quai d'Orsay von nicht sehr freundlichen Gesichtern vereitelte die verabredete Zusammenkunft. Um die Gefühle der großen Nation zu schonen, hatten die siegreichen Deutschen ihre Visiten in Paris nicht über den Eintrachtsplatz ausgedehnt. An den Barrieren, welche den von Rothhosen besetzten Cordon bezeichneten, glotzten sich Deutsche und Franzosen gegenseitig an, und zwar so in der Nähe, daß ihre Nasenspitzen sich fast berührten. Sie sprachen kein Wort mit einander, hätten sich auch wohl nicht verstanden, und jede Nation behielt die unaussprechlichen Sottisen für sich, welche in ihren Blicken zu lesen waren. Ich stand dann an der Balustrade des Quai und sah die Seine aufwärts bis zur Notre-Dame-Kirche, die Gegend, wo ich 1828 gewohnt, die Brücken, welche ich damals so oft überschritten hatte. Im Jahre 1828 sah der Eintrachtsplatz noch sehr wüst aus; nicht minder auch 1833, wo Salvandy ihn beschrieb (Paris, ou le livre des cent et un, vol. VI) und seine schreckliche Geschichte den Franzosen ins Gedächtniß zurückrief. Dort fiel 1793 das Haupt König Ludwigs XVI., und die edelsten Männer und

Frauen Frankreichs theilten sein Schicksal. Der Platz hieß früher Place Louis XV., von einer Reiterstatue dieses Königs; zu Salvandy's Zeit war der Name Place de la Concorde schon in der Luft, aber er verwirft ihn, als eine Verhöhnung seiner Geschichte. Jetzt ist er reich geschmückt durch den Obelisken von Luxor und Monumente, welche die ersten Städte Frankreichs bedeuten und die Vergangenheit verhüllen sollen!

Als ich 1871 von der Place de la Concorde nach Versailles zurückfuhr, begegnete mir der Kronprinz des deutschen Reiches, Friedrich Wilhelm, in einem offenen zweispännigen Wagen, mit einem einzigen Begleiter, im Bois de Boulogne. Ich war in Frankreich seinen Fahnen gefolgt und sah ihn hier zum letzten Male auf französischem Boden. Er grüßte mich freundlich und sah sehr heiter aus. Seine Augen leuchteten wie die Frühlingssonne, welche die noch unbelaubten Bäume beschien; sie werden ihrer sympathischen Wärme nicht lange widerstehen und sich von neuem schmücken. Für mich war es wohl das letzte Mal gewesen, daß ich Paris betreten hatte in der Absicht, Hippolyte Larrey zu besuchen. Der jugendlich kräftige Kronprinz wird die Zeit erleben, wo Franzosen und Deutsche in Paris nicht mehr durch Barrieren getrennt sind, auch nicht durch die geheimen des Hasses und der Rachsucht, wo Frankreich es Deutschland danken wird, daß dieses, durch die unwiderstehliche Kraft der Einigkeit, den Napoleoniden ein schmähliches Ende bereitet hat. Wie Liebig es so schön gesagt hat, die Wissenschaft muß die ersten Anknüpfungspunkte darbieten. Sie ist unparteiisch und lehrt die Völker, daß sie auf einander angewiesen sind und sich gegenseitig ergänzen müssen; daß die Provinzen, welche sie gemeinschaftlich im Gebiete der Kunst und Wissenschaft erringen, mehr werth sind, als Städte und Länder, welche ein dämonischer Eroberer den Nachbarn entrissen hat. Elsaß und Lothringen mußten wieder verloren

gehen, das waren Errungenschaften, auf welche Frankreich nicht Ursache hatte, stolz zu sein. Ihr Verlust war ein beständiger Stachel für Deutschland, sich zu einigen, um die Kraft zu gewinnen, sie zurückzunehmen. Ich träumte schon davon, als ich 1824 zum ersten Male das Straßburger Münster sah, und mein Traum ist in Erfüllung gegangen. Ich habe der deutschen Einigkeit Opfer bringen müssen, aber ich beklage sie nicht, und könnte höchstens bedauern, daß sie nicht größer waren.

Blandin.

Da ich lange nicht an der Leiche operirt hatte, so nahm ich in Paris einen Operationscurs bei Blandin, welcher damals zu diesem Zwecke in der Mode war. Ich kann nicht sagen, daß er mir gefiel, er war von einer Trockenheit, welche bei Franzosen ungewöhnlich ist. Die Methoden, welche er zeigte, waren meistens die von Lisfranc, welche ich nicht liebte und fast gar nicht angewendet habe. Ich sah Blandin immer mit einem gewissen Mitleid an. Seine Magerkeit und Blässe, seine glanzlosen Augen erzählten von Anstrengungen, denen er eigentlich nicht gewachsen war. Er ist nicht alt geworden, aber hat sich, ohne großes Talent, doch einen succès d'estime errungen. Sein Werk, Traité d'anatomie topographique, hat öftere Auflagen erlebt; es gefiel mir auch besser, als das ähnliche Buch seines geistreicheren Collegen Malgaigne, Traité d'anatomie chirurgicale, welches viel zu weitläufig und anspruchsvoll auftritt.

In der Lehre von den Schußwunden wird Blandin's Namen fortleben, weil er 1830 zuerst den Irrthum aufklärte, als sei die Ausgangsöffnung immer größer, als die Eingangsöffnung.

Civiale und Heurteloup.

Ich hatte das Glück, beide Männer kennen zu lernen und operiren zu sehen, und verdanke ihren Demonstrationen mehr als Allem, was ich später über Steinzertrümmerung gelesen habe. Civiale operirte noch mit seinem geraden, dreiarmigen Instrumente, Heurteloup aber schon mit dem von ihm erfundenen Percuteur, welcher allein im Stande war, die Operation populär zu machen. Civiale, damals sechsunddreißig Jahre alt, war ein Mann von mittlerer Größe, mit einem äußerst pfiffigen Gesichte. Er sah mehr wie ein Industrieller, als wie ein großer Arzt aus. Heurteloup, fast in demselben Alter, ein geborener Baron, war ein großer schöner Mann mit ganz aristokratischen Manieren. Ich war öfter allein bei ihm und kann nicht genug die Güte rühmen, mit welcher er sich bemühte, mich mit seinen Erfindungen bekannt zu machen. Er zeigte mir auch damals schon ein von ihm erfundenes Percussions-Gewehr, welches theilweise dazu gedient hat, ihn der ärztlichen Carriere abwendig zu machen. Ich bedauerte dies im Interesse der Chirurgie, für die er durch seinen Percuteur die entschiedenste Begabung gezeigt hatte.

Biett und Alibert.

Außer Dupuytren's Klinik war mir keine so nützlich, als die von Biett im Hospital St. Louis; es giebt wohl keine chronische Hautkrankheit, welche ich dort nicht während meines kurzen Pariser Aufenthaltes gesehen hätte. Biett verstand es, jedesmal eine Reihe von interessanten Fällen vorzuführen, und erläuterte dieselben durch sehr anziehende Vorträge. Ich sah bei ihm den von Froriep in seinen chirurgischen Kupfertafeln abgebildeten seltenen Fall von Leontiasis, der Elephantiasis des Gesichts. Biett's Lehren wurden bald nachher durch das

Werk von Cazenave und Schedel über Hautkrankheiten in weiten Kreisen, namentlich auch in Deutschland, bekannt.

Alibert, der ältere, sehr bekannte Dermatopatholog, hielt keine Klinik mehr. Ich lernte ihn zufällig in einer Gesellschaft kennen, und fand ihn ganz so eitel aussehend, wie seine Schriften es erwarten ließen. Er sah mit einer schwarzen Perrücke, aber einem ganz verwitterten Gesichte aus wie ein sehr verbrauchter Schauspieler, ganz das Gegentheil des soliden Biett. Alibert erzählte mir, daß er seine Klinik im Hospital St. Louis nach Art der griechischen Philosophen unter den Bäumen vor dem Hospitale gehalten habe. Das klang recht luftig, mag aber doch wohl nicht sehr zweckmäßig gewesen sein, weil die Aufmerksamkeit dabei zu leicht abgelenkt wurde. Jeder Regentropfen, die leichtfertigen Sperlinge konnten sie jeden Augenblick stören. Zu Ehren seiner persönlichen Bekanntschaft kaufte ich mir seine, damals in zweiter Auflage erschienene Physiologie des passions, eine Psychologie für das Boudoir in zwei dicken Bänden.

Broussais.

In demselben Hospitale wie Larrey, dem Val de Grace, lehrte auch Broussais als Kliniker für die inneren Krankheiten. Man nannte ihn den Schöpfer der physiologischen Schule, oder passender des Broussais'schen Systems, denn mit der Physiologie hatte seine Heilkunst nicht viel zu schaffen, höchstens mit der Physiologie des passions, Cap. IV: von der Eitelkeit. Broussais war der Erfinder einer Darmscheere, mit deren Hülfe man den ganzen Darmtractus leicht aufschlitzen kann, so daß die Darmschleimhaut zu Tage liegt. Mit Hülfe dieser Scheere fand er, daß fast in allen fieberhaften Krankheiten Veränderungen der Darmschleimhaut auftreten, welche er für entzündliche hielt. Da diese Erkrankung der Darm-

schleimhaut im Abdominaltyphus eine große Rolle spielt, so nahm er an, daß dies auch in andern Krankheiten der Fall sei. Er sah deshalb überall Gastroenteritis und hielt Blutegel auf den Bauch gesetzt für ein Universalmittel. Ein mäßiger Gebrauch derselben an dieser Stelle würde keinen Anstoß gegeben haben, aber da er die von ihm für entzündlich gehaltenen Krankheiten coupiren wollte, so trieb er einen entsetzlichen Mißbrauch mit Blutegeln, funfzig, hundert, hundertundfunfzig waren bei ihm nichts Ungewöhnliches. Er sagte vom Typhus: es steht nicht im Buche des Schicksals geschrieben, daß diese Krankheit sieben, vierzehn, einundzwanzig Tage dauern soll, wir können sie coupiren! Sein Vampyrismus hatte natürlich keine guten Folgen, obgleich seine Patienten, die Soldaten der Garde, meistens kräftige Leute waren. Um seine Mortalitätsstatistik günstiger erscheinen zu lassen, nahm er es mit der Diagnose Typhus nicht sehr genau. Dies ist ungefähr was die Franzosen corriger la fortune nennen, ein nicht sehr ehrenvolles Metier! Cruveilhier beklagte sich schon vor vierzig Jahren über diesen Mißbrauch der Statistik, welchen die Broussais'sche Schule trieb. Die ganze Statistik wurde ihm dadurch verdächtig (vid. Cruveilhier, Anatomie pathologique. Livraison VII) aber sehr mit Unrecht, man kann in Zahlen lügen, aber auch ohne Zahlen; man that es damals und thut es jetzt, wenn man den Typhus coupiren will, z. B. durch Wärmeentziehung. Im Jahre 1828 war Broussais' Ansehen schon sehr im Sinken, nicht blos Cruveilhier, auch Andral bekämpfte ihn, obgleich er ihn noch einen großen Arzt nennt. Der deutsche Uebersetzer von Andral's pathologischer Anatomie, mein Freund und Opponent Dr. Ferdinand Becker, führte gegen Broussais an, daß der ansteckende Typhus in Schottland meistens ganz ohne Darmaffection verlaufe, diese könne also nicht Ursache des typhösen Fiebers sein, Aehnliches erfuhr

man später aus Irland. Professor Louis bewies durch genau geführte Krankengeschichten, daß die Dauer des Typhus nicht wesentlich durch die Behandlung beeinflußt wird. Einheimische und fremde Aerzte spotteten und lachten über Broussais' Extravaganzen. Ich konnte nicht dabei lachen. Es war mir betrübt, daß in einer Stadt mit so vielen geschickteren Aerzten ein Broussais die königliche Garde decimiren dürfe und daß man auch durch Unsinn berühmt werden könne. Ich dachte nicht daran, daß es einen Ruhm giebt, der Andern verderblich wird und einen besseren, der Andern Nutzen schafft, daß selbst der Unsinn imponirt wenn Methode darin ist. La méthode, sagt Alibert (Physiologie des passions, vol. I. pag. VIII) est le rameau d'or qui nous conduit dans les profondeurs incommensurables de la pensée, on peut la comparer à ces talismans, que les poëtes donnent aux héros, pour les retirer des embarras les plus périlleux.

Broussais ließ seine Gastrocuteritis durch die ganze Krankheitslehre tanzen, wie der alte Shandy seinen weißen Bären, der ihm unter Anwendung von Hülfszeitwörtern die Nordwestpassage in die intellectuelle Welt zeigen sollte. An prächtigen Ausdrücken fehlte es ihm eben so wenig wie Alibert.

Laennec liebte den pomphaften Stil nicht, er schrieb die Vorrede zu seinem unsterblichen Werke in lateinischer Sprache, um seine Zeitgenossen nicht zu kränken, durch Weglassung der obligaten Trompetenstöße (Flourish, wie es in englischen Theaterstücken heißt, wenn ein König oder Held erscheint).

Man hat Broussais welcher 1838 im Alter von sechsundsechszig Jahren gestorben ist, 1841 im Hofe des Val de Grace eine Statue errichtet, hoffentlich ist sie ähnlich und stellt den Ideologen so dar, wie ich ihn 1828 gekannt habe; mit dem stolzen Nacken, der umwölkten Stirne, der eigensinnigen krummen Nase, den tiefliegenden Augen, mit dem ewig offenen

Munde der von Weisheit überströmte. Jetzt, wo man nicht mehr für Broussais schwärmt, wird man ermessen können, ob sein Bild dem berechtigten Stolze eines großen Mannes ähnlich sieht, oder einem eitlen Thoren? La vanité, sagt Alibert, est l'orgueil des faibles. Il est peu d'âmes, faites pour s'élever jusqu'à l'orgueil, presque toutes croupissent dans la vanité.

Broussais' Statue gegenüber steht in demselben Hofe auch Larrey's Bild.

Chomel, Recamier und Louis.

Von den Kliniken für innere Heilkunst besuchte ich am häufigsten die von Chomel in der Charité, außerdem die von Recamier im Hotel Dieu und von Louis in der Pitié. Sie machten alle drei auf mich einen günstigen Eindruck, durch genaue Diagnosen, eine milde Therapie und sorgfältige Leichenöffnungen. Recamier war unter ihnen wohl der geistreichste, Louis der genaueste Beobachter und Chomel der am meisten methodische Professor. Bei Recamier sah ich den ersten Fall von Echinococcus-Sack der Leber, und er selbst lehrte mich, das eigenthümliche dem Lederknarren ähnliche Geräusch desselben hervorzubringen. Seine Zeitgenossen nannten Recamier's Diagnosen dieses Zustandes das Mirakel der Diagnostik. Für den, welcher sich geübt hat, Fluctuation zu fühlen und die verschiedenen Reibungsgeräusche kennt, liegt in diesen Diagnosen nichts Wunderbares mehr. Recamier lehrte die Echinococcus-Säcke der Leber zu zerstören, durch wiederholtes Auflegen von Aetzkali, bis Adhärenz eingetreten ist und der Sack sich geöffnet hat, eine Methode, welche noch jetzt nicht verlassen ist.

Gall.

Der berühmte deutsche Phrenologe hatte schon seit zwanzig Jahren größtentheils in Paris gelebt, wo er in gutem Ansehen stand. Er war schon siebzig Jahre alt und ist im August 1828 in Paris gestorben. Zur Zeit meines Besuches sah er noch sehr wohl aus und war sehr gesprächig. Seine großen blauen Augen sahen mir vollkommen ehrlich aus. Da ich durch einen Franzosen bei ihm eingeführt war, so wurde französisch gesprochen, und ich hatte Gelegenheit das schwäbische Französisch in der größten Vollkommenheit zu hören. Zwanzig Jahre lang hatte Gall den Verlockungen der Pariser Aussprache zu widerstehen vermocht. Ich sagte ihm, er möge sich doch auch einmal in England umsehen, wo es viele Kahlköpfe gebe und die Perrücken nur im Dienste getragen würden. Gall's persönliche Bekanntschaft veranlaßte mich später, den Versuch zu machen seine Phrenologie zu studiren, ich blieb aber bald darin stecken. Ich begnügte mich mit einiger Routine in der Physionomik und habe es oft zu meinem Schaden versäumt, darauf zu achten, was die Leute hinter den Ohren haben.

Koreff.

Von Berlin aus war ich an diesen deutschen Arzt empfohlen, welcher 1828 noch in gutem Ansehen stand. Er hatte bald nach den Befreiungskriegen in Berlin eine Rolle unter dem Fürsten Hardenberg gespielt, war dort unmöglich geworden und lebte als Pensionär in einer Art von ehrenvollen Verbannung in Paris. Er war ein in der haute volée sehr gesuchter Arzt und Gesellschafter. Ich begriff es nicht recht, wie dieser mir sehr unsympathische Mann, mit den ordinairen Gesichtszügen, der Pariser feinen Welt gefallen konnte. Er hat sich lange genug gehalten, schließlich aber doch

traurig geendet. Er hatte sich dem animalischen Magnetismus ergeben und behandelte als Magnetiseur die Tochter des Herzogs von Hamilton. Der Herzog hatte ihn vermuthlich durchschaut und behandelte ihn mit großer Kälte. Koreff hörte, daß die herzogliche Familie abreisen wolle und kam auf den Gedanken, dies zu verhindern durch eine gerichtliche Klage, welche für ihn und Dr. Wolowski ein Honorar von 400,000 Franken beanspruchte. Es kam dabei zum Vorschein, daß der Herzog 40,000 Franken bei seinem Banquier für die beiden Aerzte hinterlegt hatte und das Gericht erklärte diese Summe für vollkommen genügend. Seit dieser Geschichte war dem Publikum gegenüber seine Rolle ausgespielt. Da er seine preußische Pension verloren hatte, brachte ihn die Revolution von 1848 an den Bettelstab. Selbst nach seinem 1851 im achtundsechzigsten Lebensjahre erfolgten Tode hörte das Schicksal nicht auf, ihn zu verfolgen, denn 1871 noch wurde Ludmilla Assing seine Biographin. Sie hält ihn für einen der größten Aerzte seiner Zeit und theilt Briefe von ihm an Varnhagen mit, von denen der einzige verständig und eindringlich geschriebene, vom 11. September 1848, Varnhagen beschwört, ihm seine Pension wieder zu verschaffen.

Sein Schicksal möge Anderen zur Warnung dienen!

Familienleben in Paris,

vom 11. Mai bis zum 4. Juli 1828.

Meine Mutter hatte sich längst mit der Idee beschäftigt, ihren Töchtern die Welt zu zeigen, sobald dieselben herangewachsen sein würden. Dies war jetzt eingetreten, meine älteste Schwester war ein Jahr älter als ich, die zweite siebzehn, die dritte sechzehn Jahre alt. Eine kleine Erbschaft der Mutter, über welche sie frei disponiren konnte, bot die Mittel. So wurde die Reise nach Paris beschlossen, als ich dort mit meinem

Freunde Eduard weilte. Die Hannoveraner konnten diese Reise gar nicht begreifen und beruhigten sich nur mit dem Gerüchte, meine Mutter wollte bei Carl X. die verlorenen Güter ihrer Vorfahren reclamiren. Mein ältester Bruder August, der eben in Göttingen seine chemischen Studien beendigt hatte, wünschte sich anzuschließen und begleitete die Damen. Sie verließen Hannover am 20. April und kamen, über Frankfurt, Köln, mit einem Abstecher nach Rotterdam, wo eine sehr befreundete Familie zu besuchen war, über Brüssel am 11. Mai in Paris an.

Ich hatte für die vier Damen und mich eine hübsche Wohnung gefunden, Nr. 55 Quai des Augustins, au premier, am linken Seineufer, dem Pont-neuf gegenüber. Mein Bruder bezog mein früheres Quartier, Quai St. Michel, wo auch Eduard und Dr. Samson wohnten. Die centrale, freundliche Lage unserer Wohnung am Pont-neuf trug viel dazu bei, unser gemeinschaftliches Leben zu verschönern. Einige seit langer Zeit in Paris ansässige Deutsche waren uns behülflich, durch gute Quellenangaben ohne große Kosten von unserm Aufenhalte Nutzen zu ziehen. Meine Mutter engagirte eine liebenswürdige junge Französin, welche den Vormittag mit meinen Schwestern französische Studien trieb, während wir Herren in den Hospitälern beschäftigt waren. Da sie mit uns zu Mittag speiste, so war auch dann die Conversation nur französisch. In der Regel aßen wir zu Hause, nur ausnahmsweise in einem Restaurant. In der Woche wurden die Merkwürdigkeiten von Paris aufgesucht, an Sonntagen größere Excursionen gemacht. Wir waren einmal in Versailles, wo am 18. Mai zum ersten Male im Jahre die Wasser sprangen, zweimal in Montmorency, dann in St. Cloud, in Malmaison, Marly und St. Germain, in Sceaux, in St. Denis und Enghien. Eine Sonntags-Excursion am 9. Juni fiel aus, weil wir die Fronleichnamsprocession sehen mußten, an welcher

auch die königliche Familie theilnahm. Wir hatten es sehr bequem, da unseren Fenstern gegenüber ein Altar am Pont-neuf errichtet war, der die Procession zum Stehen brachte. Vor diesem Altare machten die zahlreichen Chorknaben förmlich militairische Evolutionen, die von einer Klapper geleitet wurden, welche sich in Gestalt eines Buches in den Händen eines Priesters befand. Nach diesen Vorbereitungen, welche die kirchliche Disciplin anschaulich machten, schwieg die Klapper und wir sahen den König, die Herzoginnen von Angoulême und von Berry ihre kurze Andacht vor dem improvisirten Altare verrichten. Der einundsiebzigjährige Carl X. sah von weitem noch am besten aus, seine Erscheinung erinnerte allerdings an die Giraffe, mit welcher die malitiösen Pariser ihn in Verbindung gebracht hatten. Bei seiner Ankunft auf französischem Boden hatte er 1814 zu den sich herandrängenden Freunden gesagt: Que voulez Vous, il n'y a qu'un Français de plus! Als später die erste Giraffe nach Paris kam und großen Zulauf hatte, legte man dieser dieselben Worte bei, mit der kleinen Variation: Il n'y a qu'une bête de plus! Die verwittwete Herzogin von Berry, die Mutter Heinrich V., machte, ohne Grazie und Würde, einen widerwärtigen Eindruck. Wir waren alle der Ansicht, daß die Geistlichkeit Unrecht habe, diese Familie im Triumphe durch die Straßen von Paris zu führen und dabei Gott zum Zeugen anzurufen. Welch ein Unglück für Frankreich, ja für ganz Europa war es, daß ein so unfähiger König den Thron besteigen mußte! Bei solchen traurigen, aber unvermeidlichen Ereignissen giebt es nur ein bewährtes Mittel, das Volk muß selbst so tüchtig sein, daß es die schlimmen Zeiten überdauert und durch patriotische Wahlen für seine Bedürfnisse sorgt. Zu einer guten Verfassung gehört auch ein gutes Volk. So liegt denn in der Schule, im Familienleben der Kern für die Wohlfahrt des Ganzen. Nicht

der elementare Unterricht entscheidet, sondern der höhere, den wir den großen Dichtern, Künstlern und Gelehrten verdanken. Hätten die Franzosen solche Dichter wie Goethe und Schiller, solche Philosophen wie Kant gehabt, so würden sie jetzt nicht so unglücklich sein. Sie denken mit den Gedanken eines Voltaire oder Rousseau, von denen der eine die Pucelle, der andere seine Confessions schrieb. Im Jahre 1793 tödteten sie ihren guten König Ludwig XVI., trugen unter dem ersten Napoleon ihre räuberischen Waffen in aller Herren Länder, im Jahre 1830 vertrieben sie den unfähigen Carl X., im Jahre 1848 den wohlgesinnten und wohlbefähigten Ludwig Philipp. Im Jahre 1870 drängten sie den zweiten Napoleon zu einem Kriege, welcher ihr Vaterland verwüstete und ihrem Herrscher den Thron kostete. Es lebe und blühe der deutsche Idealismus, er schützte Deutschland vor allen den Greueln, welche Frankreich erleben mußte. Die Arbeiten unserer Dichter, unserer Musiker und bildenden Künstler haben uns die olympische Ruhe eingeflößt, welche nöthig war, um den Zeitpunkt abzuwarten, wo der schlafende Kaiser Friedrich Barbarossa wiederaufwachen sollte.

In einer Stadt wie Paris, welche durch ihre Lage und monumentalen Gebäude so viele malerische Ansichten darbietet, ergiebt es sich von selbst, daß man gern die erhabenen Punkte aufsucht. Wir haben viel darin geleistet und theilweise mehrmals den Thurm von Notre-Dame, die Kuppel von St. Genevieve, die jetzt zerstörte Vendome-Säule, die Sternwarte, den Montmartre, den Kirchhof Pere la Chaise, Mont Calvaire bestiegen, um die Aussicht an schönen Sommerabenden zu genießen.

Die Gallerie des Louvre war unsere größte Freude, aus den neueren Bildern im Luxembourg machten wir uns nicht viel, noch weniger aus denen des Herzogs von Orleans im Palais-Royal. Ich würde der letzteren kaum erwähnen, wenn sie nicht bewiesen, daß Louis Philipp kein Kunstkenner war.

Dadurch erklärt es sich, daß sein patriotischer Gedanke, in Versailles ein National-Museum à toutes les gloires de la France zu errichten, so übel ausfiel und nur geeignet erscheint, den Nationalfehlern Nahrung zu geben, der Sucht zu glänzen und Eroberungen zu machen. Wenn die bildenden Künste veredelnd auf ein Volk wirken sollen, so müssen sie um ihrer selbst willen gepflegt werden und nur der Schönheit, nicht der Eitelkeit dienen. Dies spricht sich mit überraschender Deutlichkeit aus in den Bildern des berühmten Seemalers Gudin, die ich im Winter 1870/71 so oft in dem Versailler Schlosse sah. Er sollte die Großthaten der französischen Marine verherrlichen, die er in seinen Compositionen ganz en bagatelle behandelt, einzig und allein darauf bedacht, schöne Bilder zu liefern, die das Seeleben anziehend machen konnten. Wie großen Eindruck ein wirklich schönes Bild hervorzubringen im Stande ist, wissen auch die Franzosen. Ich erfuhr 1871 durch Zufall, daß sich in einem stets verschlossen gehaltenen Saale des Versailler Schlosses ein Bild von Horace Vernet befinde. Es stellte Louis Philipp mit seinen fünf Söhnen alle zu Pferde dar und war von imposanter Schönheit. Ich machte die Bemerkung, daß wenn dieses Bild jetzt wieder öffentlich gezeigt würde, das Schicksal Frankreichs davon abhängen könne. Man sagte mir von deutscher Seite, wir haben keinen Grund, den Orleans Gefälligkeiten zu erweisen. Ohne Zweifel ist auch jetzt das Bild gut versteckt, wie zur Zeit Louis Napoleons.

Im Jahre 1828 war das Innere des Versailler Schlosses eine trostlose Einöde, ohne Möbeln und fast ohne Bilder, der Park war vernachlässigt und schien mir 1870 viel grüner und anmuthiger, obgleich ich ihn erst im October sah.

Ich führte meine Schwestern nicht blos in Gallerien und Theater, sondern ließ sie auch die ernsthafteren Institute sehen, wie das Hotel des Invalides, die Blindenanstalt, das Taub-

stummeninstitut, das Findelhaus, die Gobelinsfabrik, die Porzellanfabrik von Sevres, den botanischen Garten mit seiner Menagerie. Nützliche und wohlthätige Anstalten tragen mehr dazu bei, das Andenken an eine große Stadt zu befestigen, als die Vergnügungen, welche mit weniger stabilen Eindrücken verbunden sind. In einem Theater gehören schon Künstler des ersten Ranges dazu, um einen bleibenden Eindruck zu machen, alles Andere verwischt sich. Damals stand im Schauspiel die funfzigjährige Mars allein als große Künstlerin. Wir sahen sie zweimal im Théâtre français, zuerst in Mariage d'argent und Valerie, dann in Mariage de Figaro. Viel amüsanter fanden wir das Théâtre de Madame, aber die schönsten Erinnerungen hinterließ uns die italienische Oper, wo wir die Malibran hörten, deren sublimste Rolle damals die Desdemona in Rossini's Othello war.

An Abenden, wo wir nicht anderweitig beschäftigt waren, blieb der Garten der Tuilerien eine nie versiegende Quelle der Unterhaltung durch die Schönheit des Orts und die stets wechselnde Gallerie einheimischer und fremder Gesichter. Von dort aus begleiteten uns oft jüngere deutsche Freunde zu Hause, um bei der Mama den Thee zu nehmen. Wir hatten ein Piano gemiethet und versetzten uns in Gedanken oft nach Deutschland, wenn Eduard uns Compositionen von Beethoven oder Weber spielte. Robert von Froriep gehörte öfter zu unseren Gefährten, auch bei größeren Excursionen. Dr. Samson wurde den Damen bald unentbehrlich, er war das treibende Element in unserm Kreise. Er wußte immer, was wir noch sehen mußten, oder zum zweiten Male sehen sollten. Meine Schwestern hatten ihm viel zu danken.

Die Zeit ging uns sehr schnell dahin. Meine Mutter hatte zwei Monate für Paris bestimmt, und diese waren hinreichend, ein unvergeßliches Bild zu hinterlassen.

Ich fühlte, wie schon in früheren Jahren um dieselbe Jahreszeit, das Bedürfniß, mich durch Ruhe und frische Luft etwas zu erholen. Meine Mutter war geneigt, mir nach Havre zu folgen, wenn ich es dort anmuthig genug fände. Ich reiste am 4. Juli von Paris nach Havre und konnte dort den Damen nicht rathen, mir zu folgen. So entschlossen sie sich, auf der Stelle in die Schweiz voraufzureisen und uns Herren am Genfer See in Vevey zu erwarten. Sie verließen Paris am 8. Juli und kamen über Dijon am 12. Juli in Vevey an. Diese rasche Abreise von Paris ohne männliche Begleitung war einer von den genialen Coups, deren meine Mutter zuweilen fähig war. Die Damen fanden es doch nicht angenehm, allein für sich sorgen zu müssen, und ich bedauerte es sehr, daß mir nicht Zeit gegönnt war, meinen Aufenthalt in Havre abzubrechen, um sie nach der Schweiz zu begleiten. Ich mußte das fait accompli gut heißen, besonders da meine Mutter die gute Absicht gehabt hatte, mich in meiner Badecur nicht zu stören. Sie war aber doch nur von kurzer Dauer.

Schweizerreise,

von Paris nach Hannover.

Als ich nach einem vierzehntägigen Aufenthalte an der Seeküste nach Paris zurückkehrte, fand ich die Luft dort so drückend, daß ich mich nicht entschließen konnte zu warten, bis mein Bruder und Eduard bereit waren, mir in die Schweiz zu folgen. So reiste ich schon am folgenden Tage ab. Ich hatte immer den Wunsch gehegt, daß eine Schweizerreise meine Wanderjahre beschließen, daß ich mit ihren erhabenen Eindrücken in das praktische Leben treten möge. So sollte es denn geschehen und hatte auch die gute Folge, daß die Erinnerungen dieser Reise mir sehr treu geblieben sind, obgleich es mir nicht beschieden war, sie wieder aufzufrischen. Ich lasse hier meine

Reiseroute folgen, welche, aus gemeinschaftlichen Berathungen entstanden, nicht übel ausgefallen zu sein scheint, da sie, mit Ausnahme von Bern, zu den interessantesten Punkten führte:

am 20. Juli von Paris nach Lyon,
" 21. " in Lyon,
" 22. " von Lyon nach Genf,
" 23. " in Genf,
" 24. " von Genf nach Vevey,
vom 24. Juli bis zum 19. August in Clarens bei Vevey,
am 19. August nach Lausanne,
" 20. " von Lausanne nach Genf,
" 21. " von Genf nach dem Chamounythal,
" 22. " im Chamounythal,
" 23. " von dort nach Martigny,
" 24. " von Martigny nach Sieders,
" 25. " von Sieders nach Bad Leuk,
" 26. " von Leuk nach Frutigen,
" 27. " von Frutigen nach Interlaken,
" 28. " in Interlaken,
" 29. " in Interlaken,
" 30. " von Interlaken nach Grindelwald,
" 31. " von Grindelwald nach Meyringen,
" 1. September in Meyringen,
" 2. " in Meyringen,
" 3. " von Meyringen nach Luzern,
" 4. " von Luzern nach Küßnacht und Weggis,
" 5. " von Weggis nach Brunnen,
" 6. " von Brunnen auf den Rigi,
" 7. " vom Rigi über Weggis nach Altorf,
" 8. " von Altorf nach Andermatt,
" 9. " von Andermatt nach Bellinzona,
" 10. " von Bellinzona nach Isola bella,

am 11. September von Isola bella nach Magadino,
„ 12. „ von Magadino nach Hinterrhein,
„ 13. „ von Hinterrhein nach Chur,
„ 14. „ von Chur nach Pfäffers,
„ 15. „ von Pfäffers nach Ragaz,
„ 16. „ von Ragaz nach Zürich,
„ 17. „ in Zürich,
„ 18. „ von Zürich nach Schaffhausen,
„ 19. „ von Schaffhausen nach Freiburg im Breisgau,
„ 20. „ von Freiburg nach Lahr,
„ 8. October Ankunft in Hannover.

Lyon, die zweite Stadt Frankreichs, macht für den, welcher eben von Paris kommt, nicht den vortheilhaftesten Eindruck, man vermißt die monumentalen Gebäude, welche jeder Stadt ihren Reiz verleihen müssen. Ich hielt mich dort nur auf, um das große Krankenhaus, Hôtel Dieu, zu sehen, dessen Bauart darauf berechnet ist, den katholischen Cultus der Heilkunst dienstbar zu machen. Neben der in der Mitte befindlichen Kirche liegen in mehreren Stockwerken riesige Säle, welche durch Fenster mit dem Innern der Kirche in Verbindung stehen, so daß die darin liegenden Kranken von den Düften des Weihrauchs umspielt werden. Man ist jetzt wohl darüber einig, daß reine Luft für Kranke besser sei, als Weihrauch, aber diese Bauart eines Hospitals ist noch immer das Ideal frommer Seelen, und ich kenne sogar ein protestantisches Krankenhaus, in welchem der Arzt gezwungen wurde, seine Stelle aufzugeben, weil er sich dem Durchbruche des Christenthums durch die ruhigen Wände der Krankensäle widersetzte. Säle von hundert Betten, wie das Hôtel Dieu sie besaß, sind eine sehr ungemüthliche Einrichtung, weniger berechnet für Menschen, als für Engel, welche gar keine Bedürfnisse haben, weder das der Er-

nährung, noch das der Ausleerung. Die ewige Unruhe, welche darin herrscht, hat einen zweiten Fehler im Gefolge, die Betten müssen Vorhänge haben, damit der Kranke sich nothdürftig isoliren kann. Vorhänge sammeln aber Staub und stören die Lufterneuerung.

Am besten gefiel mir in dem grauen Lyon der reichliche Wasserzufluß. Rhone und Saone, die mit raschem Strome die Stadt durchziehen, vereinigen sich unterhalb derselben. Ihre vielen Brücken könnten sehr malerisch wirken, aber eine Fabrikstadt hat andere Aufgaben als die, Prospecte zu schaffen.

Auf dem Wege von Lyon nach Genf sah ich zum ersten Male die Alpen, von der Morgensonne prachtvoll beleuchtet. Ich hatte meinen Platz wieder auf dem Imperial der Diligence, welcher mir dort gute Dienste leistete.

Das kleine Genf gefiel mir besser, als das große Lyon. Ich besuchte dort den Dr. Mounoir, dessen Arbeiten über künstliche Pupillenbildung und die serösen Kysten des Halses mir bekannt waren. Er nahm mich sehr freundlich auf, ich hatte eine lange Unterredung mit ihm in einem reizenden Gartensalon, welcher die Aussicht auf den Genfer See besaß. Seine Bekanntschaft ist mir von bleibendem Nutzen gewesen. Er war einer der ersten, welche sich mit der therapeutischen Wirkung des Jodes beschäftigte und flößte mir ein Interesse dafür ein, welches bis auf den heutigen Tag nicht erkaltet ist, dem ich viele glückliche Curen verdanke. Ich zog es vor, die Reise nach Vevey nicht auf dem Dampfschiffe zu machen, weil ich bemerkt hatte, daß der sich stets gleich bleibende Vordergrund der Schönheit einer Landschaft nicht so förderlich ist, wie der stets wechselnde im Wagen oder zu Fuße. Ich sah Ferney, wo Voltaire die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens zubrachte und sich tröstete über den schlechten Erfolg seiner Berliner Expedition, auf welcher er den Versuch machte, mit Friedrich dem

Großen Kirschen zu essen. Die Luft war gewiß besser in Ferney. Er erwies dort dem lieben Gott die Ehre, eine Kirche zu bauen mit der Inschrift: Deo erexit Voltaire. Wenn die großen Geister so eitel sind, was soll man von den kleinen sagen, die sie am Gängelbande führen. Voltaire galt für den klügsten Mann seiner Zeit, für den personificirten gesunden Menschenverstand. Ich hatte seit meiner Kindheit Interesse für ihn, weil mein Vater in seinem Zimmer einen schönen Kupferstich hängen hatte, die Familie Calas im Gefängnisse darstellend. Voltaire's schönste That im Leben war die Vertheidigung dieser unglücklichen Verfolgten. Ich habe doch nicht viel von ihm gelesen und mich damit getröstet, daß unsere Väter es gethan. Ich hatte mich auf der Schule durch die Histoire de Charles XII. und die Henrade arbeiten müssen. Solchen Autoren geht man erst etwas aus dem Wege. Später erfuhr ich, daß Voltaire auch amüsantere Bücher geschrieben habe, den Candide und die Pucelle, die ich sehr schmutzig fand. Dann versuchte ich es noch mit seiner Zaire, die mir als Verehrer des Shakespeare natürlich nicht gefiel. So war ich mit ihm fertig und hatte von seiner die Welt bewegenden Ideen nichts erfahren. Als ich das Schwabenalter hinter mir hatte und noch immer keinen Ueberfluß an Klugheit bei mir bemerkte, dachte ich, Voltaire könne mir vielleicht helfen. Ich wollte mir seine Werke anschaffen, bekam aber einen Schrecken, als ich erfuhr, daß sie in zweiundsiebzig dicken Bänden beständen.

Nicht weit von Ferney liegt Coppet, wo Necker und seine berühmte Tochter, Frau von Staël-Holstein, wohnten und begraben sind. Von den Schriften dieser Frau habe ich nur angenehme Erinnerungen, ihre Corinne hatte mir sehr gefallen und aus ihrem Werke über Deutschland hatte ich eigentlich erst erfahren, welche vortreffliche Leute wir sind. Die Deutschen selbst haben untereinander so viel gegen sich einzuwenden, daß man

an ihrer Vortrefflichkeit immer wieder zweifelhaft wird und geneigt ist, sie für neidisch und unverträglich zu halten, wie sie schon zu Tacitus Zeiten waren. Aber sie werden sich schon bessern, wenn das Leben Deutschlands wie ein majestätischer Strom durch die Geschichte zieht, auf den jeder Deutsche mit Stolz blickt.

Es war ein trüber Tag; der Montblanc hatte sich ganz verhüllt. Erst als ich nach Vevey kam, hatte es sich aufgehellt; von dem großen, am Wasser gelegenen Marktplatze der Stadt hatte ich einen herrlichen Blick in die Schönheit der Gegend, welche Jean Jacques Rousseau in seiner „Nouvelle Heloise“ verherrlicht hat. Für Naturschönheit hatte dieser berühmte Mann offenbar einen feinen Sinn. In den Umgebungen von Paris hatte es uns nirgends so gut gefallen, als in Montmorency, wo er gelebt und zahlreiche Erinnerungen hinterlassen hat. Diese hatten mich dazu verleitet, in Paris seine „Confessions“ zu lesen; sie verleideten mir den ganzen Rousseau. Man soll freilich nicht den Schriftsteller mit dem Menschen im gewöhnlichen Leben verwechseln. Am Schreibtische blühen die Blumen seines unsterblichen Geistes; im Alltagsleben ist er oft schwach, wie andere, minder begabte Sterbliche. Aber es hat Alles seine Grenze! Die „Confessions“ brachten mir eine Art von Seekrankheit hervor, der, wie Byron sehr schön in seinem „Don Juan“ geschildert hat, auch die feurigste Zuneigung weichen muß. Ich bin Thomas Moore sehr dankbar dafür, daß er Lord Byron's Memoiren gesäubert hat, ehe er sie herausgab. Er ist dafür gescholten worden, aber den Verehrern des großen Dichters hat er gewiß einen wesentlichen Dienst geleistet. Ein von Rousseau's Hand beschriebenes Notenblatt in Montmorency gab mir die Idee, ich würde mich vielleicht mit ihm aussöhnen, wenn ich seine Compositionen kennen lernte, aber ich fand nie die Gelegenheit dazu.

In Vevey hatte ich mich zu erkundigen, wo ich die Meinigen finden könne. Es lebte dort ein alter Freund meines Onkels, George Louis, aus der Zeit, wo er in Lausanne seine kaufmännischen Studien machte. Mit Hülfe der Familie Courlet hatte meine Mutter bald eine reizende ländliche Wohnung dicht über Clarens gefunden, eine halbe Stunde von Vevey entfernt. Madame Courlet, eine Cousine meiner Mutter, ließ sogleich ihren Esel satteln, um mich auf den rechten Weg zu bringen. Sie kehrte wieder um, als das Landhaus vor uns lag. Die Sonne war eben im Sinken, als ich die Mutter und die Schwestern wiedersah, wie die Seligen wandelnd unter den hohen Nußbäumen, welche das Landhaus umgaben. Es lag westlich vom Château de Chatelard, etwas tiefer als dieses, aber nur wenige hundert Schritte davon entfernt. Ueber das am Seeufer liegende Dorf Clarens hinweg sah man den Spiegel des Genfer Sees in weiter Ausbreitung, aber entfernt genug, um davon nicht geblendet zu werden.

Viele Fremde, selbst diejenigen, welche ihrer Gesundheit wegen reisen, suchen zu sehr die unmittelbare Nähe des Wassers, welche außer ihrer nachtheiligen Einwirkung auf die Augen größeren Temperatur- und Luftschwankungen unterworfen ist. Ich war ganz gerührt von der Schönheit des Ortes, und hatte das Gefühl, als ob dort auch die leisesten Wünsche meines Herzens befriedigt wären. Lord Byron nennt den Anblick dieses Theiles des Genfer Sees: beautiful as a dream, schön wie ein Traum. Wie ganz anders müssen Dichter träumen, als unser eines! Ich habe nie so schöne Träume gehabt und sie auch bei Anderen nicht vorausgesetzt. Ich schickte später manchen Schwachen oder Kranken nach Montreux oder Veytaux, welche in etwas mehr geschützter Lage dicht bei Clarens liegen. Ich habe immer Dank dafür geerntet, von keinem mehr als von einem theuren Anverwandten, dem ich

gerathen hatte, die wenigen ihm noch vergönnten Monate dort zu verleben. Meine Mutter und die Schwestern freuten sich, als ich mich in Clarens gleich dahin aussprach, daß wir von dort nicht allzubald aufbrechen dürften, da wir in der ganzen Schweiz vielleicht keinen so gesunden und anmuthigen Ort wieder treffen würden. Ich fand die Mutter sehr zu ihrem Vortheil verändert; die Ruhe und die gute Luft am Genfer See waren ihr besser bekommen, als der Pariser Aufenthalt.

Mein Bruder und Eduard kamen schon am 29. Juli; für uns Herren war Quartier in einer benachbarten Villa gefunden, unser gemeinschaftlicher Salon war ein großer Ausbau ohne Seitenwände im ersten Stock des Landhauses, in welchem die Damen wohnten. Zwei große Nußbäume, welche ihn beschatteten, ließen die Aussicht nach dem See offen. Mit Hülfe der im Hause befindlichen Dienstboten hatte meine Mutter ihre eigene Menage eingerichtet und bewirthete uns auf das beste. Unser Leben war so idyllisch wie möglich. Die junge Welt badete Morgens im See, dessen hohes Ufer eine Anzahl ganz geschützter Badeplätze von der größten Anmuth darbot. Auch für mich, der ich wirkliche Seebäder kannte, hatten die Bäder im Genfer See vielen Reiz. Die Klarheit des Wassers ist so groß, daß man bis zur Tiefe von mehr als dreißig Fuß jeden Stein und jede Pflanze erkennt. Die Farbe des Wassers ist bezaubernd. Meine zweite Schwester Caroline sagte davon: man hat hier zwei Himmel vor sich, von denen der untere schöner ist, als der obere. Das Ultramarin des Mittelländischen Meeres soll noch schöner sein, aber für mich giebt es kein schöneres Wasser, als das des Genfer Sees. In Genf selbst wurde ich gar nicht müde, die himmelblauen Wellen der Rhone anzustaunen, da, wo sie aus dem See hervorströmt und einen Theil der Stadt durchfließt.

Die nächsten Umgebungen von Clarens sind so anziehend, daß man sich gar nicht versucht fühlt, weite Ausflüge zu machen, und mehr aus Pflichtgefühl dazu schreitet, oder um seine Kräfte zu üben. Wir gingen öfter zu Fuß über Montreux nach Chillon und kehrten von dort im Boote zurück. Das malerische alte Schloß liegt nahe am Ufer auf einem den See nur wenig überragenden Felsen, zu dem eine Brücke führt. Man sieht dort den kellerartigen Kerker, in welchem Lord Byron's „Gefangener von Chillon" sechs Jahre seines Lebens zubrachte. Man zeigt dort den Pfeiler, an welchem Bounivard, Prior von St. Victor in Genf, seines Glaubens wegen angekettet war, und die von seinen Schritten ausgetretenen Steinplatten, so weit seine Kette reichte. Byron's Gedicht verdankt seine von Allen gefühlte Wirkung der Wahrheit seiner psychologischen Schilderung des Einflusses einer langen Gefangenschaft auf das Gemüth, dessen Wellen sich allmählich beruhigen. Es lebt sich so in die engen Verhältnisse ein, daß die große Welt ihm bei wiedererlangter Freiheit lästig wird.

Ich hatte Gelegenheit, etwas der Art zu erleben, als ich Professor in München war. Ein Mann, der viele Jahre wegen politischer Umtriebe im Gefängnisse zugebracht hatte, wurde eines unheilbaren Uebels wegen in meine Klinik geschickt; er litt an Markschwamm im Unterleibe. Bei der freundlichsten Pflege, die er von allen Seiten fand, konnte er es doch nicht im Krankenhause aushalten; ich mußte ihn in sein Gefängniß zurückschicken, wo er zu sterben wünschte.

Unser bedeutendster Ausflug war der auf den Dent de Jaman, einen Berg, der, fast so hoch wie der Rigi, nicht blos den Genfer, sondern auch den Neuenburger See überschaut, und ziemlich schwer zu besteigen ist. Wir hatten dabei Gelegenheit, die Gefahren einer Schweizerreise kennen zu lernen. Unser Führer geleitete uns, um den Rückweg abzukürzen, über

eine so steil abfallende Matte, daß die Damen, obgleich sie mit guten Gebirgsstiefeln versehen waren, allein nicht im Stande waren, dieselbe zu überschreiten. Wir Männer mußten sie einzeln hinüberleiten und jeden Fußtritt einstampfen. Die ganze Breite der Matte war nur einige hundert Fuß, wir brachten aber anderthalb Stunden damit zu, die drei Damen hinüber zu führen. An Umkehren war nicht zu denken, die Sonne war schon untergegangen, und es war Nacht, als wir heimkamen. Mir war eigentlich nicht sonderlich bei der Geschichte zu Muthe, da sie aber gut ablief, so diente sie dazu, die Entschlossenheit meiner Schwestern zu erhöhen. Sie waren stolz darauf, keine Aengstlichkeit gezeigt zu haben.

Wir fühlten uns Alle so glücklich in unserm ländlichen Paradiese, daß wir uns nur schwer zur Trennung entschließen konnten, aber die Zeit drängte, wir hatten noch viel zu sehen. Es war wohl Alles sehr schön, was wir noch sahen, aber Heimweh hatten wir nur nach unserm Landhause bei Clarens. Es war später Keinem von uns vergönnt, den Genfer See fröhlich wiederzusehen. Meine jüngste Schwester Marie reiste 1870 mitten durch das Kriegsgetümmel nach Genf, um ihre vom Typhus befallene einzige Tochter zu pflegen. Sie kam aber gerade zu ihrer Beerdigung, und ist 1873 aus Kummer darüber gestorben.

Der 20. August wurde zur Abreise bestimmt; ich ging einen Tag früher, weil ich mich in Lausanne aufzuhalten wünschte, und besuchte dort den trefflichen Chirurgen Herrn Mayor, der sich durch Einführung der Zinnkatheter und einer einfachen Verbandart mit dem dreieckigen Tuche einen bleibenden Platz in der Chirurgie errungen hat. Ich fand großes Behagen an dem kräftigen Manne mit den klaren, dunkeln Augen. Ich folgte seiner Visite im Hospitale; es erschien mir als ein Muster von Reinlichkeit und guter Einrichtung der Krankenzimmer, deren

jedes nur wenige Betten enthielt. Auch die sanfte Art, wie er mit kranken Theilen umging, war ganz nach meinem Geschmacke. In späterer Zeit haben mir seine schriftstellerischen Leistungen weniger gefallen. Er buhlte um den Beifall der Pariser und verirrte sich von den Wegen der Vorsicht, welche des Chirurgen höchste Zierde ist. Man muß dem Ruhme nicht nachjagen, sondern warten, bis er von selbst kommt oder gar nicht!

Als ich am 20. August von Lausanne nach Genf fuhr, zeigte sich der Montblanc in seiner ganzen Schönheit. Sein Anblick verscheuchte die sentimentalen Gefühle, mit denen ich von Clarens Abschied genommen hatte, und erweckte das Verlangen, mit dem alten Riesen etwas nähere Bekanntschaft zu machen, zu sehen, wie er in den Haushalt der Natur eingreift, indem er die Wolken um sich versammelt, die ihm den Schnee zuführen, der, in seinen Felsenrinnen herabgleitend, die Gletscher bildet, deren abschmelzendes Wasser die durstige Erde tränkt.

Ich kam rechtzeitig nach Genf, um die Meinigen bei ihrer Ankunft mit dem Dampfschiffe zu erwarten. Die Stadt fesselte uns nicht lange; wir fuhren schon am nächsten Tage nach Chamouny, in das Thal der fünf Gletscher, dem kein anderes gleich kommt durch Großartigkeit der Umgebungen.

Am 22. waren wir Herren schon früh Morgens auf den Füßen, um dem Glacier des Bossons mit seinem Wasserfalle einen Besuch zu machen. Gegen Mittag brachen wir mit den Damen auf, um den Mont Anvert zu besteigen, der den mächtigsten Gletscher, das Mer de glace, und einen Theil des schönen Thales übersehen läßt, dessen breite Wiesenmatten den strengen Ernst der umgebenden Berge mildern. Wir kletterten auf dem Gletschereise umher, wo fast jeder Schritt durch dessen tiefe Spalten gefährlich ist. Hier muß Jeder für sich selbst sorgen, Keiner kann dem Andern helfen, wenn er ausgleitet,

aber meine Schwestern ließen sich doch nicht abhalten, uns zu folgen. Der Führer machte uns aufmerksam auf die tiefen Spuren, welche das herabgleitende Eis binnen Jahrtausenden an den Felsen hinterlassen hat, und erzählte uns, wie weit in jedem Jahre der Gletscher von oben nach unten fortschreite, was er nach den auf dem Eise liegenden Felsstücken berechnete. Dies waren schon die ersten naiven Anfänge der Untersuchungen, welche zehn Jahre später Agassiz mit so großem Erfolge aufnahm und zur Aufklärung der Geologie benutzte.

Wenn man von Genf in das Chamouny-Thal gehen will, braucht man sich nicht lange zu besinnen, es giebt nur einen, sehr bequemen Weg, aber es kostet einiges Kopfzerbrechen, wenn man auf einem anderen wieder heraus will. Es giebt dazu zwei Wege, einen so unbequem, wie den anderen. Ueber die Schönheit der Aussichten, welche sie versprechen, aber selten gewähren, sind die Ansichten getheilt. Wir entschieden uns dahin, nicht über Tête noire, sondern über Col de Balme zu gehen, weil dieser die herrlichste Ansicht des Montblanc gewährt. Wir brachen am 23. August bei dem schönsten Wetter auf, aber ehe wir die Höhe des Col de Balme erreichten, wurden wir von einem dicken Nebel eingehüllt und es fiel Schnee, als wir oben das elende Wirthshaus betraten. Es gab uns Schutz gegen das Unwetter, aber dafür mußten wir uns räuchern lassen; man hatte eingeheizt, aber die Kamine wollten durchaus nicht ziehen. Wir warteten Stunden lang in diesem ungemüthlichen Hause auf besseres Wetter, aber es kam nicht, und wir mußten durch Nebel und Regen nach Martigny aufbrechen. Meine Mutter fühlte sich bei den schlüpferig gewordenen Wegen zu unsicher auf ihrem Maulthiere, und zog es vor, den größten Theil des Weges zu Fuß zu machen, an der einen Seite gestützt auf den Arm des Führers, an der andern auf den meinigen. Kalt und durch-

näßt kamen wir erst bei Nacht in Martigny an. Die ganze Tour war verfehlt und mit großen Unbequemlichkeiten verbunden gewesen, sie wirkte aber doch nicht niederschlagend; meine Mutter, welche für ihre Jahre Außerordentliches geleistet hatte, fühlte sich dadurch gehoben und war am andern Morgen wohl und munter. Im Wirthshause auf dem Col de Balme fanden wir einen jungen Franzosen, Namens Lemaire aus Paris, den wir schon in Chamouny gesehen hatten. Er schloß sich uns an, und zeigte sich liebenswürdig und hülfreich im Mißgeschick. Er hatte kürzlich als Jurist seine Examina gemacht, und wollte sich auf einer Schweizerreise davon erholen. Er konnte sich nicht von mir trennen und blieb mein Gefährte bis zum Ende dieser Reise. Ich habe später nichts wieder von ihm erfahren, aber sein Andenken gut bewahrt. Sein Bild lebte wieder in mir auf durch die Lectüre des allerliebsten Buches „Nouvelles genevoises“ von Töpfer. Es schildert eine ähnliche mißlungene Tour über Tête noire, wie die unsrige über Col de Balme. Unser junger Freund könnte dieses Buch geschrieben haben, sein Wesen und seine Art, sich auszudrücken, waren ganz die des liebenswürdigen Genfers. Da er nur französisch sprach, so gab er uns Allen die erwünschte Gelegenheit, unsere französischen Sprachübungen fortzusetzen.

Am 24. Morgens besuchten wir den herrlichen Wasserfall, Pissevache genannt, den schönsten in der Schweiz. Goethe hat ihn 1779 bewundert; wir thaten es ein halbes Jahrhundert später, unsere Urenkel werden dasselbe thun, wenn die Industrie nicht mittlerweile eine Mühle daraus macht. Sie dringt jetzt in alle Thäler, um Wasserkraft zu suchen, und verunstaltet dann die Landschaft durch ihre Fabrikgebäude. Wir trennten uns hier auf einige Tage von unseren Damen, welche durch das Rhonethal noch einmal nach Vevey fuhren, um von dort auf bequemen Wegen Interlaken zu erreichen, wo wir wieder

zusammentreffen wollten. Wir vier Männer gingen das Rhonethal aufwärts und übernachteten in Sieders, um am andern Morgen früh über die Gemmi nach Bad Leuk zu gehen. Die Gemmistraße ist merkwürdig genug durch die Art, wie dieselbe in eine fast verticale Felswand im Zickzack eingehauen ist; wir fanden die Aussicht aber nicht sehr belohnend, die Rhone, ehe sie sich im Genfer See abgeklärt hat, ist ein trübes, ungezogenes Wasser, welches seine Ufer nicht respectirt und durch Ueberschwemmungen die Wiesenmatten des Thales verdirbt. Auf dem steilen Felsenpfade der Gemmi traf ich mit einem funfzigjährigen englischen Geologen zusammen, welcher außer einem schweren Ranzen auf dem Rücken in der Hand einen Käfig mit einem Canarienvogel trug. Ich dachte mir, das ist eine wohlfeile, aber sehr unbequeme Art, den Sonderling zu spielen. Da kam es zum Vorschein, daß der Vogel ein Vermächtniß seiner vor Kurzem gestorbenen Frau sei, die ihm kein anderes lebendes Andenken hinterlassen hatte. Wir waren nicht sehr müde, als wir in Bad Leuk ankamen, denn Nachmittags bestiegen wir noch die nach Albinen zu führenden Leitern, eine Art Attrape, denn es lohnt sich nicht der Mühe, wie so Manches, was man thut, weil Andere es gethan haben.

Die zahlreichen warmen und heißen Quellen von Leuk gehören, wie die von Pfäffers, zu der Classe der indifferenten Thermen, deren Wirkung Hufeland dem Brunnengeiste zuschrieb, die Neueren einfach ihren physikalischen Einflüssen. Wir brachten am andern Morgen einige Stunden in einem Gesellschaftsbade zu, wo es uns ganz gut gefiel, obgleich die Einrichtungen sehr primitiver Art waren. In diesen Bädern sucht man den Menschen allmählich zu einem Amphibium zu machen; er muß zuletzt acht Stunden im Wasser sitzen, fünf Stunden Vormittags, drei Nachmittags.

Der Weg nach Frutigen, wo wir Abends anlangten, führt

an dem Daubensee vorüber, der durch seine trostlose Lage, in einer kahlen Felsenhöhe, wohl geeignet ist, zum Schauplatz grausiger Thaten zu dienen. Zacharias Werner läßt seinen 24. Februar dort spielen und ertränkt seinen Helden schließlich im Daubensee. Frutigen mit seinen schönen Wiesenmatten macht den wohlthuendsten Eindruck, nachdem man sich vorher lange zwischen öden Felsen umhergetrieben hat. Felsen sind sehr schön, es müssen ihrer nur nicht zu viele sein, in der Natur wie im Bilde. Ich ließ mir in Frutigen die Schweizer Milchwirthschaft erklären, deren Seele die Reinlichkeit ist, durch frische Luft und frisches Wasser.

Am 27. August gelangten wir auf einem reizenden Wege, welcher schließlich den Anblick des Thuner Sees gewährt, bei guter Zeit nach Interlaken. Nächst dem Genfer See ist dort einer der herrlichsten Lichtpunkte der Schweiz, wohin man sich wendet, sieht man nur das Schönste. Der Ort liegt in einem Walde von Nußbäumen, zwischen zwei Seen, dem Brienzer und dem Thuner See, welche durch die Aar mit einander verbunden sind. Südlich von Interlaken öffnet das Lauterbrunner Thal die Aussicht auf die Jungfrau, deren hehre Gestalt der ganzen sonst so lieblichen Gegend den Eindruck hoher Würde verleiht. Man wird nicht müde, sich nach ihr umzusehen und erwartet mit Ungeduld ihr Erröthen beim Sonnenuntergang. Während der Brienzer See von Bergen eingeschlossen ist, öffnet sich westlich vom Thuner See die Landschaft frei und weit, so daß das Farbenspiel der untergehenden Sonne zur Geltung kommt.

Am 28. August empfingen wir die Damen, welche über den Thuner See im Boote herankamen. Sie hatten bei schönem Wetter eine angenehme Reise gehabt und unterwegs von Vevey zuerst in Chauteau d'Oex und zuletzt in Spiez am Thuner See übernachtet. Sie waren gleich zu weiteren

Ausflügen bereit, so daß wir Nachmittags über den Brienzer See schifften, um den schönen Wasserfall Gießbach zu sehen. Damals wurde man von jungen Schweizermädchen dahin gerudert, deren einfache Lieder gut zu der umgebenden Natur paßten. Wir machten am Gießbache die Bekanntschaft eines dicken alten Herrn, der sich aus Liebe zu einem Schweizermädchen an diesem idyllischen Orte niedergelassen hatte. Er war das ächte Bild eines als Schäfer verkleideten Philisters. Wir bedauerten ihn mehr, als daß wir ihn beneideten, er schien uns seinen Beruf verfehlt zu haben, der geehrte Stammgast eines Bierhauses zu sein und saß nun an einem Wasserfalle mit seiner sehr unbefriedigt aussehenden Schönen, die wohl glücklicher war, als sie noch das Ruder führte. Am 29. August machten wir eine sehr gelungene Excursion in das Lauterbrunner Thal bis zum Schmadribach und sahen, mit Einschluß des berühmten Staubbaches, nicht weniger als sieben Wasserfälle in diesem Thale von lauter Brunnen. Der 30. August war einer der schönsten Tage unserer Schweizerreise, wir bestiegen die Wengern-Alp, von deren Höhe man die Jungfrau in ihrer ganzen Größe frei vor sich liegen sieht. Es war herrliches Wetter, kein Lüftchen regte sich, wir sahen zahlreiche Lawinen von der Jungfrau niederfallen, welche, flüchtigen Wasserfällen ähnlich, plötzlich entstehen und mit Donnergeräusch wieder verschwinden. Wir waren so früh von Interlaken aufgebrochen, daß wir uns Stunden lang des herrlichen Anblicks von der Wengern-Alp erfreuen konnten und doch noch am hellen Tage nach Grindelwald kamen und dem kleinen Gletscher einen Besuch machen konnten. Am folgenden Tage sahen wir auf dem Wege nach der großen Scheideck den zweiten großen Grindelwald-Gletscher, welcher weit in die schönen Wiesenmatten vordringt und dem Mer de glace nicht viel an Größe nachgiebt, doch ist der Eindruck der Gletscher im

Chamouny=Thale großartiger, durch die bedeutenderen Umgebungen. Der Weg über die große Scheideck nach Meyringen führt in der Nähe dieses Ortes vorüber an dem reizenden Rosenlaui=Gletscher, der, nur von mäßiger Größe, sich dadurch auszeichnet, daß man in die Grotte eindringen kann, welche sich durch das abschmelzende Eis bildet. Sie macht durch ihr blaues Licht einen zauberischen Effect und erinnert an die Grotte der Venus im Hörselberge. Es ist etwas kalt darin, so daß man sich, wie der ganz abgekühlte Ritter Tannhäuser bald zurückzieht. Vor dieser Grotte, dicht neben dem Eise, blühen die schönsten Alpenrosen. Meyringen ist durch seine nächsten Umgebungen ein Lieblingsaufenthalt der Maler, welche Naturstudien machen, wir sahen davon nur die hübschen Reichenbachfälle. Es war unsere Absicht, von dort über die Grimsel den Rhonegletscher zu besuchen, mußten diesen Plan aber des schlechten Wetters wegen aufgeben. Nachdem wir zwei volle Tage vergebens auf einen heiteren Himmel gewartet hatten, zogen wir es vor, am 3. September zunächst über den Brünig nach Luzern zu gehen, um dort den günstigen Zeitpunkt zur Besteigung des Rigi abzuwarten. Nach Uebersteigung des Brünigpasses kommt man an dem kleinen Lungernsee vorüber, der deshalb meinem Gedächtnisse nicht entschwunden ist, weil derselbe 1836 um hundertundzwanzig Fuß tiefer verlegt wurde, indem man ihn theilweise ablieߧ und so fünfhundert Morgen Landes kulturfähig machte. Damals versiegten in seiner Nähe alle Brunnen und die Häuser sanken ein, durch die radicale Aenderung im Stande des Grundwassers. Wir schifften über den freundlichen Sarnersee und gingen dann von Stanzstadt wieder zu Wasser auf dem Vierwaldstädtersee nach Luzern.

Am 4. September Morgens sahen wir uns diese Stadt an, die man leicht vergessen würde, wenn die Kunst ihr nicht einen unvergänglichen Schmuck verliehen hätte. Ganz nahe

der Stadt, auf dem Wege nach Zürich, ist nach einem Modelle von Thorwaldsen ein colossaler Löwe in eine hohe, perpendiculäre Felswand eingehauen. Von einem Speere durchbohrt, liegt er sterbend da, mit der Tatze noch die bourbonischen Lilien beschützend. Dieses Denkmal wurde 1820 den bei der Vertheidigung des Louvre am 10. August 1792 in Paris Gefallenen der Schweizer Garden errichtet; man kann nichts Ergreifenderes sehen, als dieses einfache Kunstwerk ohne menschliche Staffage und ist fast geneigt zu glauben, das Thier sei besser geeignet, monumentale Gedanken zu versinnlichen als die menschliche Figur. Jedes Thier drückt einen gewissen Charakter aus; um den Menschen zu charakterisiren, ist schon hohe Kunst erforderlich. Die Alten wußten sehr gut, wie malerisch Thiere wirken und ließen sie in ihren Kunstwerken und Festzügen reichlich erscheinen. In modernen Aufzügen vermißt man sie oft und seufzt über die nicht endenwollenden Menschenhaufen mit Cylindern oder Pickelhauben. Die Malerei kann jedes Geschöpf benutzen, für die Plastik sind nur wenige Thiere edel genug gebaut. Sie hat sich derselben oft mit Glück bedient, des Pferdes am häufigsten. Hätte ich einen großen Kriegshelden darzustellen, so würde ich ihm einen Löwen zum Gefährten geben, der den Muth des Heeres andeutet, welchem er seine Siege verdankt. Es war am 4. September kein Wetter, den Rigi zu besteigen, wir mußten laviren und machten Nachmittags eine Excursion nach Küßnacht, sahen einen Theil des Zuger Sees, Geßler's Schloß und die hohle Gasse, wo Tell den Landvogt erschoß. Der durch eine Capelle bezeichnete Platz sah damals ganz offen und heiter aus, kein Maler würde ihn gewählt haben, die Scene dahin zu verlegen und Tell würde es schwer gefunden haben, sich dort verborgen zu halten. Wir kehrten nicht nach Luzern zurück, sondern übernachteten in Weggis, wo wir am 5. September beim Erwachen auch keinen

heiteren Himmel vorfanden. Die Häupter der Berge waren verhüllt und es regnete von Zeit zu Zeit. Wir ließen uns dadurch nicht abhalten, den Vierwaldstädter See zu befahren, hatten aber nicht den vollen Eindruck seiner Schönheit. Wir ruderten nach dem Rütli, einer Wiese auf einem in den See vorspringenden Felsen, wo sich am 8. November 1307 dreiunddreißig Männer aus den Urcantonen versammelten, um den Bund zu beschwören, der sie vom österreichischen Joche befreien sollte. Dann fuhren wir hinüber zur Tellsplatte, wo der vom Landvogte Geßler im Boote gefangen fortgeführte Tell sich durch einen kühnen Sprung befreite.

Wir nahmen unser Nachtquartier in Brunnen mit der Hoffnung, am andern Morgen von dort den Rigi besteigen zu können. Sie wurde glücklicher Weise nicht getäuscht, der 6. September war ein glorreicher Tag, wie er wenigen Besteigern des Rigi beschieden ist. Wir zogen durch das freundliche Schwyz, schifften über den Lowerzer See, kamen vorüber an der steinigen Wüste, welche am 2. September 1806 der Einsturz des Roßberges aus dem blühenden Dorfe Goldau gemacht hat und erreichten Rigikulm frühzeitig genug, um die unvergleichliche Aussicht noch lange zu genießen und das Hochgebirge beim Sonnenuntergange erglühen zu sehen. Am andern Morgen fanden die Damen es sehr ungemüthlich, daß die Sonne so früh aufging, sie hätten dieselbe gern einige Stunden später bestellt. Aber wer lange schlafen will, der muß es anderswo thun, dort ist es unvermeidlich, den Sonnenaufgang mit anzusehen. Auf Rigikulm war es vollkommen klar, wir sahen die schöne, aber sehr flüchtige Wirkung der ersten Sonnenstrahlen auf die schneebedeckten Alpen, unter uns war die Gegend in Nebelwolken gehüllt. Beim Hinabsteigen nach Weggis mußten wir die Wolkenschicht durchwandern und freuten uns, als der Spiegel des Vierwaldstädter Sees endlich klar vor uns lag.

In Weggis schifften wir uns ein, um über Fluelen nach Altorf zu gelangen. Dort zeigte man uns den durch einen Brunnen bezeichneten Ort, wo Tell's Knabe stand, als der Vater ihm den Apfel vom Kopfe schoß.

So hatten wir bis auf Bürglen, wo die Stelle, auf der Tell's Haus stand, durch eine Capelle bezeichnet ist, welche die Damen später besuchten, alle die Plätze gesehen, welche Schiller in seinem Wilhelm Tell verherrlicht hat. Für poetisch gestimmte Gemüther sind dies Heiligthümer, bei denen es auf volle historische Wahrheit gar nicht ankommt. Wir lieben den Tell, wie ihn uns Schiller gegeben hat, nicht den historischen Tell. Es kann uns gleichgültig sein, ob die Historiker Tell's Thaten zur Sage stempeln wollen, jede Geschichte fängt mit der Sage an, sie ist zu unserer Zeit so mächtig als vor tausend Jahren. Ohne innere Wahrheit giebt es nichts wahrhaft Schönes, wie Schiller's Wilhelm Tell. Wir haben Ursache, dem großen Dichter dafür dankbar zu sein, er führte uns der Einigkeit und der Freiheit entgegen, es wäre schlimm, wenn wir es je vergessen sollten; auch in der Schweiz sollten wir uns seiner erinnern, dazu dienen die Wallfahrtsorte des Tell-Cultus. Es hat mich immer verdrossen, daß auch in Deutschland der Tell von Rossini so vielen Beifall gefunden hat, ich konnte die Oper nie leiden. Rossini traf wohl den idyllischen Ton, aber wo bleibt der heroische und patriotische Geist, der uns in den Schweizer Bergen anweht? Schiller, ohne je in der Schweiz gewesen zu sein, verstand es, in seinem Gedichte Alpenluft wehen zu lassen. Rossini, der Schwan von Pesaro, war eigentlich ein scherzhafter Vogel, der im Barbier von Sevilla seinen Höhepunkt erreichte. Er war ein feiner Kenner musikalischer Schönheit und wußte recht gut, was ihm fehlte, aber der unverdiente Beifall, den er oft fand, die Nothwendigkeit, Geld zu verdienen, verleiteten ihn, Dinge zu unternehmen,

denen er nicht gewachsen war. Er war nicht der Mann, Tell singen zu lassen. Als er wohlhabend geworden war, that er Buße durch sein beharrliches Schweigen.

Unser Nachtquartier in Altorf vom 7. September war die Scene wichtiger Verhandlungen unserer kleinen Reisegesellschaft. Wir standen wieder vor einem hohen Alpenpasse, dem Gotthard, meine Mutter war ihrer etwas überdrüssig geworden, ihr Herz gravitirte nach einer andern Richtung, zu ihrem alten Freunde Trampler in Lahr, nicht zu den Borromäi'schen Inseln. Sie war auch keine große Verehrerin der Muse Jean Paul's, der zu Liebe wir den Lago Maggiore in unser Reiseprogramm aufgenommen hatten. Meine beiden jüngeren Schwestern hatten den Titan noch nicht gelesen, in welchem Jean Paul einen vollkommenen Menschen schildert, dessen erste Jugendjahre er nach Isola Bella, „dem schönsten Flecke der Erde", verlegt. Im Rathe der Damen siegten deshalb die liebenswürdigen, lebenden Menschen in Lahr über die poetischen Glanzgestalten des Titan, von denen wir auf Isola Bella träumen konnten. Die Damen beschlossen, den St. Gotthard nicht zu überschreiten, wollten aber das wilde Thal der Reuß und die Teufelsbrücke sehen. Eduard, welcher unter uns der beste Reisemarschall war, sollte sie nach Lahr begleiten. Am 8. September, auf dem Wege nach Andermatt, hatten wir das schönste Wetter, so daß die Gotthard-Straße uns minder schauerlich erschien, als wir erwartet hatten. Meine Schwestern freuten sich, eine Menge italienischer Gesichter zu entdecken unter den Arbeitern, welche mit Anlage einer neuen Straße beschäftigt waren. Diese führte zwei Jahre später zu einer neuen Teufelsbrücke, welche oberhalb der alten erbaut wurde, breiter und kühner als diese, welche man stehen ließ zum Andenken früherer Zeiten und blutiger Kämpfe im Jahre 1799, zwischen Oesterreichern und Franzosen und dann zwischen Russen und

Franzosen. Nahe über der Teufelsbrücke befindet sich das Urner Loch, ein Tunnel, der ungefähr hundert Schritte lang ist und zu dem Thale führt, in welchem das freundliche Andermatt liegt. Hier sollten wir uns eigentlich trennen, die Schwestern wollten uns aber bis zum Gotthard-Hospiz begleiten. Während die Mutter in Andermatt zurückblieb, brachen wir Anderen schon sehr früh Morgens am 9. September auf, im Hospiz wollten wir frühstücken. Es fand sich aber, daß dieses eine sehr ungemüthliche Kneipe sei, welche zum längeren Verweilen nicht einlud. Wir hatten diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht, der uns den Kaffee kochen sollte. Die Trennung ging deshalb weniger sentimental vorüber, es mischten sich zu viele irdische Gefühle hinein. Die Schwestern kehrten nach Andermatt zurück, um die Mutter abzuholen und in Altorf zum zweiten Male zu übernachten. Von dort zog die kleine Karavane unter Eduard's Führung an Bürglen vorüber durch das Schächenthal nach Glarus, und gelangte über Zürich und Schaffhausen ohne besondere Abenteuer nach Lahr.

Herr Lemaire, mein Bruder August und ich zogen vom Gotthard-Hospiz wohlgemuth in „das Land, wo die Citronen blühn, im dunkeln Laub die Goldorangen glühn". Auf der Wengeren-Alp, auf dem Rigi möchte man zum Augenblicke sagen: „O weile doch, du bist so schön!" Auf dem St. Gotthard ist es anders, das Vergnügen besteht darin, ihn bald zu verlassen. Es ist dort wohl am besten, „wenn das Maulthier im Nebel seinen Weg sucht", dann sieht man nichts von der trostlosen Gegend. Im Herabsteigen nach Bellinzona, wo wir Abends ankamen, freut man sich in immer mildere Gegenden zu kommen, zuletzt in ein Land der Nußbäume und der Reben.

Am 10. September bestiegen wir in dem nahegelegenen

Locarno ein Dampfboot, welches uns in ungefähr vier Stunden nach Isola Bella, der größten unter den kleinen Borromäischen Inseln brachte. Es war ein heiterer Tag, aber die schneebedeckten Häupter der Simplonkette waren verhangen. Das Dampfschiff war Tags zuvor frisch angestrichen und duftete nicht nach Orangenblüthen, der Capitain war ein mürrischer Engländer, dessen Kleider reichlich von der Oelfarbe profitirt hatten, eine Restauration war nicht an Bord. Wir fanden den oberen Theil des Lago Maggiore, welcher mit hohen Bergen umgeben ist, lange nicht so schön wie den Vierwaldstädter See, mit dem Genfer See gar nicht zu vergleichen. Isola Bella enttäuschte uns vollkommen; ein geschmackloses großes Schloß, voll von mittelmäßigen Kunstwerken, macht sich breit auf der kleinen Insel, deren Rest zu unbequemen terrassirten Gärten umgewandelt ist. Alles darin ist durch Kunst auf dem unfruchtbaren Felsen erzielt worden, hohe Bäume können in dem aufgeschütteten Erdreich nicht Wurzel fassen. Die Orangenbäume kamen mir vor wie Zwerge gegen die riesigen Stämme des Herrenhäuser Gartens bei Hannover, unter deren Düften man wie in einem Haine wandeln kann. Alles macht den Eindruck einer übel erfundenen Theaterdecoration. Die Aussicht nach Süden und Westen, welche sich in die lombardische Ebene verliert, ist ohne Würde und Bedeutung. Die am südlichen Ende des Sees aufgerichtete Colossal-Statue des heiligen Borromäus bessert daran nichts, man erkennt nur ihre Umrisse am Horizonte. Isola Bella flößte uns kein Verlangen ein, auf einer Insel glücklich zu sein, ein Lieblingstraum empfindsamer Seelen. Man brauchte ihrer nur ein Dutzend auf Isola Bella einzusperren, um sie alle von ihrer Empfindsamkeit zu heilen. Der Wunsch, sich zu isoliren, entspringt doch nur aus Egoismus, man hat gefunden, daß die Welt auf unsere Gefühle nicht genug Rücksicht nimmt und will ihr aus dem Wege gehen.

Aber der Werth des Menschen besteht in seinen Beziehungen zu den Mitmenschen, im Verkehr mit ihnen verliert sich die krankhafte Reizbarkeit, während sie in der Einsamkeit zunimmt. Empfindsamkeit vermindert die Thatkraft und macht unduldsam, besonders gegen die Ansprüche gleichgestimmter Seelen. Zwei Vollblut-Sentimentale kommen in einer Familie selten zur Entwickelung, einer muß unterliegen und den Gefühlen des Andern Respect bezeugen, ohne die seinigen zu Rathe zu ziehen. Zum Isoliren bedarf es keiner Insel, in großen Städten ist es leichter. Der Arzt hat immer damit zu kämpfen und zu sorgen, daß die ihm vertrauenden Seelen nicht vereinsamen und ihren Gefühlen zu sehr nachhängen. Es ist mir immer so vorgekommen, als habe Jean Paul seinen Dr. Katzenberger nur geschrieben, um das wieder gut zu machen, was er durch Aussaat krankhafter Sentimentalität verdorben hatte. Man könnte dasselbe sagen von allen seinen besseren, nicht verhimmelnden Schriften, wie Quintus Fixlein, Blumen, Frucht und Dornenstücke, in denen seine feine Beobachtungsgabe glänzt, die im Hesperus oder Titan weniger zu Tage kommt.

Es würde uns auf Isola Bella vielleicht besser gefallen haben, wenn die Damen noch mit uns gewesen wären; sie finden oft das Schöne da, wo die Männer achtlos vorübergehen, aber zu einem „Triumphe der Empfindsamkeit“ wäre es sicher nicht gekommen. Wir hätten jetzt, nachdem der Lago Maggiore unseren Erwartungen nicht entsprochen, gern noch die Seen von Lugano und Como gesehen, aber unsere Pässe waren nicht für österreichisches Gebiet visirt. Ich hatte dies für meinen Theil absichtlich unterlassen, um nicht in die Versuchung zu gerathen, meine Reise nach Italien fortzusetzen.

Am 11. September war auf Isola Bella kein Dampfschiff zu erwarten, einen ganzen Tag noch in Jean Paul's

Eldorado zu bleiben, wäre uns schrecklich gewesen. Wir mußten uns entschließen, fast denselben Weg, den wir Tags zuvor gekommen, auf einem Ruderboote zurückzulegen, um nach Magadino zu gelangen. Es war ein entsetzlich schwüler Tag, der Horizont war mit Gewitterwolken verhangen, die Kräfte der Ruderer erlahmten in der Hitze, Segel waren nicht zu gebrauchen, denn kein Lüftchen regte sich. Die Fahrt dauerte mehr als sieben Stunden, die einzige Erquickung unterwegs war ein Korb mit frischen Feigen, den ich auf Isola Bella kaufte. Sie erinnerten uns daran, daß wir aus einem Paradiese kamen und nicht blos davon geträumt hatten.

In Magadino wurden wir gut verpflegt in einem palastähnlichen, aber ärmlich eingerichteten Wirthshause. Die Wirthin war eine muntere Italienerin, mit der ich mich auf das heiterste unterhielt, obgleich ich nicht mehr Italienisch wußte, als was ich aus italienischen Operntexten behalten hatte. Ich kam dort zu der Ansicht, daß ich die Sprache bald erlernt haben würde, wenn ich mich rechtzeitig zu einer italienischen Reise entschlossen hätte und nicht aus Pedanterie davon abgestanden wäre. Jetzt war es zu spät.

In der Nacht brach das Gewitter los und endete mit mächtigen Regengüssen, deren Spuren wir am folgenden Tage überall antrafen, in Wasserfällen, Bächen und Pfützen, wo sonst keine waren. Wir fanden die Straße über den Bernhardin, welche wir einschlugen, stellenweise durch Erdstürze, die der Regen veranlaßt hatte, zerstört und kamen erst bei Nacht in Hinterrhein an.

Es regnete wieder am 13. September; auf der Fahrt nach Chur sahen wir von dem Hinterrheinthal kaum mehr, als das getrübte Wasser unsers heimathlichen Stromes.

Am 14. September machten wir von Chur bei schönem Wetter einen Ausflug nach dem Bade Pfäffers, wo wir bei

sinkender Sonne eintrafen. Der Weg dahin aus dem Rheinthal führt langsam steigend über einen Theil des Calanda-Gebirges, in der Nähe des Bades überschreitet man auf einer natürlichen Felsenbrücke die wilde Tamina und kommt dann auf einem sehr abschüssigen Wege bald zu dem Badehause. Es sieht aus wie ein altes Kloster, ist vier Stockwerke hoch und liegt am linken Ufer der Tamina. In seinen unteren Räumen sind die Badecabinette und Gesellschaftsbäder, in denen Bauern aus der Umgegend oft ein paar Tage hintereinander sitzen und sich während dieser Zeit mehrmals schröpfen lassen. Nahe über dem Badehause öffnet sich die Felsenspalte, aus welcher die Tamina mit solchem Getöse hervorbraust, daß man in ihrer Nähe kaum sein eigenes Wort vernehmen kann. Am linken Ufer der Tamina hören die Felsen mit dieser Spalte auf, am rechten Ufer gehen sie noch weiter und überragen theilweise das Badehaus so, daß man von ihrer schwindelnden Höhe herab Lebensmittel und andere Bedürfnisse des Bades an Seilen in dasselbe herablassen kann.

Wir fanden in dem von Badegästen schon ganz verlassenen Gebäude nur einen alten Mann, der wohl schon siebzig Jahre alt sein mochte, mit intelligentem Gesichte und freundlichem Wesen. Er erbot sich, uns die heiße Quelle zu zeigen, welche 1500 Fuß oberhalb des Badehauses in der Felsenspalte entspringt. Dicht oberhalb des Badehauses führt eine hölzerne Brücke über die Tamina und gleich jenseits derselben beginnt der schlüpfrige Weg am rechten Felsenufer, welcher zu der Quelle führt. Er bestand damals aus zwei neben einander liegenden Balken, welche mit eisernen Klammern an den Felsen befestigt waren. Nach zehn bis zwölf Schritten auf diesem Stege ohne Geländer erreicht man eine durch den Felsen gehauene Pforte, welche durch eine Bretterthür verschlossen war. Durch diese kommt man in die Felsenspalte, wo der schmale Steg an der Felswand

sich in gleicher Weise wie außerhalb fortsetzt, nur ist er dort noch schlüpfriger durch das von oben herabträufelnde Wasser, unheimlicher wegen des schwachen Lichtes und des noch größern Getöses der Tamina. Da die Felsspalte gegen sechshundert Fuß hoch und nur zwanzig bis vierzig Fuß breit ist, so kann man sich denken, wie wenig Licht bis in diese Tiefe dringt. Der Führer ging voran; er wollte, um uns gegen Schwindel zu schützen, daß wir eine Stange anfaßten, die er selbst hielt; da wir uns aber schwindelfrei fühlten, so verzichteten wir auf dieses zweideutige Mittel, welches dem Einzelnen wenig Sicherheit gewährt, aber Allen sehr gefährlich werden kann. Wir kamen glücklich bis an die Quelle, welche, wie der zu ihr führende Steg, etwa zwanzig Fuß über der Tamina liegt. Nachdem wir uns den Hexenkessel angesehen, welcher seine Umgebungen mit dichten Wasserdämpfen erfüllt, kehrten wir um. Da man sich auf dem schmalen Stege nicht wohl ausweichen konnte, so wurde unser Führer jetzt der Letzte im Zuge. Wir kamen glücklich wieder heraus; auf der Brücke angelangt, blieben wir stehen, und ich zog meine Börse, um den Führer zu lohnen, aber er kam nicht. Nachdem wir einige Minuten gewartet, kehrten wir zu der Felsenpforte zurück und fanden sie fest verschlossen. Der Führer mußte also glücklich bis vor dieselbe gelangt sein, denn er allein konnte die Thür verschlossen haben. Wir konnten es kaum glauben, daß der bedächtige alte Mann noch auf der kurzen Strecke verunglückt sein sollte, welche zwischen der Thür und der Brücke liegt. Mit einem in der Nähe liegenden Balken sprengten wir die nach innen aufschlagende Thür mit Leichtigkeit und gingen noch einmal bis zu der Quelle, in der Hoffnung, den Alten zu finden; die Thür konnte ja durch Zufall in das Schloß gefallen sein. Wir durchsuchten dann das öde, dunkle Haus mit der Erwartung, daß wir von dort aus das Bett der Tamina erreichen würden,

aber es war Alles fest verschlossen. Jetzt waren wir ziemlich rathlos, was zu thun? Das nächste uns bekannte Dorf, welches wir passirt hatten, lag $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernt, und doch blieb uns nichts Anderes übrig, als dahin zurückzukehren, um Hülfe zu suchen. Mittlerweile war es Nacht geworden, ein schwaches Mondenlicht gab der ganzen Gegend eine andere Gestalt. Wir verirrten uns gleich von dem früher betretenen Wege, sahen dann aber bald Lichter in der Ferne, welche uns zu dem nur eine halbe Stunde entfernten Dorfe Valenz führten. Dort trafen wir gleich in dem ersten Hause einen freundlichen Mann, den Zimmermeister, welcher für das Bad arbeitete und dort genau Bescheid wußte. Er begleitete uns sofort zurück nach dem Badehause, führte uns durch das Souterrain zu einem durch die Tamina gezogenen Rechen, welcher dazu dient, das angeschwemmte Holz aufzufangen. Dort fanden wir die Leiche des alten Mannes angetrieben. Dieselbe zeigte, entkleidet, keine äußerliche Verletzung, ich machte deshalb noch einige Wiederbelebungs-Versuche durch künstliche Respiration, welche natürlich erfolglos blieben.

Wir verbrachten den Rest der Nacht in Valenz und zogen am andern Morgen nach Ragaz; der gute Zimmermann gab uns das Geleite. In Ragaz zeigte ich dem Landammann den ganzen Vorfall an; er ersuchte uns, dort zu bleiben, bis die Legal-Inspection stattgefunden habe. Es zeigte sich bei der Section, daß der alte Mann sofort seinen Tod gefunden haben müsse, da der zahnförmige Fortsatz des zweiten Halswirbels gebrochen war. Er mußte mit dem Kopfe voran gestürzt sein. Dicht vor der Felsenthür zeigten sich an den Sträuchern und Kräutern des felsigen Ufers die Spuren des fallenden Körpers. Wir übergaben dem Landammanne die Summe von 120 Franken zur Vertheilung an die Hinterbliebenen des alten Mannes.

Das alte Badehaus von Pfäffers ist noch immer in Ge-

brauch, aber durch eine schöne Straße von Ragaz zugängiger gemacht worden. Die Quelle spendet seit 1840 den größten Theil ihres Wassers den Bädern von Ragaz, welchen dasselbe durch die eine halbe Meile lange Röhrenleitung zugeführt wird. Ragaz, in dem dort ziemlich breiten Rheinthale gelegen, ist eben so schön und freundlich, wie Pfäffers düster und melancholisch. Ich besitze ein Oelgemälde davon, welches mir ein berühmter Münchener Landschaftsmaler verehrte, dessen Frau ich glücklich an einem Beinbruche behandelt hatte. Ich sah die Studie davon unter seinen Arbeiten, und erzählte ihm dabei, wie es mir dort gegangen sei.

Einige Monate nach meiner Rückkehr erhielt ich in Hannover einen Brief von dem guten Zimmermann, der mir meldete, daß die von uns hinterlassene Summe den Angehörigen des verunglückten Führers nicht ausbezahlt sei. Er bat mich um etwas Schriftliches über den Betrag. Dieses schickte ich ihm und fügte die Bemerkung hinzu, daß, wenn die Zahlung nicht bald erfolge, die Geschichte durch öffentliche Blätter bekannt werden solle. Ich hatte meinen Gil Blas nicht ohne Nutzen gelesen. Bald darauf schrieb der Zimmermann wieder, das Geld sei bezahlt, aber mit einem beträchtlichen Abzuge für die Legalsection.

Am 16. September kamen wir über Sargans und den Wallensee nach Zürich. Die Sage von unseren Erlebnissen in Pfäffers war uns voraufgeeilt, wir wurden überall darnach gefragt, so lange wir auf Schweizer Gebiet waren. Dies warf einen schwarzen Schatten auf den letzten Theil unserer Reise. In Zürich, wo wir den folgenden Tag blieben, gefiel es uns sehr. Wenn ich in der Schweiz leben sollte, so würde ich Zürich dazu wählen, es ist eine wohnliche Stadt. Sie liegt an einem sanften, gegen Süden gerichteten Abhange, durch die lebendige, aus dem See kommende Limmat in zwei Theile

getheilt. Das Wasser des Sees ist von hellblauer Farbe, seine Ufer bilden nicht kahle Felsen, sondern fruchtbare, mit Reben, Obstbäumen und zahlreichen Landhäusern besetzte Hügel; das Hochgebirge im Hintergrunde giebt der ganzen Landschaft Würde und belebt die Phantasie. Dazu kommt eine tüchtige, wohlhabende Bürgerschaft und die Nähe von Deutschland und Frankreich, zwischen denen die Gefühle der Züricher sich in der Schwebe befinden, so daß beide Völker dort ihre Freunde haben. Ich beneidete wohl die Professoren, welche aus Deutschland an die 1832 gegründete Universität berufen wurden, aber nur so lange ich nicht selbst deutscher Professor war, nachher nicht mehr! Schönlein zog 1833 von Würzburg nach Zürich, als ihm die Luft in Bayern zu dick wurde. Die Schweizer liebten ihn sehr, er war ein ganzer Republikaner geworden, aber schon nach sechs Jahren zog er nach Berlin und bildete sich dort zum vollendeten Hofmann. Dem witzigen und geistreichen Könige Friedrich Wilhelm IV. konnte der Republikaner nicht widerstehen. So machten es die meisten, in die Schweiz Berufenen; sie kehrten nach Deutschland zurück, sobald sie konnten. Die republikanische Luft behagt ihnen doch für die Dauer nicht; etwas Hofluft ist ihnen ein wahres Bedürfniß, wenn sie sich auch noch so ungeberdig anstellen, sobald davon die Rede ist.

Am 18. September fuhren wir von Zürich nach Schaffhausen, wo wir zeitig genug ankamen, um uns Nachmittags an dem Rheinfalle bei Laufen zu erfreuen. Obgleich die Umgebungen des berühmten Wasserfalles nicht schön sind und seine malerische Wirkung geringer ist, als die vieler kleinerer Wasserfälle, so macht doch die große fallende Wassermasse, vom linken Rheinufer aus gesehen, einen imposanten Eindruck. Man kann dieser so nahe treten, daß man das Gefühl hat, als würde man im nächsten Augenblicke mit fortgerissen werden. Man

weilt dabei in Gedanken versunken darüber, wie es wohl ausfallen würde, wenn man freiwillig dem lockenden Zuge des Wassers folgen wollte? Man unterläßt es schließlich, hinein zu springen, und geht tiefer unten im Boote zum andern Ufer über, wo der Wasserfall mehr den Eindruck eines mächtigen Mühlenteiches macht.

Am 19. September gelangten wir mit der Diligence durch das Höllenthal nach Freiburg im Breisgau, und ich sah damals zuerst die liebe Stadt und Gegend, in welcher ich später sechs glückliche Jahre verleben sollte. Der Anblick der sauberen, charaktervollen Stadt, der Bäche, welche durch alle Straßen fließen, des herrlichen Münsters machte auf mich einen unauslöschlichen Eindruck, der noch viele Jahre später zur Geltung kam.

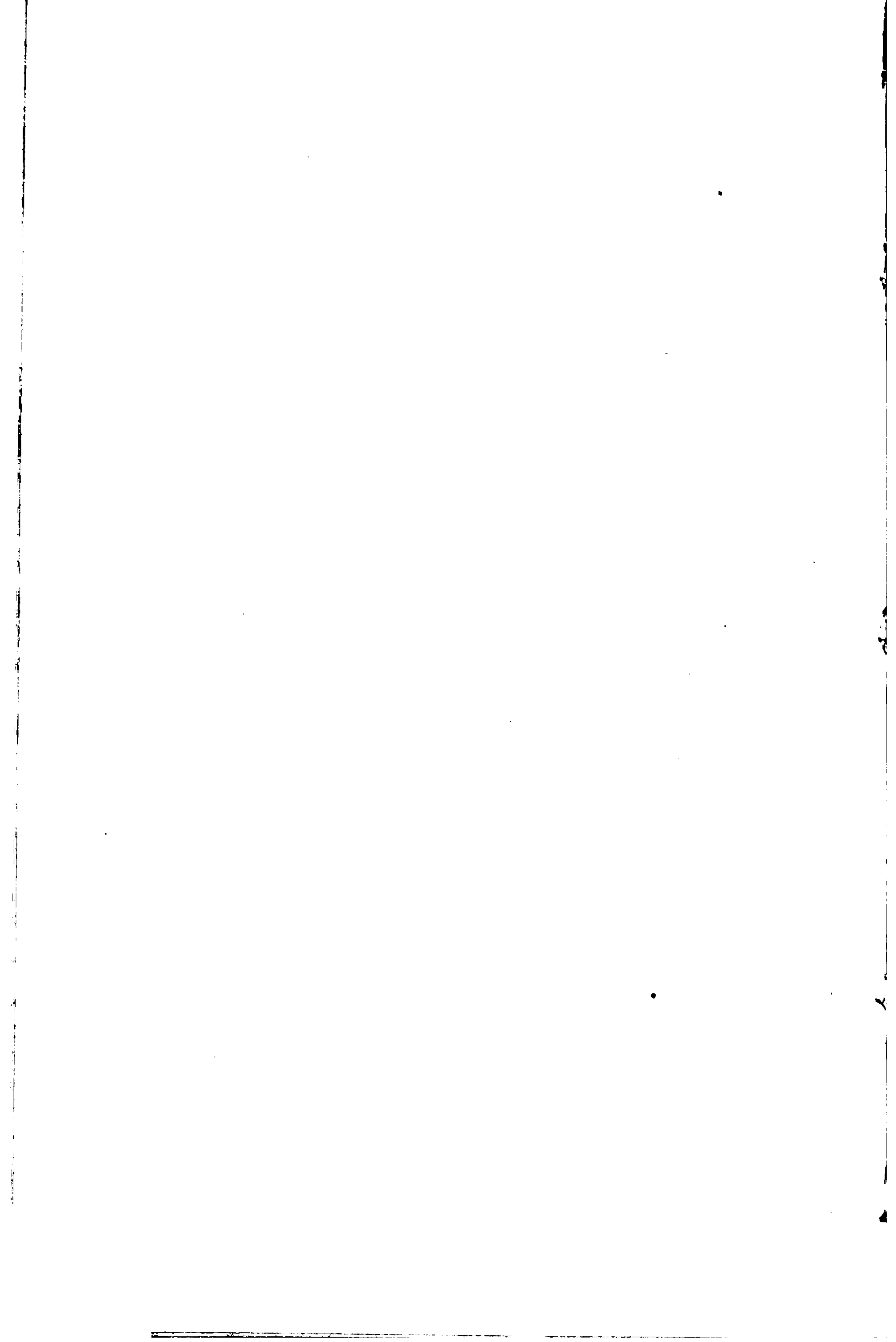
Von Freiburg nach Lahr gelangt man in einigen Stunden; ich fand dort am 20. September die Meinigen wohlbehalten im Trampler'schen Hause.

Herr Lemaire hatte sich in Schaffhausen von uns getrennt, um nach Frankreich zurückzukehren. Mein Bruder August ging von Lahr aus nach Paris zurück, wo er die unter Dumas' Leitung begonnenen chemischen Studien fortsetzen wollte.

Eduard begleitete uns auf der Rückreise bis Heidelberg, um von dort nach Danzig zurückzukehren.

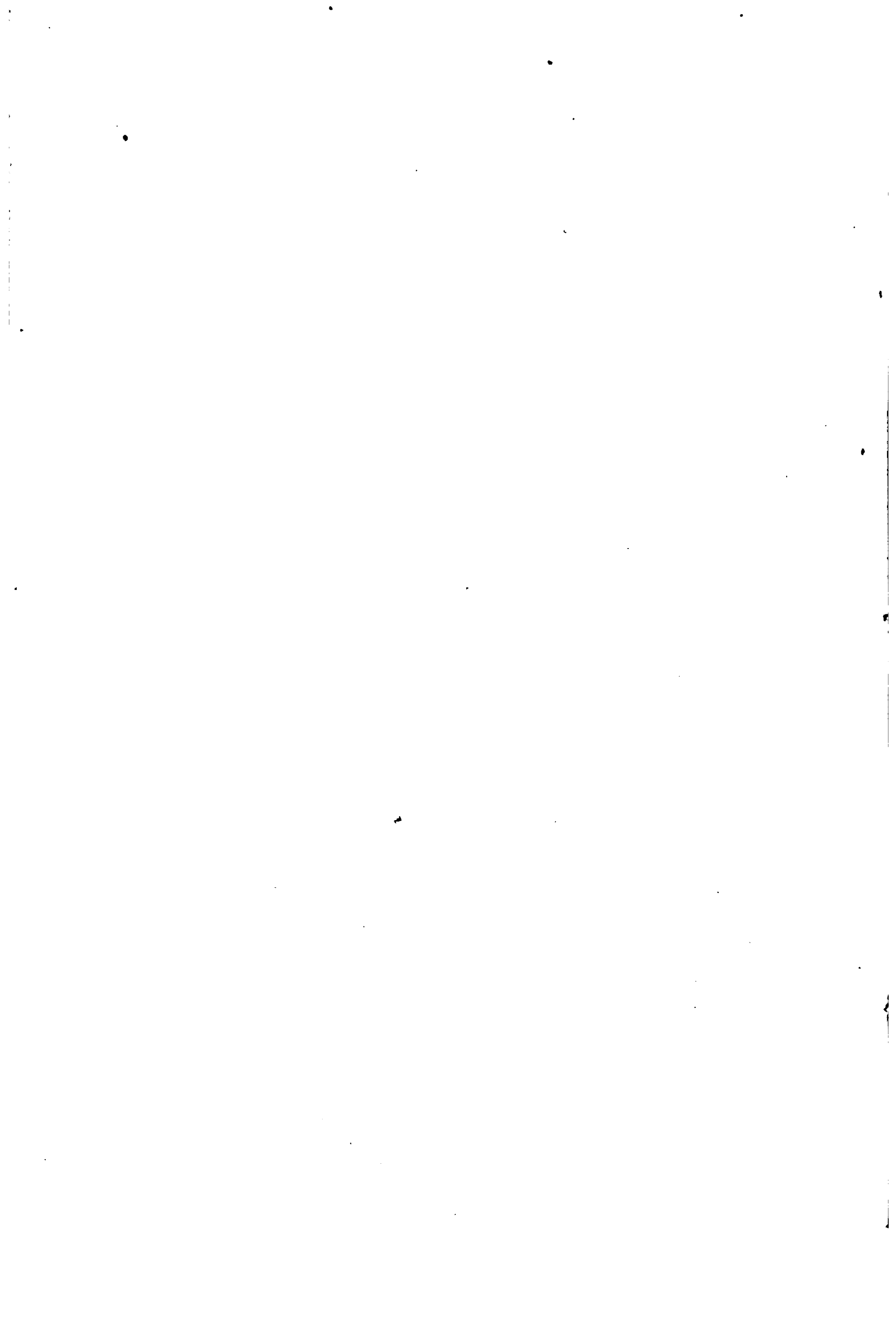
In den ersten Tagen des October kam ich mit Mutter und Schwestern wieder nach Hannover, reich an schönen Erinnerungen, arm an Enttäuschungen. Sie kommen erst, wenn man von der Welt etwas mehr verlangt, als sie schön zu finden. So lange man sich damit begnügt, findet man überall sympathische Seelen; erst wenn man in der Welt etwas erringen will, kommen die Widersacher.

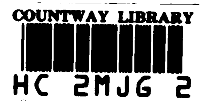
Ende des ersten Bandes.



Inhalt des ersten Bandes.

Seite






t.6046
Erinnerungen eines deutschen Ar1875
Countway Library BFL6168
3 2044 046 294 054